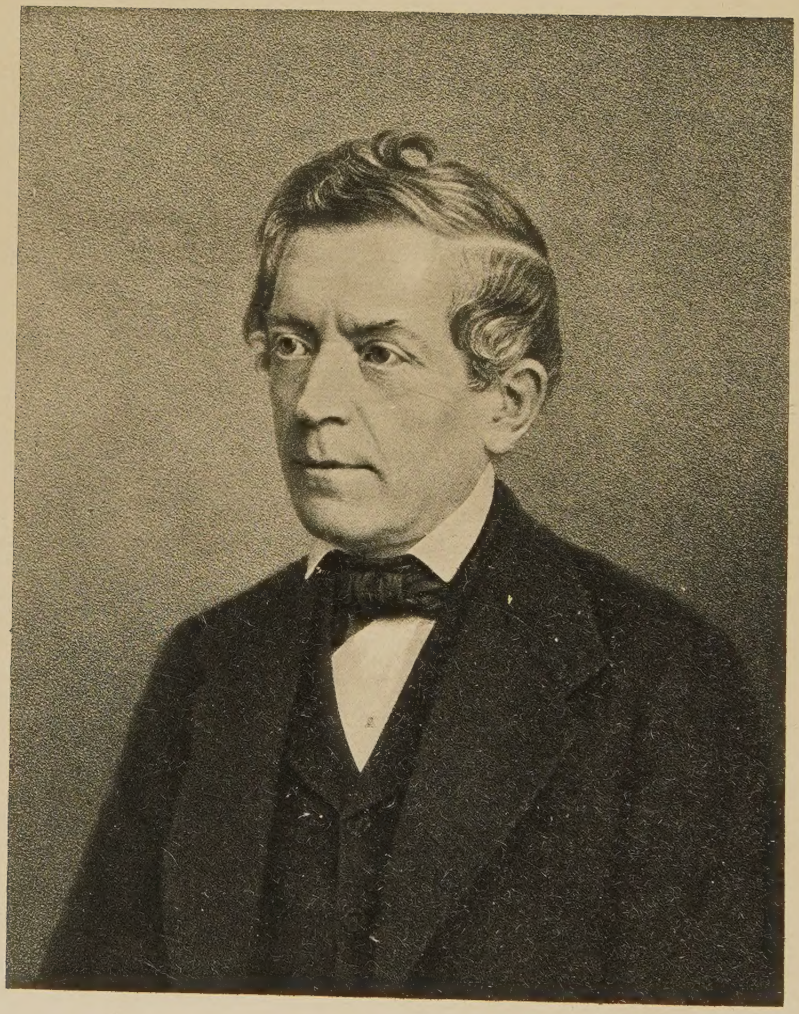
David Friedr. Strauss

als Denker und Erzieher

von A. Kohut

FEB 18 1964



Nach einer Photographie vom Jahre 1874

David Friedrich Strauß

als Denker und Erzieher

Von

Dr. Adolph Kohut

Mit 7 Gravüren

LIBRARY OF
...logical Seminary
B
3312
.K63
1908
58,656

Leipzig 1908
Alfred Kröner Verlag

Druck von August Pries in Leipzig.

Inhalt

Seite

Einleitung 5
I. Leben und Schriften 11
II. Religionsphilosoph und Ethiker 57
III. Natur und Welt, Mensch und Leben, Tod und Unsterblichkeit . . . 88
IV. Strauß als Philosoph und sein Urteil über Philosophen 113
V. Politiker, Parlamentarier und Parlamentsredner. — Ansichten über Staat, Regierung und Welt 125
VI. Strauß über Geschichte und Geschichtsschreiber 160
VII. Ansichten und Aussprüche über Musik, Theater und bildende Kunst . 170
VIII. Strauß über Liebe, Frauen und Ehe 189
IX. David Friedrich Strauß' Humor 203
X. Persönliches. — Lebensgrundsätze und Maximen 224

Verzeichnis der Gravüren

1. D. Fr. Strauß. Nach einer Photographie vom Jahre 1874 . (Titelbild)
2. D. Fr. Strauß. Nach einer Zeichnung vom Jahre 1837 . . . zu Seite 5
3. Geburtshaus von D. Fr. Strauß in Ludwigsburg. Nach einer Photographie . . . . . „ „ 11
4. Agnese Schebest. Nach einer Zeichnung . . . . . „ „ 35
5. Eduard Zeller. Nach einer Photographie vom Jahre 1882 . . „ „ 57
6. Christian Märklin. Nach einem Gemälde von Holder vom Jahre 1834 . . . . . „ „ 89
7. Alice Prinzessin von Hessen. Nach einer Photographie vom Jahre 1860 . . . . . „ „ 113

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY

A. L. F. Bernhardi.

Nach einer Zeichnung vom Jahre 1837

Einleitung

Vor einem Jahrhundert, am 27. Januar 1808, wurde David Friedrich Strauß geboren. In unserer raschlebigen Zeit, in der selbst die hervorragendsten und bahnbrechendsten schöpferischen Geister, die den Grund der Menschheit einerseits durch ihre Taten und andererseits durch ihre Werke aufzuwühlen verstanden, bald vergessen sind, glänzt noch immer der Name von David Friedrich Strauß als ein Planet allerersten Ranges am Himmel der Wissenschaft und Literatur. Er war nicht allein ein großer Theologe, Bibelkritiker, glänzender und vielseitiger Schriftsteller, sondern auch ein ursprünglicher und originaler Denker, der, obschon er kein eigenes System aufgestellt hat, dennoch durch die philosophischen Ideen, die er auf den mannigfachsten Gebieten der menschlichen Erkenntnis entwickelte, und durch die neuen Anschauungen auf dem Felde der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft als ein Pfadfinder von phänomenaler Bedeutung sich bewährte. Was diesem Forschergeist den Stempel der Eigenart aufgedrückt, was ihm die Unsterblichkeit für alle Zeit sichert, ist eben der Umstand, daß er, obschon er zu den gründlichsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit gehörte, kein Stubengelehrter war, sondern alle Zeit das nicht genug anzuerkennende Bestreben zeigte, die Früchte seiner Studien und seines Nachdenkens der großen Menge der Gebildeten zugute kommen zu lassen. Seine Laufbahn als Lehrer beginnend, hat er sich Zeit seines Lebens als Lehrer gefühlt; und dieses Prädikat, aber im höchsten und edelsten Sinne des Wortes, müssen wir ihm denn auch zugestehen; denn er war der Lehrer und Erzieher des modernen Geschlechts in Deutschland oder wenigstens derjenigen unter den Gebildeten, die mit dem alten Glauben gebrochen haben und, einer modernen Weltanschauung huldigend, sich zu einer monistisch gerichteten Naturphilosophie und zum neuen Glauben an eine sittliche Weltordnung ohne veraltete dogmatische Zwangsmittel bekennen.

David Friedrich Strauß ist daher noch nicht gestorben; der hehre und lichtvolle Genius dieses kühnen Denkers und Erziehers und dieses edlen Menschen wirkt noch immer fort und wird noch in kommenden Jahrhunderten und für kommende Geschlechter Segen stiften und Seelen und Geister befreien. Das vielberufene Wort, daß die Spuren seiner Erdentätigkeit selbst in Äonen nicht untergehen werden, findet kaum auf einen zweiten wie auf ihn volle Anwendung. Der Same der freien geistigen Tätigkeit und der selbständigen Forschung, den er Jahrzehnte hindurch ausgestreut, hat noch in der Gegenwart üppige Früchte gezeitigt. Selbst ein so grundlegender Naturforscher wie Ernst Haeckel, dieser namhafteste Vertreter des Monismus in der Gegenwart, ist nicht allein von Goethe, Lamarck und Charles Darwin, sondern auch von David Friedrich Strauß vielfach beeinflußt und in seinen philosophischen Anschauungen durch dessen Schriften gefördert worden.

Der berühmte Jenenser Naturforscher hat denn auch in seinen Werken, in seinen „Lebenswundern", „Welträtseln" und anderen, in warmer, zuweilen begeisterter Weise von dem ehemaligen Repetenten am Tübinger Stift gesprochen. So sagt er z. B. in der ersteren Schrift in dem Kapitel: „Wunderglaube der modernen Philosophie"[1]): „... Die radikale Kritik von David Friedrich Strauß, dem wahren ‚Schleierlüfter', wies in dem ‚Leben Jesu' (1835) den mythologischen Charakter des ganzen christlichen Lehrgebäudes nach. In seiner berühmten Schrift über den ‚alten und neuen Glauben' (1872) sagte sich dieser ehrliche und geistreiche Theologe völlig von dem Wunderglauben los und erkannte der Naturerkenntnis und der darauf gegründeten monistischen Philosophie das Recht zu, eine naturgemäße Weltanschauung auf dem Boden der kritischen Empirie aufzubauen." Und in den „Welträtseln"[2]) äußert sich Ernst Haeckel mit folgenden schönen Worten über ihn: „Den offenkundigen und unversöhnlichen Gegensatz zwischen der modernen wissenschaftlichen und der überlebten christlichen Weltanschauung hat niemand klarer, mutiger und unwiderleglicher bewiesen, als der größte

[1]) Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie. Alfred Kröner Verlag. Leipzig.

[2]) Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Alfred Kröner Verlag. Leipzig.

Theologe des 19. Jahrhunderts, David Friedrich Strauß. Sein letztes Bekenntnis: ‚Der alte und der neue Glaube' ist der allgemein gültige Ausdruck der ehrlichen Überzeugung aller derjenigen Gebildeten der Gegenwart, welche den unvermeidlichen Konflikt zwischen den anerzogenen herrschenden Glaubenslehren des Christentums und den einleuchtenden, vernunftgemäßen Offenbarungen der Naturwissenschaft einsehen; aller derjenigen, welche den Mut finden, das Recht der Vernunft gegenüber den Ansprüchen des Aberglaubens zu wahren und welche das philosophische Bedürfnis nach einer einheitlichen Naturanschauung empfinden. Strauß hat als ehrlicher und mutiger Freidenker, weit besser als ich es vermag, die wichtigsten Gegensätze zwischen ‚altem und neuem Glauben' klargelegt."

Ist nun auch Gelehrten wie Ernst Haeckel und allen Anhängern des Monismus, sowie den liberalen Theologen und freisinnigen Denkern überhaupt, längst die Erkenntnis von der weithintragenden wissenschaftlichen, literarischen und kritischen Bedeutung von David Friedrich Strauß aufgegangen, so ist leider in den weitesten und breitesten Schichten des deutschen Volkes dieser Genius noch nicht seinem vollen Wert nach gewürdigt worden. Noch immer wird Strauß nur als der Allzermalmer des dogmatischen Christentums, als der Verfasser des „Leben Jesu" und des „alten und neuen Glauben" genannt und je nach der Parteistellung des einzelnen gepriesen, in den Himmel gehoben oder in den Orkus geschleudert. Doch war er nicht bloß ein freisinniger oder radikaler Theologe. Dieser vielseitige und umfassende Genius hat auch als Philosoph, Literar- und Kulturhistoriker, musikalischer Schriftsteller, politischer Publizist, ja sogar als Dichter Vorzügliches geleistet und sich über die verschiedensten Gegenstände, die unseren Verstand, unsere Seele und unser Gemüt beschäftigen, in ebenso lichtvoller und klarer, wie origineller Weise geäußert. Durch und durch ein moderner Mensch, obschon pietätvoll das überlieferte Gute und Bleibende pflegend, ist er ein Lehrer und Erzieher seiner von ihm so geliebten Nation geworden.

Der Säkulartag gibt mir daher die gewünschte Veranlassung, David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher zu

schildern und ihn nicht allein denjenigen, die ihn schon lieben und ehren, sondern auch dem Verständnis aller derer, die bisher noch keine Gelegenheit hatten, sich mit seinen Schriften zu beschäftigen, näher zu bringen. Man wird mit Erstaunen gewahren, welch unendlicher Reichtum von herrlichen, großen, schönen und edlen Ideen, Anregungen und Empfindungen in den Werken, Reden und Briefen unseres Geisteshelden enthalten ist. Ich habe ihn deshalb in erster Linie selbst sprechen lassen. Nicht etwa, um die Lektüre seiner zwölfbändigen „Gesammelten Schriften" und seiner übrigen literarischen Arbeiten überflüssig zu machen, sondern im Gegenteil, um das Lesepublikum zu veranlassen, sich eingehender mit David Friedrich Strauß zu befassen. In den geistigen Kundgebungen desselben wird es die urkundlichen Beweise dafür finden, daß dieser Denker und Erzieher zu den Wohltätern der Menschheit im allgemeinen und des deutschen Volkes im besonderen gehört, von dessen Arbeiten ein Meer von Licht ausgeht und der noch jetzt, obschon er seit fast 34 Jahren im Schoß der Erde ruht, ein Lebendiger, Heil- und Segenspendender ist. Wäre David Friedrich Strauß nur Gelehrter, Forscher, Dichter und Erzieher, ein durch seltene geistige Anlagen bevorzugter Mann gewesen, so hätten alle diese gewiß anzuerkennenden großen Eigenschaften noch nicht hingereicht, das Andenken an den Auserwählten und Berufenen neu zu beleben. Er war aber überdies noch ein mit den edelsten Charaktereigenschaften ausgestatteter, selbstloser, ausschließlich nach Wahrheit strebender und von den lautersten Grundsätzen geleiteter Mensch, ein Vorkämpfer für ein einiges Deutschland unter Preußens Führung, und zwar schon zu einer Zeit, als man in Süddeutschland den süddeutschen Strauß wegen dieser seiner Gesinnungen noch arg verketzerte. Er war der unerschütterlichste Prediger in der Wüste gegen alles Unlautere, Rohe oder gar Schwindelhafte auf den verschiedensten Feldern der Theologie, Philosophie, Literatur, Kunst, Musik und des öffentlichen Lebens, rücksichtslos seine Stimme gegen die falschen Propheten erhebend, unbekümmert um alle Anfeindungen und Angriffe, die oft hageldicht auf ihn herabregneten. Und alles, was er sagte, war rein von jeder persönlichen Gehässigkeit; denn war er auch eine Streitnatur, so zog er sein Schwert ausschließlich nur im Dienste des Rechts und der Wahrheit, während ihm die Träger der falschen Ideen als solche gleichgültig waren. Er wollte seine

Widersacher befehden und überzeugen, sie aber nicht vernichten, und so hatte denn seine Polemik, wie scharf und stürmisch sie sich auch zuweilen gestaltete, nie etwas Beschimpfendes.

Hierzu gesellte sich eine eigentümliche Grazie und Klassizität des Stils. Alle seine Sätze sind wie aus Erz gegossen und seine Sprache, obwohl volkstümlich, vornehm, elegant und in der Form meisterhaft.

Gewiß hat David Friedrich Strauß, der Kämpfer und Heros des Gedankens, sich zuweilen geirrt und ist zu manchen Trugschlüssen gelangt; doch muß ihm Freund und Feind die Anerkennung zollen, daß er allezeit das Beste *wollte*, und daß das Glück seines Lebens nur darin bestand, die Menschen durch Aufklärung und durch die Lehren der Moral und Ethik des neuen Glaubens glücklich und zufrieden zu machen. Er selbst hat den Kelch der Leiden, der bitteren Enttäuschungen, der vereitelten Hoffnungen bis auf die Hefe geleert; sowohl die Menschen wie das Schicksal haben ihm arg zugesetzt, und nicht einmal in der Ehe fand er jenes bißchen Behagen, wonach sich doch ein jeder Mensch sehnt; und so ist unwillkürlich eine gewisse Erbitterung und ein Hauch von Melancholie bei ihm zu verspüren. Doch bekämpfte er, wie wir zeigen werden, jenen Pessimismus, wie ihn Arthur Schopenhauer und Eduard von Hartmann predigten, jene Lehre von der Verneinung des Willens, die in diesem Punkte mit dem dogmatischen Christentum Hand in Hand geht, indem sie unsere Erde für ein Jammertal erklärt und in der Abwendung von allen Freuden, sowie in der Tötung des Fleisches das Ideal des Daseins erblickt. In der Arbeit, der Erfüllung der Pflichten und der selbstlosen Tätigkeit zur Erreichung hoher Menschheitsziele fühlte er sich glücklich und ertrug dabei all das Ungemach und all das Elend unserer Existenz.

Möchten die goldenen Worte, die von David Friedrich Strauß herrühren und die ich so mühsam und eifrig gesammelt habe, gleichsam als ein Vermächtnis an einen der verdienstvollsten und genialsten Söhne Deutschlands auch noch von kommenden Geschlechtern gelesen und beherzigt werden. Möchten sie ein Scherflein dazu beitragen, die Erinnerung an den Unsterblichen aufs neue wachzurufen, und zwar in dem Sinne, daß man nicht allein aufs neue singt und sagt von dem Denker, Erzieher und Dulder, sondern daß man auch in seine geistige Schöpfungen sich vertieft, so daß dieselben

im Palast wie in der Hütte fleißig gelesen werden und im Hause keines Gebildeten und vorurteilslosen Menschen fehlen.

Durch diese literarische Denkmalsweihe wird hoffentlich das ominöse Wort, das Strauß einst an seinen getreuen Jugendfreund, den Pastor Ernst Friedrich Rapp — Darmstadt, den 1. Juli 1870 —, schrieb, zunichte werden, nämlich seine bewegliche Klage: „Meine Schriften, sofern sie nur das sind, pflegen meine deutschen Landsleute zur Makulatur werden zu lassen." Durch die jetzige Sammlung dürfte es selbst demjenigen, der nicht Lust und Muße genug haben sollte, die umfangreichen Bände der Straußschen Lebensarbeit durchzustudieren, ermöglicht werden, sich davon zu überzeugen, daß man David Friedrich Strauß gelesen haben müsse, um so manches Rätsel der Menschheit und der Welt zu begreifen und zu lösen, und daß es als ein unerläßliches Gebot der Erziehung und der Bildung erscheine, daß man sich mit der Lebens- und Weltanschauung dieses klassischen Denkers und Erziehers näher vertraut mache.

Der Verfasser

Geburtshaus von David Friedrich Strauss in Ludwigsburg.

I.

Leben und Schriften

Bevor David Friedrich Strauß als Philosoph, Denker und Erzieher hier näher analysiert wird, erscheint es mir unerläßlich notwendig, einiges über sein Leben und seine Schriften zu sagen, da ohne Kenntnis derselben gar vieles in seinem Wirken und literarischen Schaffen unverständlich bliebe.

Geboren wurde David Friedrich Strauß am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg, in derselben Stadt, wo seine intimen Freunde: Justinus Kerner, Eduard Mörike, Friedrich Vischer, Christian Kaeferle und C. F. Kauffmann zur Welt kamen, und er hat seiner Vaterstadt sein Leben lang eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Als ihn z. B. 1848 seine Landsleute als Kandidaten für die Frankfurter Nationalversammlung und dann für den Württembergischen Ständetag aufstellten, erachtete er diese Vertrauenskundgebung für eine so außerordentliche Auszeichnung, daß er, der dem praktischen politischen Leben von jeher sich abgeneigt zeigte, voll Stolz und Freude sich zum Abgeordneten der Stadt Ludwigsburg für den Ständetag wählen ließ.

Zehn Jahre nach dem Ableben des berühmtesten Ludwigsburgers, am 27. Januar 1884, wurde an seinem Geburtshause, das im Besitz seiner Eltern gewesen war, von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine Gedenktafel in Bronze angebracht. Ein in Renaissanceform verzierter Sockel trägt die Inschrift: „Geburtshaus von David Friedrich Strauß. Geboren 1808, gestorben 1874." Das Oval, in welchem sich das wohlgelungene Profilbild von Strauß im Relief abhebt, ist von einem Lorbeerkranz eingefaßt, auf dem ein nach oben blickender, die Schwingen öffnender Adler steht — ein sinniges und treffendes Symbol des kühnen Adlerfluges des himmelanstürmenden Forschers.

Sein Vater war ursprünglich ein wohlhabender Kaufmann, der jedoch durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Mißgriffe viele finanzielle Verluste erfuhr, unter denen der Wohlstand der Familie sehr zu leiden hatte. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, fühlte er sich in seinem kaufmännischen Beruf nicht recht glücklich, und es bereitete ihm die aufrichtigste Freude, wenn er sich wissenschaftlicher Lektüre hingeben konnte. Er las neben den neueren Dichtern auch seinen Horaz, Ovid und Virgil in der Ursprache; auch hatte er, wie sein Sohn von ihm rühmt, in ‚freundlichen Ausarbeitungen jederzeit ein angenehmes Gedicht von einer nicht ohne Talent für Poesie und Musik und insonderheit der Obst- und Bienenzucht mehr Zeit, als für sein Gewerbe gut war. Für seine Mutter hegte David Friedrich Strauß zeitlebens die innigste Liebe und Verehrung; in einem der schönsten Aufsätze, die er schrieb, „Zum Andenken an meine gute Mutter für meine lieben Kinder“ hat er ihr ein überaus anziehendes literarisches Denkmal gesetzt. Das beste, was an ihm sei, so erzählt er darin seinen Kindern, das beste, was er an Lehren und Besitztümern auf seine Kinder übertragen könne, das verdanke er ihr. Er rühmt ihren heiteren Geist und ihre Freude am Lernen und ein eigenes Gedächtnis in ihrer Jugend. Das Mittel, wodurch sie für sich allen Unannehmlichkeiten, allen Verstimmungen wehrte, sei ihre unausgesetzte, pflichtmäßige Tätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, gewesen, die jedem nur das Seinige tue, zuletzt alles wohl machen werde. Darin habe im Grunde auch ihre Religion bestanden. Es sei eine Religion des gewissenhaften Handelns auf der einen und des gläubigen Vertrauens auf der anderen Seite gewesen.

Neben seinem Vater stand dem niemand so nahe wie sein einziger Bruder Friedrich Wilhelm, geboren 1810 in Ludwigsburg, der zuerst als Fabrikant in Köln lebte und dann nach Darmstadt zog, wo er 1863 starb. Sein Tod ging ihm ungemein nahe und er hat in dem Aufsatz, den er ihm widmete, betitelt „Worte des Andenkens

---

1) Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Nach des Verfassers letzten Bestimmungen zusammengestellt, durchgesehen und mit erklärenden Bemerkungen versehen von Eduard Zeller. Bonn, Verlag von Emil Strauß. Bd. I, S. 83 ff.

an Friedrich Wilhelm Strauß, gesprochen am 24. Februar 1863" [1]), diesen seinen Gefühlen beredten Ausdruck gegeben. Was er dort sagt, kann mit noch viel höherem Rechte auch von ihm selbst behauptet werden:

„Mit wie reichen Gaben hatte die Natur ihn ausgestattet. Mit diesem hellen, scharfen Verstande, diesem festen, unbeugsamen Willen, diesem geraden, treuen Herzen, diesem heitern und freien, für den Scherz und den Ernst des Lebens geöffneten Sinn. Dabei eine Arbeitskraft, die nicht zu ermüden war . . . Sein Leben ist uns ein Beispiel von zwei scheinbar entgegengesetzten Wahrheiten. Fürs erste freilich von der alten, wie nichts der Mensch dem Schicksal gegenüber ist, wie ein Hauch von diesem hinreicht, um die stolzesten Gebäude menschlicher Strebungen und Entwürfe wie Kartenhäuser übereinander zu werfen. Fürs andere aber auch von der seltener erkannten Wahrheit, wie gegen den hellen ruhigen Sinn, gegen den reinen festen Willen das Schicksal doch nichts vermag; wie es höchstens die Form des menschlichen Handelns ändern, seinen Gehalt aber und seinen Wert, ja selbst das daraus dem Menschen erwachsende Wohlgefühl nicht beeinträchtigen kann; wie es überhaupt in allen Gestalten, als Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Reichtum oder Armut, nichts anderes ist, als nur eine verschieden geformte Veranlassung für uns Menschen, unsere Kräfte zu üben, so oder so, im großen oder kleinen, als Handelnde oder Duldende, unsere Aufgabe zu lösen, unsere Bestimmung zu erfüllen."

David Friedrich Strauß wuchs unter der zärtlichen Pflege seiner ihn über alles liebenden Eltern auf, die um so notwendiger war, als der Knabe sehr zart gebaut war. Sein schon genannter Jugendgenosse, der Ästhetiker und Satiriker Friedrich Vischer [2]), entwirft von der jugendlichen und physischen Entwicklung des Knaben ein anschauliches Bild, dem ich nur das Nachstehende entnehmen will: „Von den gewöhnlichen Knabenspielen war das Kind durch seinen schwächlichen Körperbau ausgeschlossen, eine enge Brust und eingezogene

[1]) Gesammelte Schriften. Band I., S. 113 ff.

[2]) Kritische Gänge Bd. I., Seite 84. Der hier aufgenommene Aufsatz wurde schon 1838 verfaßt und betitelt sich: „Strauß und die Württemberger".

Schultern, eine hektische Anlage (was aber in Wirklichkeit nicht der Fall war). Es bildete sich durch das Gefühl physischer Schwäche in dem zart organisierten Geiste jene schüchterne verschämte Jungfräulichkeit aus, die wir häufig in der Kindheit solcher Naturen bemerken, welche mehr für die Geisteswelt als für die Körperwelt bestimmt sind."

Von dem Äußern des zarten, lernbegierigen Knaben entwirft Friedrich Vischer gleichfalls eine hübsche Skizze, in der es u. a. heißt: „Man hätte in der zwar mageren, aber stolz aufgewachsenen Jünglingsgestalt, in den dunklen großen Augen und den schönen altdeutschen Haaren des schüchternen blonden Knaben kaum mehr, aber ebensowenig in diesem Jungenskopf den künftigen Kritiker vermutet, der übrigens damals in einem vertrauten Familienzirkel eine schäumende Fülle von Humor und Gemüt entwickelte."

Auch andere Zeitgenossen des Knaben und Jünglings, wie z. B. sein späterer Biograph Eduard Zeller[1]), geben uns plastische Bilder von der Jugendzeit unseres Helden, die erkennen lassen, daß schon damals die späteren Geistes-, Herzens- und Charaktereigenschaften des Mannes in ihm in nuce enthalten waren, und daß er in seinem Äußern wie in seinen intellektuellen Eigenschaften gar viel der Mutter zu verdanken hatte. Von ihr hatte er nicht bloß das fein geschnittene, gleich beim ersten Anblick ansprechende Gesicht geerbt, das von einer schön gewölbten Stirn und großen geistig durchleuchteten dunklen Augen beherrscht war; auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen: die Feinheit der Empfindungen, den heiteren freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder und der Ungelehrten liebevoll einzugehen. Die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hatte er mit ihr geteilt; daneben fehlte aber die Beimischung der väterlichen Eigenschaften gleichfalls nicht. Das heftige Temperament, der durchgreifende Wille des Vaters war auch auf ihn übergegangen. Die Fertigkeit in schriftstellerischen Darstellungen, die er jenem nachrühmt, wurde bei ihm zur vollendeten Kunst, die literarische und ästhetische Neigung zum umfassenden Studium und zum fein-

[1]) David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Eduard Zeller. Verlag von Emil Strauß 1874.

sinnigen Verständnis der Literatur, der Poesie, der bildenden Künste und selbst der Musik.

In seinem 14. Jahre, 1821, kam David Friedrich Strauß auf das evangelische Seminar zu Blaubeuren, um sich, wie es der Wunsch seiner Eltern war, zum Theologen auszubilden. Von dem Leben und Treiben daselbst hat er später in der hochinteressanten Biographie, die er seinem Studienkollegen Christian Märklin — geboren 1807, gestorben 1849 —, mit dem er von 1821—25 in Blaubeuren und von 1825—30 im Stift in Tübingen zusammenhauste, widmete, eine lebendige Schilderung gegeben.[1])

Unter den 50 jungen Leuten, die gleich ihm für vier Jahre zum Studium sich zusammengefunden hatten, befanden sich damals viele hervorragend befähigte Köpfe. In den wichtigsten Unterrichtsfächern lehrten zwei Männer von großer wissenschaftlicher und pädagogischer Bedeutung: nämlich die Professoren Kern und Ferdinand Christian Baur. Der letztere war derjenige von Strauß' Lehrern, die auf seine wissenschaftliche Entwicklung den größten Einfluß übten. Beide gingen in der Folge bald nach Strauß' Abgang von Blaubeuren zu der theologischen Fakultät zu Tübingen über, die Strauß im Herbst 1825 bezogen hatte, um sich dort während fünf Jahre dem Studium der Philosophie und Theologie zu widmen. Was er dem berühmten Begründer der „Tübinger Schule" zu verdanken hatte, das hat er in seinen Briefen sowohl wie in seinen Schriften mit wärmster Anerkennung ausgesprochen.

David Friedrich Strauß war ein philosophisch und kritisch veranlagter Kopf, von heißem Durst nach Wahrheit und Erkenntnis beseelt; und er mußte in Tübingen die Wahrnehmung machen, daß er unter der Dürre des Unterrichts in der Philosophie litt und ganz überwiegend auf sich selbst angewiesen war. Am stärksten zog ihn noch der Philosoph Schelling an, was um so natürlicher war, da gleichzeitig auch die Zwillingsschwester der Schellingschen Naturphilosophie, die romantische Poesie, mit all ihrem Zauber auf sein jugendlich empfängliches Gemüt wirkte. Von den Romantikern jener Zeit, an die er sich auch persönlich anschloß, sei hier nur Eduard Mörike genannt, mit dem er bis zu seinem Tode

[1]) Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß, 10. Bd. Christian Märklin, Seite 177 ff.

nahe verbunden war. Er schätzte in ihm den von liebenswürdigem und geistreichem Humor überfließenden Menschen nicht weniger als den Dichter von zartester und reinster poetischer Empfindung, von entzückendster Schönheit der Sprache. War er doch selbst ein dichterisch begabter Mensch, und gerade seine lyrischen Jugenddichtungen legen von seiner zarten Naturempfindung, seinem Reichtum an poetischen Stimmungen und seiner außerordentlichen Formgewandtheit ein beredtes Zeugnis ab.

Von dem Dichter David Friedrich Strauß wird noch die Rede sein. Doch mag schon hier ein von dem Jüngling verfaßtes Poem aus dem Grunde mitgeteilt werden, weil sich darin die gemütlichen Beziehungen zum Vater und Vaterhaus offenbaren. Es betitelt sich „Linde" und lautet also:[1])

O Lindenduft, o Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wie ich euch immer finde.
Die Linde lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie dann die Bienchen sich bemüh'n
Und saugen so geschwinde.
Mein Vater liebte die Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein,
Und schmeckt ein Küßchen doppelt fein
Von einem schönen Kinde.
Dem Vater bring' ich dieses Glas,
Der auch nicht gerne trocken saß
Im Schatten einer Linde.

Auch so manches andere allerliebste und sinnige Poem, das ein wertvoller Beitrag zur Lebens- und geistigen Entwicklungsgeschichte des Jünglings darbietet, schuf er in jener Tübinger Studienzeit. Damals war er noch wenig von des kritischen Gedankens Blässe angekränkelt und ein Anhänger des alten Glaubens. Man

[1]) Poetisches Gedenkbuch aus dem Nachlaß von David Friedrich Strauß. Eingeleitet von E. Zeller. Verlag von Emil Strauß 1877, Seite 75 ff.

lese nur das 1827 oder 1828 entstandene Gedicht: „Dank für die Erweckung“ [1]), das ebensogut ein geistlicher Liederdichter hätte schreiben können. Seine Liebe zu Jesu spricht er darin in der Schlußstrophe aus, die in die Worte ausklingt:

Ja, laß mich nimmer reich und mein,
Nur arm und dein, Herr Jesu, sein!

Das Andenken an die vergötterte Mutter hat er wiederholt in stimmungsvollen Liedern verherrlicht. Das bekannteste ist dasjenige, das er ihr nach ihrem Ableben im März 1839 stiftete, das hier ein Plätzchen finden soll, weil es zu den Perlen der Lyrik David Friedrich Strauß' und vielleicht zum besten zu zählen ist, was je über Mutterliebe gesungen wurde.[2])

Du mußtest sterben, Mutter, ich muß leben;
Ach, warum hast du mich nicht mitgenommen?
So schlief ich, aller Erdenqual entkommen,
An deiner Seite, kühl gelegt und eben.

Noch leb' ich, und nur eins ward mir gegeben:
War ich in Nächten schlaflos und beklommen,
Darf oft, eh' noch im Osten Licht entglommen,
Dein Bild in leichtem Traume mich umschweben.

O süßer Wahn, fahr' fort, mich zu betören,
Die Mutter wiedersehn, sie reden hören! —
Doch muß auch diese Wonne schwarz sich färben.

Ach, ihre letzten Leidensstunden haben
Zu tief sich diesem Herzen eingegraben:
Ich seh' sie auch im Traum nur immer — sterben!

Eine merkwürdige philosophische Entwicklung machte David Friedrich Strauß durch. Der revolutionäre und radikale Bibelkritiker, der das historische Christentum über den Haufen werfen und schließlich zu dem Materialismus beziehungsweise dem Monismus in der philosophischen Theologie und Naturwissenschaft sich bekennen sollte, war als Tübinger Stiftler ein Mystiker durch und durch. In seiner Schrift über Justinus Kerner [3]) erzählt er uns, wie er sich *Schellings* intellektueller Anschauung und zugleich *Ja-*

[1]) A. a. O., S. 9 ff.
[2]) A. a. O., S. 19.
[3]) Gesammelte Schriften. I. Band, S. 121 ff.

kobis Gefühlsphilosophie in die Arme warf, wie er bald Jacob Böhme noch über Schelling stellte und an seine Aussprüche ebenso fest glaubte, als er bis dahin an die Bibel geglaubt hatte; wie er mit drei Freunden sogar zu einer Wahrsagerin ging und unterwegs die Bekanntschaft eines Schäfers machte, der an einem aus der Gesellschaft eine Wunderkur verrichtete; wie er sich in Justinus Kerners Geschichte, betitelt: „Seherin von Prevorst", vertiefte und sich gedrungen fühlte (wahrscheinlich in den Osterferien 1827), den merkwürdigen Mann selbst in seinem Sitz zu Weinsberg an der Weibertreue aufzusuchen; ja, daß er sogar auch mit der anziehenden und gemütvollen Frau, die Kerner als die Seherin von Prevorst der Welt bekannt machte, in freundschaftliche Verbindung trat. Mit Recht wirft Eduard Zeller, der übrigens Strauß noch als Studenten kannte und sich 1831 in Maulbronn und von 1832—35 in Tübingen seines Unterrichts und Umgangs zu erfreuen hatte, die Frage auf: Wie aus dem mystischen Schwärmer jener Tage schon in wenigen Jahren der schneidende, scharfe und unbarmherzige Kritiker werden konnte, als der er sich uns im Leben Jesu zeige? Und er beantwortet sie treffend dahin, daß wem von der Geschichte des religiösen Geistes mehr bekannt sei, wisse, daß schon sehr oft die Mystik sowohl Einzelnen als ganzen Zeiten den Übergang vom gewohnheitsmäßigen Autoritätsglauben zur selbständigen Prüfung des Überlieferten übermittelt habe, und wer in das Wesen desselben tiefer eingedrungen sei, der werde auch in dieser uns so fremdartig ansprechenden Form nur eine von den Verpuppungen erkennen, in welche das Denken sich flüchte, ehe ihm zu freierem Aufschwung die Flügel gewachsen seien.

Doch sollten die schwärmerische Romantik und der Mystizismus sich nicht lange der Seele des jungen Mannes bemächtigen. Zu seinem Glücke wurden seine schon genannten Lehrer in Blaubeuren, Kern und Baur, als Professoren der Theologie nach Tübingen versetzt, und mit dem letzteren war ein neuer Geist in die theologische Fakultät eingezogen. Er verdrängte den bisher herrschenden Supranaturalismus und schuf die historische Kritik, deren bevorzugter Jünger der Verfasser des Lebens Jesu werden sollte. Den allgemein wissenschaftlichen Untergrund dieser Kritik bildete damals die Religionsphilosophie und Dogmatik Friedrich Schleiermachers, zu der später nach Strauß' Studienzeit der Einfluß

des Hegelschen Systems hinzutrat. In seinem letzten Studienjahr in Tübingen las Strauß mit Märklin und einigen anderen Kommilitonen Kant und Hegel sehr eifrig, namentlich die Phänomenologie des letzteren.

Welche Stellung David Friedrich Strauß später zu Schleiermacher und Hegel einnahm, wie er namentlich in seinem alten und neuen Glauben, sowie in seinen Briefen über sie urteilt, werden wir weiter unten nachweisen.

Welchen Eindruck die Schleiermachersche Theologie auf die Seele des jungen Stiftlers hervorrief, erzählt er uns selbst in seinem „Märklin". Er widmet dort eine sehr anziehende Betrachtung den „merkwürdigen" Schriften des jungen Schleiermacher, über die Baur mit beredten Worten seinen Schülern gegenüber sich äußerte. Es heißt dort von dem großen protestantischen Theologen:[1]) „Er mutete uns doch nicht, wie die gewöhnliche Theologie, zu, mit unserem bisherigen Prinzip zu brechen und einem neuen, der Autorität einer Offenbarung, uns zu ergeben; sondern unser eigenes menschliches Selbstbewußtsein blieb nach wie vor das Prinzip. Zwar war das fromme Selbstbewußtsein, aus welchem Schleiermacher die christliche Glaubenslehre abzuleiten sich anheischig machte, ein anderes als das philosophische Bewußtsein; doch sollte diesem die Kontrolle des ersteren zustehen, und der Versicherung unseres Führers, daß beide Tätigkeiten des freien menschlichen Geistes niemals wirklich in Widerspruch miteinander geraten können, war doch viel leichter zu glauben, als von einer angeblich übernatürlichen Offenbarung und unserm Denken ein gleich gutes Einvernehmen für beständig zu erwarten war. In der Tat war der Schleiermachersche Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend etwas Objektives, sondern nur über eine Bestimmtheit unseres frommen Gefühls seien — so weit entfernt auch Schleiermacher selbst war, die letzte Konsequenz aus demselben zu ziehen —, ein großes, befreiendes Wort für die deutsche Theologie."

Der 22jährige junge Mann beschloß im Herbst 1830 sein theologisches Studium nach einer glänzenden Prüfung. In der Kirchen-, Dogmen- und Apostelgeschichte, in der Symbolik, in den Korintherbriefen, im Alten und Neuen Testament wußte er Bescheid wie

[1]) A. a. O. Bd. X, S. 220 ff.

nur der gelehrteste Professor, und seine Examinatoren waren davon überzeugt, daß der junge Predigtamtskandidat eine Zierde der protestantischen Kirche sein werde. Aus seinen ebenso scharfsinnigen und gewandten, wie gelehrten Antworten konnte man ersehen, daß ihm auch die Gabe des Wortes gegeben war, so daß er voraussichtlich als Prediger auf der Kanzel zur größeren Ehre Gottes und des Heilands in althergebrachtem frommen Sinne predigen werde. Man war mit ihm und seinen Kenntnissen so zufrieden, daß er gleichzeitig zwei akademische Preise für Predigt und Katechese erhielt. Damit er zuerst den praktischen Kirchendienst durchmache und Übung erlange, wurde er, der württembergischen Einrichtung gemäß, zuvörderst Vikar (Hilfsprediger) bei einem Prediger auf dem Lande, dem Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim. Die Amtsgeschäfte, die er dort zu erledigen hatte, waren nicht zeitraubend und so blieb ihm noch Muße genug, in den theologischen und philosophischen Studien sich zu vervollkommnen. Der junge Hilfsprediger fühlte sich in seinem neuen Heim sehr wohl. Allezeit für die Natur schwärmend, freute er sich, daß sein jetziger Wohnort auf einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen war, und die frische Luft übte auf seinen, wie schon gesagt, schwachen Organismus eine heilsame Wirkung aus. Hierzu kam noch, daß die Stätte seiner Wirksamkeit nur eine Meile von Ludwigsburg entfernt war und ihm häufige Besuche des elterlichen Hauses gestattete. Die Dörfler gewannen Strauß als Prediger bald sehr lieb; denn schon damals besaß er das seltene Talent, Gediegenheit und Gründlichkeit mit volkstümlicher Vortragsweise zu vereinen. Mit einer hellen, ansprechenden Stimme begabt, predigte er schlicht, klar und lebendig, sprach zum Gemüt seiner Zuhörer und hielt sich lediglich an den praktischen religiösen Gehalt der biblischen Lehren und Erzählungen. Es wurde ihm leicht, sich in die Vorstellungsweise des schlichten Mannes aus dem Volke und namentlich in die Seele des Kindes zu versetzen. Der junge Vikar unterhielt einen regen Briefwechsel mit seinen Jugendfreunden und seinen Angehörigen, worin er von all den Gefühlen, Empfindungen und Gedanken, die seine Seele bewegten, ihnen Mitteilung machte. Der Briefwechsel bezeugt, daß sich Strauß zu jener Zeit sehr eingehend mit der Hegelschen Philosophie beschäftigte und je mehr er sich in sie vertiefte, um so mehr von ihr ergriffen wurde, so daß sie allmählich sein ganzes

Denken beherrschte. Seine Briefe kann man vielfach schon als philosophische Abhandlungen über die Grundlehren der Hegelschen Lehren bezeichnen. So erörterte er z. B. in einer Zuschrift an Märklin, — Klein-Ingersheim, den 26. Dezember 1830 — die Frage, ob die Form des Begriffes je Eigentum der Gemeinde werden könne. Nach einer langen, von großer dialektischer Schärfe zeugenden Auseinandersetzung kommt er zu folgendem Ergebnis: „Glaube einer dies, so müsse er einzelne Teile der Vorstellung ganz abbrechen und statt dieser die Begriffsmomente setzen, und dieses Geschäft immer weiter ausdehnen. Bei denen aber, welche, wie glaub' ich, wir zwei, dieser Meinung nicht sind, käme es nur darauf an, ob es wirklich in unseren christlichen Religionsvorstellungen Momente gibt, die nichts von Begriff enthalten; diese wären dann wegzulassen, ferner noch, ob es nicht Momente dieser Vorstellungen gibt, welche nicht die dem Begriffe nächsten sind, sondern sich durch gleichsam feinere und durchsichtigere ersetzen lassen, wo dann natürlich diese zu wählen wären; wie z. B. statt der Vorstellung des Teufels, die des Bösen. — Kurz, mein Freund, wenn wir glauben, das Volk ist des Begriffs in der Religion nicht fähig, so müssen wir entweder in der Vorstellung mit ihm reden oder die religiöse Gemeinschaft mit ihm aufgeben."

Nur dreiviertel Jahre brachte er auf seinem Vikariat zu; denn im Sommer 1831 erhielt er den Auftrag, an dem evangelischen Seminar zu Maulbronn die Lehrfächer eines dort abgegangenen Professors zu übernehmen. Er hatte dort etwa 30 junge Leute, die unmittelbar vor dem Übergang zur Universität standen, in den klassischen Sprachen und Hebräisch zu unterrichten; zu seinen Schülern gehörte u. a. der schon genannte Eduard Zeller u. a., Verfasser der „Geschichte der griechischen Philosophie", und später sein Biograph.

Die Sehnsucht, zu den Füßen des Meisters Hegel zu sitzen, veranlaßte ihn, sich im Oktober 1831 nach Berlin zu begeben, um aus der Quelle der für jene Zeit allein seligmachenden Philosophie zu schöpfen. Aber kaum hatte er sich dem großen Denker vorgestellt und seine ersten Vorlesungen gehört, als dieser am 14. November 1831 jählings von der Cholera hinweggerafft wurde.

Strauß erfuhr dieses Ereignis, das seinen Plan über den Haufen warf, von Friedrich Schleiermacher, als er ihm

seinen ersten Besuch abstattete, und im ersten Schrecken über diese Hiobsbotschaft entfuhr ihm der Ausruf: „Um seinetwillen war ich hergekommen!", was Schleiermacher mit sichtlichem Unbehagen aufnahm.

Gewiß wird es unsere Leser interessieren, einiges über die Persönlichkeit und die Art und Weise Hegels nach den Schilderungen von Strauß zu vernehmen. Dieselben befinden sich in einem Briefe an Märklin[1]) — Berlin, den 15. November 1831 — und lauten u. a. also: „Ich freue mich, daß ich den großen Meister noch gehört und gesehen habe vor seinem Ende. Ich hörte beide Vorlesungen bei ihm: über Geschichte der Philosophie und Rechtsphilosophie. Sein Vortrag gab, wenn man von allen Äußerlichkeiten absieht, den Ausdruck des reinen Fürsichseins, das sich des Seins für andere nicht bewußt war; denn er war mehr ein lautes Sinnen, als eine an Zuhörer gerichtete Rede, daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie sie so augenblicklich in den Gedanken aufsteigen mögen, zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungestörten Orte dazu kommen mag. Er bewegte sich in den bequemsten, konkretesten Formen und Beispielen, die nur durch die Verbindung und den Zusammenhang, in welchem sie standen, höhere Bedeutung erhielten . . . Vorigen Donnerstag besuchte ich ihn; wie ich ihm Namen und Wohnort nannte, sagte er gleich: „Ah, ein Württemberger!" und bezeigte eine herzliche Freude. Über Tübingen sagte er, er höre, daß daselbst üble und zum Teil gehässige Vorstellungen über seine Philosophie herrschten, es treffe auch hier zu, sagte er lächelnd, daß ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande . . .

„Wenn man Hegel auf dem Katheder sah und hörte, so gab er sich unendlich alt, gebückt, hustend usw., daß ich ihn 10 Jahre jünger fand, als ich aufs Zimmer zu ihm kam. Graue Haare allerdings, bedeckt von jener Mütze, wie sie das Bild von Binder zeigt, bleiches, aber nicht verfallenes Gesicht, hellblaue Augen, und besonders zeigten sich beim Lächeln noch die schönsten weißen Zähne, was einen sehr angenehmen Eindruck machte."

Die Hauptstadt des preußischen Staates und die zahlreichen

[1]) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1895.

Bildungsstätten derselben boten ihm so ergiebigen Stoff des Wissens und seiner geistigen Vervollkommnung, daß der Winter, den er dort zubrachte, für das Ausreifen seines Geistes und die Festigung seines wissenschaftlichen Charakters entscheidend wurde. Bei Schleiermacher hörte er über Enzyklopädie, bei Marheinecke über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie, bei Henning über Logik und bei Michelet über Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Von dem letzteren berichtet er, daß er äußerst pathetisch und gefühlvoll bis zur Fistel hinauf gesprochen habe. Auch trat Strauß mit den namhaftesten Professoren, Dichtern, Schriftstellern und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit in engere Berührung, so z. B. mit dem Geographen Ritter, dem bekannten Kriminaldirektor Hitzig, Adelbert von Chamisso und vielen anderen. Henning schildert er als einen ältlichen, langen, hageren Mann mit einem grauen altdeutschen Haar, aber mit kohlschwarzen Augenbrauen, „im Gespräch ist er nicht viel, zerstreut, das Gesicht greulich verziehend, aber freundlich und zuvorkommend".

Auch mit dem Juristen Eduard Gans und verschiedenen anderen bedeutenden Vertretern der Hegelschen Schule wurde er befreundet; am engsten schloß er sich unter ihnen an W. Vatke an, mit dem er eine Zeitlang die gemeinsame Herausgabe einer Zeitschrift plante. Er war ein fleißiger Besucher von Schleiermachers Predigten, und wenn ihm auch in denselben die „quecksilberartige Beweglichkeit" der Dialektik des Guten zu viel war, so hatte er ihnen doch vielfache Anregungen zu verdanken. Auch zu jenem Werk, das zuerst seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt und gefürchtet machte, zum „Leben Jesu", gab ihm Schleiermachers Vorlesung über denselben Gegenstand, die er in Nachschriften von Studenten kennen lernte, wenigstens durch den Widerspruch, den sie bei ihm hervorrief, den ersten Anstoß. Schon in seiner Berliner Studienzeit beschäftigte er sich mit Vorarbeiten über das Leben Jesu, und er entwirft in einem Brief an Märklin — vom 6. Februar 1832 — bereits eine eingehende Skizze dieser epochemachenden Schrift.

Über den Grund, warum er sich gerade mit dem Leben des Stifters der christlichen Kirche zuerst und so eingehend beschäftigte, äußert sich der Verfasser selbst an einzelnen Stellen seiner Schrift. Schon in Tübingen sei ihm die Unterscheidung von Vorstellung und Begriff als der für die Theologie wichtigste Teil des Hegelschen

Systems erschienen, und die Hauptfrage sei ihm bald die geworden, wie es sich in dieser Beziehung mit den geschichtlichen Bestandteilen des Neuen Testaments, namentlich der Evangelien, verhalte, ob dieselben zu dem begriffsmäßigen Inhalt der Religion gehören oder einen Teil der Vorstellungsform bilden, an welche das begreifende Denken nicht gebunden sei. So habe er den Gedanken einer Dogmatik gefaßt, die nicht bloß den Hervorgang der kirchlichen Dogmen aus den biblischen Grundlagen, sondern auch ihre Auflösung durch Deismus und Rationalismus verfolgen sollte, um sich schließlich geläutert durch den Begriff wieder herstellen zu lassen. Doch habe er sich zuvörderst auf seine spezielle Aufgabe, eine Bearbeitung des Lebens Jesu, beschränken zu müssen geglaubt.

Im Mai 1832 wurde er, kaum von Berlin zurückgekehrt, als Repetent nach Tübingen berufen, wo er alsbald philosophische Vorlesungen hielt, die er durch drei Semester bis zum Herbst 1833 fortsetzte. Er las über Logik und Metaphysik, Geschichte der Philosophie seit Kant, Geschichte der Moral und Platos Gastmahl. Wie Zeller und andere seiner Zuhörer übereinstimmend referieren, hatten seine Vorlesungen einen glänzenden Erfolg. Sie wirkten wie wohltätiger Regen auf ein dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum erstenmal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung, und da noch Strauß entschieden auf dem Boden der Hegelschen Philosophie stand, gewann diese durch seine Vorträge bedeutend an Verbreitung. Er war ein meisterhafter Interpret namentlich der Hegelschen Logik. Durch seine lebendige und ansprechende Vortragsweise regte er seine Zuhörer stets an und wußte ihre Aufmerksamkeit bei dem Gegenstand festzuhalten.

Während dieser Zeit gaben ihm — wie er in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten“ [1]) uns mitteilt — neben dem Geschäfte seines kleinen Amtes diese Vorlesungen so vollauf zu tun, daß er an dem „Leben Jesu“ nicht weiter arbeiten konnte. Um sich nun ganz der Ausarbeitung seines Lebenswerks zu widmen, gab er im Herbst 1833 seine Vorlesungen auf, und schon nach Jahresfrist war das

[1]) Gesammelte Schriften. Bd. I. Seite 4 ff.

ganze Buch mit Ausnahme der Schlußabhandlung, im Druck mehr als 1400 Oktavseiten umfassend, fertig geschrieben, — ein Beweis von der erstaunlichen Arbeitskraft und der großen Arbeitslust des Verfassers. Der erste Band erschien im Sommer, der zweite im Herbst 1835, unter dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (Tübingen 1835 bei C. T. Osiander und Stuttgart bei F. H. Köhler), und machte, wie man weiß, ein fast beispielloses Aufsehen. Nicht allein in der theologischen Welt, für welche allein das epochemachende Buch geschrieben war, was der Verfasser mit besonderem Nachdruck schon in der Vorrede zur ersten Auflage hervorhob, sondern auch in der Laienwelt, indem unzählige evangelische Theologen sich durch ihren polemischen Eifer hinreißen ließen, nicht nur in wissenschaftlichen Zeitschriften und wissenschaftlich gehaltenen Streitschriften, sondern auch in politischen Tagesblättern Zeter und Mordio zu schreien und David Friedrich Strauß als den modernen Antichrist zu denunzieren. In sehr amüsanter Weise schildert den Eindruck, den das „Leben Jesu" bei seinem ersten Erscheinen hervorrief, das im Jahre 1847 anonym erschienene gediegene Werk: „Strauß und die Evangelien oder das ‚Leben Jesu' von David Friedrich Strauß. Für Denkende aller Stände bearbeitet von einem evangelischen Theologen.[1])" Es heißt dort u. a.: „Es war ein Hin- und Herrennen, wie in einem von einem kritischen Stock unterwühlten Ameisenhaufen. Jedes Individuum suchte die lang gepflegte Puppe verhüllter theologischer Weisheit pflichtmäßig und eiligst zu konservieren und vor dem heranbrechenden Tageslicht sicher zu stellen. Dieses auffallende und beängstigende Treiben, wie wenn der Antichrist erschienen wäre, mußte alle Welt auf das gefährliche, angeblich himmelanstürmende, eigentlich aber nur ameisenstörende Buch aufmerksam machen. Und doch bestand, obgleich Strauß sehr viel eigentümliche Forschungen gegeben und höchst scharfsinnige, vor ihm noch nicht gemachte Kombinationen in seinem Werk niedergelegt hatte, das Hauptverdienst desselben darin, daß er die bisher vereinzelt durchgeführten Forschungen um einen Mittelpunkt konzentriert, die Ergebnisse derselben zu einem Endresultat zusammengefaßt und dieses Resultat mit rücksichtsloser Offenheit und mit einer Freimütigkeit, die allein der Wissenschaft geziemen kann, klar vor aller Augen dargelegt hatte.

[1]) Burgdorf, Verlag von L. Langlois. 1847. Vorrede, Seite IV ff.

Aber eben das war das Gefährliche! — Den einzelnen Lichtstrahlen kann man schon den Fächer des hergebrachten Glaubens entgegenhalten: wenn aber der Brennspiegel sie auf einen Fokus vereinigt, dann blenden sie das schwache Auge allzusehr und drohen selbst jenen Fächer mit ihrer Glut zu durchlöchern: daher jene vielfältigen, unermüdlichen Warnungen, welche deutsche Theologen an die ihnen anvertrauten Seelen ergehen ließen: und doch konnten diese guten Seelen nicht selbst das böse Licht schauen, da es in ihrer, ohne theologische Gelehrsamkeit ganz unzugänglichen Schrift eingehüllt war; sie konnten glauben und das Gefährliche verdammen, ohne es zu kennen."

Ohne Zweifel war Strauß' „Leben Jesu" eine wissenschaftliche Tat von größter und grundlegendster Bedeutung; denn er, der scharfsinnige und in der Schule Hegels gebildete Bibelkritiker, wandte in seiner Schrift zum ersten Male das auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft begründete Prinzip des Mythus auf den gesamten Inhalt der evangelischen Geschichte an, worin er nur ein Produkt des unbewußt, nach Maßgabe des alttestamentlichen jüdischen Messiasbildes, dichtenden vorchristlichen Gemeingeistes erkannte. Mit überlegener Meisterschaft löste er die Aufgabe, die er sich vorgesetzt hatte, nämlich, an die evangelischen Erzählungen und die evangelische Geschichte auch den Maßstab der wissenschaftlichen und geschichtlichen Kritik zu legen. Der bisherigen Christologie machte er ein Ende mit Schrecken, indem er unwiderleglich nachwies, daß die Person Jesu unmöglich länger jene Stellung im Mittelpunkt der christlichen Glaubensüberzeugung behalten könne, die ihr die Kirche seit 18 Jahrhunderten angewiesen hatte.

Das Werk erlebte rasch hintereinander zahlreiche Auflagen und rief eine ganze Literatur von Gegenschriften, in der kaum ein theologischer und philosophischer Name von Bedeutung fehlte, hervor: doch gab es innerhalb der protestantischen Kirche auch Stimmen, die für den Verfasser des „Leben Jesu" Partei nahmen. Hierzu zählte auch der Autor des schon angeführten Werkes: „Strauß und die Evangelien usw.". Ich nenne ferner die Schrift: „Aphorismen zur Apologie des Dr. Strauß und seines Werkes" (Grimma, Verlag von J. M. Gerhardt, 1838), mit dem bezeichnenden Goetheschen Motto:

„Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus,
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeit hinaus."

Der Verfasser der Aphorismen, ein evangelischer Pastor, ein treuer und überzeugter Anhänger des Symbolismus, kann doch nicht umhin, der Wahrheitsliebe und der wissenschaftlichen Beweisführung des von seinen Ansichten aufs tiefste überzeugten David Friedrich Strauß seine volle Anerkennung zu zollen. Er ist entrüstet über die Ketzerrichter, die „Kreuzige!" gegen ihn riefen, und führt dieselben zuweilen in recht gelungener satirischer Weise ad absurdum. Es berührt wahrhaft wohltuend, wie er den Lärm- und Spektakelmachern und den die persönliche Ehre des unabhängigen Forschers verunglimpfenden Zeloten ins Gewissen redet. Mag hier nur der nachstehende Passus aus den Ausführungen jenes Predigers in der Wüste mitgeteilt werden:[1])

„Es gilt zweierlei. Jeder mag seine Ansicht aussprechen und sie verteidigen wie rechtfertigen, so gut er kann, und jeder ist ein Organ seiner Zeit und ihrer Richtungen, die der Höchste bestehen läßt, bis er ruft: ‚Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.' Damit ist das Gesetz der Toleranz ausgesprochen: Jeder stehe für seine Meinung gegen andere, aber wolle nicht dem anderen wehren, auch für seine Meinung gegen die ihm fremde zu stehen . . . Dr. Strauß vertritt nicht des Verfassers Überzeugung und Glauben, wie er nicht des Dr. Strauß Resultate vertreten mag, aber das ist ihm klar, daß des Dr. Strauß Werk als wissenschaftliches wissenschaftlicher ist, denn die Entgegnungen von religiösem Standpunkte aus religiös sind. Woher sonst die leidenschaftliche Ängstlichkeit, Ungerechtigkeit usw.? Gott lebt doch und Christus in ihm! Der tiefe Glaube im geistigen Gemüt kann doch nicht durch papierne menschlich-verstandeskräftige Räsonnements destruiert werden! Laßt uns nur Gott und Christentum und den heiligen Geist predigen, die wir Diener des göttlichen Wortes sind; die Vermittelung aber, die Versöhnung des Glaubens und des Wissens überlaßt denen, welchen der Herr dazu die Kraft gegeben hat. Auch er hat den Dr. Strauß geschaffen und hat seine weisen und heiligen Absichten,

[1]) A. a. O. V. ff.

die zu verwirklichen er Macht und Klugheit über unseren Verstand hat, so daß Dr. Strauß mit völliger Freitätigkeit sich selbst bestimmt, ohne Gottes Pläne und Absichten zerstören zu können, selbst wenn er wollte. Darum laßt uns nur nicht ängstlich sein, wir wollen unsere Stelle, an die der Herr der Zeiten uns gestellt hat, recht bauen, wie die Wissenschaftler ihre Stelle recht bauen mögen."

Wie zu allen Zeiten die orthodoxen Eiferer vor dem Herrn sich nicht damit begnügt haben, die Ansichten ihrer Gegner zu befehden, sondern sich auch immer bemüht zeigten, dieselben unschädlich zu machen und zu diesem Zweck die Hilfe der weltlichen Macht sich zu verschaffen, so verfuhren auch die Fanatiker des Glaubens im Falle Strauß. Auch hier bewährte sich das ominöse Wort:

Sie lügen und krakehlen
Und hassen bis aufs Blut,
Zum Morden und zum Stehlen
Fehlt ihnen nur der Mut.

Aber das eine erreichten sie, daß die Strauß vorgesetzte Behörde sich veranlaßt sah, den ketzerischen und unbotmäßigen, d. h. die Wahrheit suchenden und die Wissenschaft liebevoll pflegenden Repetenten am Tübinger Stift seiner Stelle zu entheben und eine Strafversetzung an ihm vorzunehmen, indem er als Professoratsverweser nach seiner Vaterstadt Ludwigsburg — abgeschoben wurde. Diese Maßregelung und Vernichtung seiner eben erst begonnenen Dozenten-Laufbahn schlug ihm eine tiefe und schmerzliche Wunde, die Zeit seines Lebens nie verharschen wollte. Er empfand stets in seinem tiefen Gemüt die Schmach, die ihm angetan wurde, und es ist bedauerlich, daß er nicht philosophischen Gleichmut und ruhige Verfassung genug besaß, um diesen den württembergischen weltlichen und kirchlichen Behörden jener Zeit zur Unehre gereichenden Schritt nur als einen Beweis dafür zu betrachten, wie mächtig und gewaltig die Wirkung war, die sein freies und kühnes Wort in den Kreisen der Pietisten und Heuchler hervorgerufen hatte.

Die Besten seiner Zeit freilich, denen er genug getan, jubelten ihm entgegen, und was später sein Freund Friedrich Vischer anläßlich der Enthüllung der Gedenktafel in Ludwigsburg sagte, war schon damals die Ansicht aller derjenigen, denen er aus der Seele gesprochen. Es sei mir gestattet, den Hauptkern jener trefflichen Aus-

führungen hier zu zeigen, weil in kurzen Worten die größte Geistestat des Verfassers des „Leben Jesu", durch die allein er sich schon Unsterblichkeit errungen, geschildert wird:

„Strauß hat den Mythusbegriff, nachdem er ihn klarer gestellt, als er bis dahin gefaßt war, auf die Gesamtheit der Wunderberichte unserer Religionsurkunden angewendet . . . Strauß ist Entdecker. Mit einem Schlag hat uns sein Lichtgedanke aus einer peinlichen Alternative befreit. Sie hieß: Du mußt entweder in Widerspruch mit Vernunft und Erfahrung das unbedingte und allgemeine Walten des Naturgesetzes leugnen, dann sind die Wunderberichte der Bibel glaubwürdig, oder du erkennst es an, dann sind sie unwahr, betrügerisch, und vergebens suchte man dieser Annahme durch eine Auslegungskunst sich zu entwinden, die zu zeigen sich mühte, es werden natürliche Vorgänge berichtet. Nein. Du kannst das Naturgesetz anerkennen und diese Berichte dennoch ehren. Sie sind der Ausfluß unabsichtlicher Dichtung: so lautet das erlösende Wort, das ist die hilfreiche Auskunft aus der peinlichen Wahl, der Schlüssel zum befreienden Ausweg. Will man das Kritik nennen: es sei, aber die Bezeichnung gelte in anderem als dem gewöhnlichen Sinne. Man denkt bei dem Worte gern ein verneinendes, nur zersetzendes Tun. Eine Kritik, die so wohltätiges Licht verbreitet, die aus einer so fruchtbaren Idee entspringt, ist bejahende, ist schaffende Kritik. Der Entdecker ist aber hier zugleich der gründliche, scharfsinnige Gelehrte. Was Lessing geahnt, hat Strauß nicht nur deutlich gedacht, sondern auch gründlich durchgeführt, hat mit den Mitteln ungemeinen Wissens, seinen sicheren Blickes und Schlusses die Ansatzpunkte, die Keime aufgezeigt, Schritt für Schritt ihr Wachstum verfolgt, aus denen die christlichen Mythen sich entwickelt haben."

Das ihm aufgedrungene Schulamt behagte ihm nicht. Die kleinlichen Ideen und Verhältnisse in seiner Vaterstadt ärgerten ihn fortwährend. Das Schlimmste war, daß sein Vater, dessen finanzielle Verhältnisse inzwischen sehr zurückgekommen waren, ihn als verlorenen Sohn ansah und ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machte, daß er so ganz aus der Art geschlagen war und die bequemen und so gemütlichen und so gut dotierten Geleise des praktischen evangelischen Theologen und Predigers verlassen hatte. Je stärker der Sturm gegen Strauß anwuchs, desto feindlicher wurde der alte Herr; es gab peinliche Auftritte zwischen Vater und Sohn, und es war daher für den

letzteren die höchste Zeit, daß er sich aus einer ihm endlich unleidlich gewordenen Lage befreite und nach Jahresfrist die Stelle, die er bis dahin bekleidete, aufgab und nach Stuttgart zog, um von nun an seine Zeit ungeteilt seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Noch in der schon erwähnten Rede, die er zum Andenken an seine Mutter niedergeschrieben, fühlt man gleichsam das Herz des Sohnes, des Märtyrers seiner Überzeugung, bluten. Er erzählt dort seinen Kindern:[1]) „Man entfernte mich von meiner Stelle am Stift zu Tübingen und übertrug mir die Stellvertretung an der obersten Klasse des Lyzeums meiner Vaterstadt. Vielleicht erwartete die Behörde, ich werde das Gebotene ausschlagen, aber ich nahm es schwer, aus dem öffentlichen Dienst der Kirche oder Schule zu scheiden und bezeigte mich willig, die Stelle anzutreten . . . Die Stimmung des durch die Jahre ohnehin verdüsterten Vaters gegen mich war infolge der Wirkungen meines Leben Jesu so, daß das Beisammenwohnen unmöglich erfreulich ausfallen konnte ... Es gab peinliche Szenen, zumal auch ein Aufhetzer nicht fehlte, der Öl ins Feuer goß, indem er jeden Schmähartikel, jedes Libell gegen mich, deren damals jede Woche etliche brachte, dem Vater zusteckte. Peinlich für mich, peinlich mehr noch für die Mutter, gegen welche der Vater, der sich gegen mich mehr zurückhielt, seinen vollen Unwillen herausließ, so daß sie jeden Augenblick einen häßlichen Bruch zwischen Vater und Sohn befürchten mußte . . . Die Mutter hat mir später gestanden, daß die Gemütspein jenes Jahres ihrer Gesundheit einen harten Stoß gegeben habe."

Fast sechs Jahre lebte nun Strauß in Stuttgart ohne Amt, nur mit wenigen Freunden und Freundinnen und Gesinnungsgenossen verkehrend und ein stilles Gelehrtenleben führend. Mit der ganzen Energie seines Wesens stürzte er sich aufs neue in Arbeit und entfaltete während jener Jahre eine außerordentliche literarische Fruchtbarkeit. Mit einigen seiner Gegner rechnete er gründlich ab in seinen „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu" und „Zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie". (Tübingen, Osiander 1837, drei Hefte.). Im ersten Hefte besprach er „Dr. Steudel oder die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus unserer Tage", im zweiten wies er die Angriffe von

[1]) D. Fr. Strauß, Kleine Schriften. Neue Folge. Berlin, Franz Duncker, 1866. S. 264 ff. und „Gesammelte Schriften", Band I, Seite 101 ff.

zwei fanatischen und hochfahrenden, dabei unberufenen und unwissenden Laien, die sich in den theologischen Streit gemischt hatten, Eschenmayer und Wolfgang Menzel, gründlich zurück, im dritten leuchtete er dem Haupt der evangelischen Orthodoxen, dem protestantischen Großinquisitor Hengstenberg, und der „Evangelischen Kirchenzeitung" heim. Die überlegene Art und Weise, womit der Verfasser die Feder führte, der schlagfertige Witz, die vernichtende Ironie und die wuchtigen Keulenschläge — alles erinnert an Lessing oder, noch besser gesagt, an Apollo, wie er den Marsyas schindet. Ein siegreicher Dialektiker aus der Hegelschen Schule, ein klassischer Stilist ersten Ranges und ein überzeugter Prophet der Wahrheit und der freien Forschung, mußte er die Herzen aller derjenigen erobern, denen an dem Fortschritt der menschlichen Intelligenz etwas gelegen ist. Er veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen, namentlich in den „Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst", auf den Gebieten der Theologie, Anthropologie, Ästhetik und Kritik, die er später zu einem Buche, betitelt „Charakteristiken und Kritiken" (Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1839), vereinigte. Dieses Werk ist leider nicht so bekannt geworden, wie es wohl verdient hätte, und doch enthält es eine Fülle gediegener, lehrreicher und anregender Arbeiten von unvergänglichem Wert, die zugleich für die geistige Entwickelung ihres Verfassers von hoher Bedeutung sind. Ich verweise speziell auf die umfangreichen Aufsätze: „Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie ihrer Zeit", sowie auf die Artikel und Essays in der zweiten Abteilung, die die Bezeichnung führt: „Zur Wissenschaft der Nachtseite der Natur". Nicht minder wertvoll sind seine zur schönen Literatur gehörenden kritischen Abhandlungen. Der kritische Theologe zeigt sich speziell in der Abhandlung über Schleiermacher und Daub. Der Grundton der Arbeit ist dankbare Verehrung für beide Männer, die durch die ausgesprochene Einsicht nicht aufgehoben wird, daß keineswegs der eine durchgängig gegen den anderen, sondern ebensooft dieser gegen jenen im Recht gewesen, daß das Ziel unserer heutigen Theologie nicht ausschließlich in der Richtung des einen oder anderen, sondern nur in der gegenseitigen Ergänzung und Durchdringung beider zu suchen sei. Während hier David Friedrich Strauß oft in warmen, beredten, ja begeisterten Worten von dem Berliner Prediger spricht, ist er, wie wir zeigen werden, einige Jahrzehnte später in seinem „alten und neuen Glauben"

von seiner Sympathie und Verehrung für ihn sehr zurückgekommen. Nach der kritischen Zergliederung, ich möchte beinahe sagen Abschlachtung, die er an Friedrich Schleiermacher als Theologen und Philosophen vornimmt, bleibt nichts Großes, nichts Herrliches, vor allem nichts Bleibendes mehr übrig. Sehr bedeutsam ist auch die Abhandlung von Strauß: „Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum" (Altona 1839), noch wichtiger sein zweites Hauptwerk: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt" (Tübingen bei C. J. Osiander und Stuttgart bei F. H. Köhler, 2 Bde., 1840 und 1841). Hier wird scharfe Kritik an den einzelnen Dogmen in Form einer geschichtlichen Erörterung des Entstehungs- und Auflösungsprozesses derselben geübt. Obschon dieses Buch in bezug auf das Aufsehen, das es erregte, mit dem großen Erstlingswerk des Verfassers, dem „Leben Jesu", nicht verglichen werden kann, so steht es doch in wissenschaftlicher und kritischer Beziehung ihm in keiner Weise nach. Die Fülle des herbeigeschafften, gesichteten und kritisch beleuchteten Materials, der strenge, wissenschaftliche Charakter, die Kühnheit und Unerschrockenheit der ausgesprochenen Überzeugungen, die großen Gesichtspunkte, die überall zutage treten, prägen dem leider nie so recht volkstümlich gewordenen Werke den Stempel der Klassizität auf.

Dem Autor selbst erschien die „Christliche Glaubenslehre" als das beste Buch, das er geschaffen. War doch der Plan der Ausarbeitung der Glaubenslehre schon vor dem „Leben Jesu" in Strauß erwacht und nur in der Ausführung von dem sensationellen Werke überholt und auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Was der Autor einige Jahrzehnte später für die breitesten Schichten des deutschen Volkes in seinem „alten und neuen Glauben" aussprach, ist hier für die Gelehrten, die Theologen und Philosophen vom Fach bereits gleichsam in der Nußschale enthalten. Über die Grundgedanken, die ihn bei der Abfassung des sehr umfangreichen Werkes (der erste Band hat XVI und 717 und der zweite Band VIII und 739 Seiten) leiteten, spricht er sich im Vorwort mit folgenden, diesen Wahrheitsforscher trefflich charakterisierenden Worten aus: „Ich habe mich möglichst historisch zu halten gesucht. Die subjektive Kritik des einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann, die Kritik, wie sie im Laufe der Jahr-

hunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen... Diese Schrift soll (wenn man das profane Bild gestatten will) der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet. Wird es durch diese gleich nicht reicher, so erfährt es doch genau, wie es mit seinen Mitteln daran ist und das ist ebensoviel wert als eine positive Vermehrung derselben. Eine solche Übersicht über den dogmatischen Besitzstand ist in unseren Tagen ein um so dringenderes Bedürfnis, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht. Man schlägt den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstock gemacht hat, viel zu gering an und dagegen die zweideutigen Hilfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaubt, viel zu hoch. Man meint die Prozesse, welche über jene Ausfälle noch obschweben, zum größeren Teile schon gewonnen zu haben und aus den nie eröffneten Schachten der reichsten Ausbeute gewiß zu sein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Prozesse sämtlich an einem Tage verloren gingen: und wenn dann zudem noch diese neue Grube die Hoffnung täuschte, so wäre das Falliment unvermeidlich. Grund genug, sich in Zeiten vorzusehen und genau zu untersuchen, was an den früheren Verlusten wirklich unwiederbringlich ist und was etwa noch beizutreiben ist. Ebenso was bei den neueren Unternehmungen als sicherer Gewinn in Aussicht steht und wie sich, dies alles wohlberechnet, die Aktiven zu den Passiven verhalten."

Von einer versöhnlichen Stimmung, ich möchte sagen von einer Kompromißgesinnung, sind die in der dritten Auflage des „Lebens Jesu" (1838) der positiven Theologie gemachten Zugeständnisse eingegeben, aber schon in der vierten Auflage nimmt sie der Verfasser sämtlich zurück und in allen späteren Auflagen betont er seinen radikalen Standpunkt mit größter Entschiedenheit, zugleich seinem Bedauern Ausdruck gebend, daß er in einer schwachen Stunde unter Einwirkung einer gewissen psychischen Depression sich zu Konzessionen bereit erklärte, die der Wahrheitsforscher und strenge, unerbittliche Kritiker nie machen darf. In einer seiner Vorreden, datiert aus Heilbronn im Januar 1864, spricht er zugleich seine Freude darüber aus, daß er das Leben Jesu abweichend von der

ersten Ausgabe so eingerichtet habe, daß es für Nicht-Theologen geschrieben sei. Wenn nur die Gebildeten und Denkfähigen das Werk lesen, sei er zufrieden. Ob die zünftigen Theologen danach greifen, sei ihm gleich. Die Zeiten hätten sich glücklicherweise geändert, denn das größere Publikum sei für dergleichen Fragen nicht mehr wie im Jahre 1835 unvorbereitet. Ohne sein Zutun, durch seine wetternden Widersacher, dieselben, die ihm zugemutet, er hätte wenigstens lateinisch schreiben sollen, seien, weil sie doch das Schreiben nicht haben lassen können, diese Fragen zuerst unter die Menge geworfen, nachher von anderen in gemeinverständlicher Form behandelt worden, bis zuletzt das politische Erwachen des deutschen Volkes auch für die religiösen Angelegenheiten einen freieren Sprechsaal eröffnet habe. Dadurch seien viele Gemüter in ihrer Anhänglichkeit an das Alte erschüttert und zu eigenem Nachdenken über die Gegenstände des Glaubens angeregt worden. Es sei ein Zunftvorurteil, daß zur eigenen Einsicht in diese Dinge nur der Theologe und überhaupt nur der Gelehrte befähigt sei. Im Gegenteil sei das, worauf es dabei in letzter Beziehung ankomme, so einfach, daß ein jeder, dem Kopf und Herz am rechten Flecke sitze, annehmen dürfe, was ihm nach reifem Nachdenken und Benutzung der jedem zugänglichen Hilfsmittel noch unverständlich bleibe.

In schärfster Weise spricht er sich hier gegen die bornierten orthodoxen Pfaffen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, aus: „Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will," so sagt er, „der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen... Wir Deutschen können politisch nur in dem Maße frei werden, als wir uns geistig, religiös und sittlich frei gemacht haben."

Auch gibt er dort seiner inneren Befriedigung Ausdruck, daß der Same, den er ausgestreut, auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sei. Das beweise z. B. das Werk, das der Franzose Ernst Renan gleichfalls über das Leben Jesu geschrieben habe. „Ich habe dasselbe," lauten die Worte von Strauß, „als ein Zeichen des allerwärts sich regenden gleichen Bedürfnisses mit Freuden begrüßt und bei näherer Einsicht mit Achtung aufgenommen. Von meinem Wege abbringen konnte es mich nicht; aber ein Buch für Deutsche geschrieben zu haben, in dem vollen Sinne, wie er eins für Franzosen geschrieben hat, ist alles, was ich wünsche."

Von Stuttgart unterhielt David Friedrich Strauß einen regen

Briefwechsel mit seinen Jugendfreunden und Studienkollegen, sowie seinen Schülern, speziell mit seinem Landsmann, dem Pfarrer Christian Käferle (geb. 1805 in Ludwigsburg und gest. 1885), — mit Strauß schon von der Schule und der Universität her befreundet —, mit seinem Landsmann, dem Pfarrer Ernst Friedrich Rapp (geb. 1808 und gest. 1879), mit Friedrich Vischer, Eduard Zeller u. v. a. In diesen Zuschriften spricht zuweilen das Gemüt den Denkers in ergreifender Weise sich aus. Er fühlte sich einsam, von Feinden und Widersachern umgeben, in ewiger Fehde mit den Orthodoxen sowie der Kleinlichkeit und engherzigen Gesinnung der Spießbürger, und da war es ganz natürlich, daß er sich nach einer Häuslichkeit, nach einer mitfühlenden Seele sehnte, die ihn der trübseligen Stimmung, die ihn oft beschlich, entriß und ihn aufrichtete. Obschon er, der feine Ästhetiker und für Schönheit Empfängliche, sehr wohl das Ewig-Weibliche zu schätzen wußte, so hatte er als Jüngling die Liebe doch noch nicht kennen gelernt. Da nahte sich ihm Eros plötzlich in Gestalt einer gefeierten und berühmten Sängerin, Agnese Schebest (geboren am 5. Februar 1803 in Wien und gestorben am 22. Dezember 1870 in Stuttgart), einer ebenbürtigen Rivalin von Wilhelmine Schröder-Devrient.

Was ihr die Natur versagte, das ersetzte sie durch unablässiges Studium. Namentlich in heroischen Partien entwickelte sie eine Energie und Leidenschaft, worin sie fast die besten italienischen Sängerinnen ihrer Zeit übertraf. In erster Reihe war es jedoch ihr ausdrucksvoller Gesang, besonders auch ihr ungewöhnliches, dramatisches Spiel, womit sie auf der Bühne außerordentliche Erfolge erzielte. Hierzu gesellte sich noch eine seltene Anmut und ein bestrickender Liebreiz der äußeren Erscheinung.

David Friedrich Strauß sah sie zum erstenmal 1837 als Gastin am Stuttgarter Hoftheater, und sie machte sofort einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüt, so daß er sich gedrungen fühlte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Er berichtete über diese erste Begegnung mit der Künstlerin, die so tief in sein Leben eingreifen und es so tragisch gestalten sollte, in einem Brief an Ernst Rapp unter dem 7. Mai 1837 mit folgenden Worten:

„Ihre Erscheinung auf dem Theater zog mich sehr an. Halb „geschoben, halb selbst nachschiebend, half ich letzten Sonntag ihr

„ein Diner in Cannstatt (in Gesellschaft mehrerer Schauspieler „und Kunstfreunde) veranstalten, fuhr mit ihr in einem Wagen und „da habe ich mich so ziemlich angebrannt. Gestern habe ich ein Sonett „auf sie gedichtet, welches ich Dir als Dokument der wunder„lichen Gemütszustände Deines Freundes nicht vorenthalten will. „Ich wollte es ihr heute — da sie morgen nach Straßburg reist, „um erst in 14 Tagen zurückzukommen — selbst übergeben, konnte „aber nicht ankommen und schickte es ihr zu. Ich war etwas „ärgerlich, daß sie sich krank sagen ließ, weil ich es nicht recht „glaubte und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünschte, „sie käme nicht mehr, oder ehrlicher, sie bliebe jetzt und ginge „bälder, damit ich dieses Stachels der Unruhe los würde."

Das Sonett, in dem Strauß seiner schwärmerischen Begeisterung und Verehrung für die Sängerin und das Weib Ausdruck gab, lautete also:

Nicht klinget nur aus sanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte bloß, mit Kunst verschlungen,
Stets strömest du, wenn du vor uns gesungen,
Im Liede aus die volle, schöne Seele.

Wenn du nun von uns gehst und jene Säle,
Wo deiner Töne Geister kühn gerungen,
Erschallen jetzt von seelenlosen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle?

Nicht dich allein wird unser Lied vermissen.
Nein, da auf der Gesänge weichem Flügel
Dein Herz dem unsern kosend zugeflogen,

Hat es das unsre zu sich hingezogen,
Das flieht mit dir nun über Tal und Hügel,
Uns selbst hast du uns, Zauberin, entrissen.

Seit jener Zeit begleitete ihn stets das anmutige Bild seiner Herzenskönigin, und immer mehr kam es ihm zum Bewußtsein, daß er nur in ihrem Besitz sich glücklich fühlen werde. Er unterhielt mit ihr, als sie in der einen oder andern großen Stadt ihre Gastspiele absolvierte, einen lebhaften Briefwechsel, veröffentlichte auf sie und ihre Kunst die allerliebsten Sonette, und im August 1842 führte er denn auch in Horkheim bei Heilbronn vor wenigen Freunden und Freundinnen die Angebetete zum Traualtar.

Leider hatte Strauß den einen Fehler, daß er den Einflüsterungen seiner Freunde, namentlich seiner Jugend- und Studiengenossen, zugänglich war, ihnen gar zu willig sein Ohr leihend. Anfänglich gestaltete sich die Ehe zu einer sehr glücklichen. Die Neuvermählten wohnten erst in der Nähe von Heilbronn, in dem schön gelegenen Schlößchen am Eingang des Dorfes Sontheim, dann in Heilbronn selbst, wo es an Gelegenheit zum intimen Verkehr mit einigen Familien nicht fehlte. Einige Zeit widerstand er den Aufhetzereien und Stachelreden, siegreich die Einwände derselben gegen die Verbindung, die er geschlossen, zurückweisend. So schrieb er z. B. an Ernst Rapp, der gleich von Anfang an gegen Agnese Schebest eingenommen war — „Stuttgart, den 6. August 1842 —: „Es ist mir ganz recht, daß Du Dich in ihrer Anerkennung nicht „übereilst; sie kann gründliche Prüfung wohl vertragen. Bei mir „hat sie diese durchgemacht, und ich weiß mit jedem Tag mehr, daß „ich das redlichste Herz und die schönste, wahrhaft menschlichste Natur „an ihr gewonnen habe. Ich bin vergnügt und ordentlich stolz darüber, „wie über ein gelungenes Werk, daß ich hierbei meinem Herzen „gefolgt bin, ohne mich durch die allerhand Warnungstafeln, die „gerade für meine verständige Natur hier zahlreich vorhanden waren, „irre machen zu lassen. Es muß, es wird gut gehen — wo nicht, „müßte die Schuld mehr an mir als an ihr liegen. Es gibt Punkte, „wo wir nicht einig sind, die aber mehr zu ihren Gewohnheiten „als zu ihrer Natur gehören und daher nicht unüberwindlich sind. „Und dann bin ich auch so eingebildet nicht, um nicht zu wissen, daß „auch ich in manchen Stücken eine Ergänzung und Berichtigung bedarf."

Die Wonnemonde hielten nicht lange an. Die im obigen Brief hervorgehobenen Gewohnheiten spitzten sich augenscheinlich so sehr zu, daß ein Zusammenleben nicht möglich war, und daß es zu den heftigsten Auftritten und zu den leidenschaftlichsten Auseinandersetzungen kam. Auch die beiden Kinder, die sie ihm schenkte, eine Tochter Georgine und ein Sohn Fritz, vermochten nicht das Band der Ehe fester zu knüpfen. Nach vier Jahren wurde sie, ohne gesetzliche Scheidung, durch Übereinkunft beider Teile tatsächlich getrennt. Wie unglücklich sich Strauß zu jener Zeit fühlte, beweist schon der Umstand, daß innerhalb jener Periode seine ganze schriftstellerische Tätigkeit vollständig lahmgelegt war. Er selbst sagte darüber in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten":

„Die Heirat brachte meine Schriftstellerei zum vollkommenen „Stillstand. Während der 4jährigen Dauer meiner Ehe habe ich „nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. „Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie „ich eine ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen „Fragen fern, so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser „bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirtschaftung seiner „Güter am Lande. Nachdem ich dem Joch, das sich nicht ganz „zerbrechen ließ, mich wenigstens so weit entzogen hatte, daß ich „wieder allein für mich leben konnte, lebte auch alsbald der schrift„stellerische Trieb in mir wieder auf."

Der intime Freund von David Friedrich Strauß, der schon genannte Dichter und Arzt Justinus Kerner, stellte sich in dieser Ehe-Katastrophe ganz und gar auf seiten von Agnese Schebest. Er hatte Gelegenheit, die einfache, anspruchslose, so gar nicht schauspielerische Gattin des Theologen und Schriftstellers in der Nähe kennen zu lernen. Auch in der Ehe habe sie glänzende häusliche Eigenschaften entfaltet, und ihr ganzes Bestreben sei darauf gerichtet gewesen, meint Kerner, ihren Mann glücklich zu machen und ihm einen stillen, häuslichen Herd zu bereiten. Doch habe Strauß, im Gegensatz zu ihr, nicht so sehr ihre Person, als vielmehr die Kunst, deren großartige Vertreterin sie war, geliebt, und je mehr sie ihm eine einfache und pflichtgetreue Gattin geworden und allem Streben, nach außen zu glänzen, entsagt und sich Mühe gegeben habe, als fleißige und sparsame Hausfrau ihrem Manne zu gefallen, desto mehr sei seine Begeisterung zerflossen und Entnüchterung eingetreten. Rührend ist der nachstehende Zug, den Justinus Kerner von ihr erzählt. In den ersten Jahren, als sie mit ihren Kindern von ihrem Manne getrennt in Heilbronn lebte, kam sie öfters, das Wägelchen mit denselben die Strecke von einer Stunde, von Heilbronn bis Weinsberg, selbst ziehend, zu dem befreundeten Herbergsvater nach Weinsberg, um dort Trost und Erheiterung zu finden. Als der geschiedene Gatte dies erfuhr, verlangte er von Kerner, er solle sich jeden Besuch dieser Frau verbitten und ihr keinerlei Gastfreundschaft gewähren. Aber Justinus fiel es nicht ein, diesen Wunsch zu erfüllen. Er schrieb ihm:

„Was gehen mich Eure Ehehändel an? Ich hoffe, Ihr ver-

„söhnt Euch bald wieder. Ich liebe und verehre Euch beide und „werde immer jeden von Euch freundlich bei mir begrüßen."

Justinus Kerner hat die große Sängerin und edle Frau wiederholt in Gedichten verherrlicht, so z. B. am 10. Mai 1842 in dem Poem, das den Titel führt „Der Singenden", und sich in seiner lyrischen Sammlung „Der letzte Blütenstrauß"[1]) befindet:

Fee des Gesangs! Nimm unsrer Herzen Dank
Für deine Zaubernähe, deine Lieder!
Herzen, die noch so alt, die noch so krank,
Schlugen bei dir in frischer Jugend wieder.

Dein Wesen, Fee! Das ist verklärter Schmerz.
Hätt' dich nicht früh der Erde Leid durchdrungen,
Nie hätte später, glaube mir! dein Herz
(Denn nur dein Herz singt) also rein gesungen.

Du bist nicht Künstlerin, bist Kind der Flur,
Lerche der Luft und Nachtigall vom Haine.
Dich grüßte warm die schwäbische Natur,
Sie küßt dich auf das volle Herz, das reine.

Bei aller Verehrung und Bewunderung, die man für David Friedrich Strauß mit Recht empfindet und empfinden muß, darf man der Wahrheit keine Gewalt antun, und so muß ausdrücklich betont werden, daß er der unglücklichen Frau gegenüber, die ihm zuliebe ihrer so beneideten künstlerischen Laufbahn entsagt hatte, nicht jene Liebe, jenes Zartgefühl und jene ritterliche Gesinnung bekundete, die man füglich von ihm hätte erwarten können. Als Milderungsgrund kann nur der Umstand gelten, daß ihm Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Demütigung zuteil wurde, die seine Seele und sein Gemüt aufs tiefste traf und seine Nerven krankhaft affizierte. Infolge einer Anregung Friedrich Vischers sollte die eminente pädagogische Kraft David Friedrich Strauß', des in seinem Vaterlande verfolgten und verfemten Denkers, für die Züricher Universität gewonnen werden. Zu seiner unaussprechlichen Freude erhielt er 1839 einen Ruf als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich; doch erregte diese Berufung im Kanton durch die Wühlereien und Verunglimpfungen der Finsterlinge so lebhaften Widerspruch, daß er noch vor Antritt seiner Stelle mit

[1]) Stuttgart 1852. Nr. 79.

1000 Franks Pension in den Ruhestand versetzt wurde. Aufs neue wurden seine Hoffnungen, vom Katheder aus zu lehren, die Menschen zu bessern und aufzuklären, durch die Niedertracht und Bosheit seiner Feinde aufs schmählichste vereitelt, und diese Kränkung und dieser Schimpf, die ihm angetan wurden, erschütterten seinen Organismus und überreizten seine Nerven. Auch der um jene Zeit erfolgte Tod seiner von ihm über alles geliebten Mutter drückte ihn aufs tiefste nieder. Man sieht, auch hier gilt das Wort: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen."

In den Briefen von Strauß an seinen Bruder Wilhelm, an Vischer, Rapp u. a. zeugt ein gar bittrer Humor von der trüben Stimmung, die die Seele des vom Schicksal so sehr Heimgesuchten erfüllte. Ein solches Pröbchen finden wir z. B. in einer Zuschrift aus Stuttgart vom 16. März 1839 an Vischer, worin diesem mitgeteilt wird, daß er, Strauß, von dem Dichter Leopold Schefer, dem Gutsinspektor des Fürsten Pückler-Muskau, einen Brief des Inhalts erhalten habe, daß der Fürst am heiligen Grabe „Das Leben Jesu" gelesen und den Verfasser an seinen Hof zu ziehen, d. h. ihm eine Prytanenstelle im Schloß Muskau zu geben wünsche, und daß Schefer nicht allein die Bibliothek, sondern auch die Tafel des Fürsten und seinen Marstall, der sich immer mehr mit arabischen Pferden fülle, gerühmt habe.

„Ich soll schleunig dem Schefer Antwort geben und meinen „Wunsch äußern, damit er's dem Fürsten nach Konstantinopel be„richten könne. Ich bitte, erzähle dies doch Baur; ich stelle mir „den Eindruck, den es auf ihn machen wird, besonders komisch „vor. Auch mir selbst ist die Sache noch ganz hyperboreisch, und „ich kann noch nichts weiteres darüber sagen. Daß die Sache aber „keine Mystifikation ist, beweist der Poststempel Muskau, und „Schefers Hand, die ich aus einem Faksimile kenne."

Ein Symptom dieser seiner galligen Laune waren auch seine Urteile, die er zu jener Zeit über Berlin, für welche Stadt er früher, als er sich dort studienhalber aufhielt und auch in späteren Jahren so viel Sympathien empfand, fällte. Als ihn Vischer auf Berlin verwies, um ihm möglicherweise dort den Weg zu einer Professur zu ebnen, schrieb er ihm ärgerlich — Stuttgart, den 3. Dezember 1840 — : „Sei gescheidt, was denkst Du mit Berlin? Dort kann man jetzt „keinen ehrlichen und vernünftigen Menschen brauchen; ich möchte

„nicht hin, und wenn ich 10 Rufe hätte! Dieses politische, religiöse „und wissenschaftliche Lügen-System! Da ist doch unser Württem-„berg ein gutes Land; man läßt einen doch die Luft, die geistige „Atmosphäre ist doch noch nicht vergiftet."

Nach der Trennung von seiner Frau glich David Friedrich Strauß einem Ahasver, er wanderte von einer Stadt zur andern und konnte sich nirgends so recht heimisch fühlen. Seine einzige Freude bildeten seine zwei Kinder, deren Erziehung er sich mit größter Sorgfalt widmete. Zu den Perlen der Lyrik in seinen Gedichten zählen die Lieder an seine Kinder und Enkel, von dem tiefen Gemüt und dem treuen Herzen des herrlichen Mannes Zeugnis ablegend. So heißt es z. B. in dem auf dem Schmerzenslager des Todkranken am 22. Dezember 1873 verfaßten Poem „Meiner Tochter":[1])

„In alle dem Leide
Verließ ihn die Freude,
Die dankbare, nicht,
An dir, an den Kindern,
Den großen, den mindern,
Es dunkelt sein Abend, ihr spendet ihm Licht.

Bescheidnes Vermächtnis
Zwar ist mein Gedächtnis;
Doch laß ich es hier.
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst du des Vaters, erscheint er vor dir."

An der Theologie hatte sich David Friedrich Strauß infolge der maßlosen, nicht immer sachlichen, vielmehr zumeist persönlichen Angriffe, die seine Feinde gegen sein „Leben Jesu", seine „Christliche Glaubenslehre" und andere kritische Abhandlungen, die er veröffentlicht hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, so gründlich den Magen verdorben, daß er sich von ihr nunmehr ganz abwandte und seine eminente geistige Kraft anderen Arbeiten widmete. Kritik und Biographie, die von jeher zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten, nahmen nunmehr vollends seine ganze Tätigkeit in Anspruch. Nachdem er die Folgen seines häuslichen Ungemachs überwunden hatte, schrieb er für die damaligen namhaftesten deutschen Zeitschriften ebenso lehr-

[1]) Poetisches Gedenkbuch, S. 224 ff.

reiche wie anregende Aufsätze, so z. B. die Abhandlung über Justinus Kerner und verschiedenes andere. In Heilbronn hielt er einen Vortrag, der das größte Aufsehen erregte, so daß er sich veranlaßt fand, denselben mit Quellenbelegen erweitert herauszugeben, er hieß: „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige" (Mannheim 1847), ein geistvoll ausgeführtes Geschichtsbild, aber zugleich eine feine und schlagende politische Satire auf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Solche Satiren, gehüllt in historisches Gewand, waren damals sehr beliebt; ich erinnere z. B. an die verschiedenen Satiren von Johann Hermann Detmold, dem kurzlebigen deutschen Reichsjustizminister von 1849.

David Friedrich Strauß wehrte sich zwar gegen die Annahme, als ob er durch die Veröffentlichung seines Julians des Abtrünnigen geschichtliche Tendenzpolitik treiben wollte; aber unwillkürlich mußte sich für den verständigen Leser, obschon der Name Friedrich Wilhelm IV. nicht genannt wurde, die Parallele zwischen diesem und dem romantischen Herrscher auf dem Thron des Cäsaren aufdrängen. Hier entfaltete Strauß wieder einmal den ganzen Reichtum und die ganze Virtuosität seiner Schreibweise. Die Arbeit ist von Anfang bis zu Ende in hohem Grade fesselnd, anregend und lichtvoll und gewährte dem Autor zugleich Raum genug zur Betätigung seines Widerwillens gegen geistige Knechtung und pfäffische Unduldsamkeit. Besonders anziehend sind seine Ausführungen über Heidentum und Christentum, sowie Christentum und freien Humanismus. So sagt er einmal:[1]) „Dem Julian erschienen die Christen, weil sie die Götter Griechenlands und Roms, Ägyptens und Syriens nicht anerkannten, gerade ebenso als Gottlose und Atheisten, wie den jetzigen Romantikern diejenigen, welche dem Glauben an den christlichen Gott und Gottmenschen entsagt haben. Ebenso verächtlich sprach er von dem toten Juden, den die Galiläer verehren, als jetzt von jener Seite über den Versuch gesprochen wird, fortan allen geistigen und sittlichen Bedarf des Menschen lediglich aus der Erkenntnis seines eigenen Wesens zu schöpfen. Daß die Christen sich weigerten, den Göttern oder auch nur ihrem Gott Opfer zu bringen, war ihm nicht minder befremdlich und anstößig, als es jetzt gefunden wird, daß wir von Abendmahl und Kirchenbesuch nichts mehr wissen wollen. Daß aus

[1]) Gesammelte Schriften. I. Bd. S. 188 ff.

dieser neuen Gottlosigkeit etwas für Leben und Sitte Ersprießliches hervorgehen könne, war ihm ebenso undenkbar, als den Anhängern des Alten unter uns geläufig ist, von den staats- und sittenverderblichen Lehren der neuen Philosophenschule zu sprechen. Mit nicht geringerem Selbstgefühl wurde der Neuheit des von gestern sich datierenden Christentums das ehrwürdige Alter der väterlichen Religion entgegengehalten, als heutzutage von dem 1800jährigen Bestande des ersteren im Gegensatz zu der Weisheit des Tages gesprochen wird . . ."

Wie hätte man nicht unwillkürlich an Friedrich Wilhelm IV. denken sollen, wenn man die nachstehende Charakteristik Julians des Abtrünnigen in der Schrift: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren"[1]) las: „Zur Regierung gelangt, betrachtete daher Julian die kirchliche Restauration als seine Grundaufgabe. Die auch schon von den früheren Imperatoren bekleidete Würde eines Pontifex Maximus war ihm so wichtig als die kaiserliche; er teilte fortan sein Leben in den Dienst des Staates und des Altars. Und zwar begnügte er sich nicht damit, das Untergegangene in der Religion wiederherzustellen, sondern er fügte dem Alten Neues hinzu..... So ist auch uns begegnet, was wir bei früheren Beurteilern Julians bemerkten, von dem denkwürdigen Manne uns wechselweise angezogen und wieder abgestoßen zu finden: und so wenig wir imstande sind, diesen Widerspruch in dem Eindrucke des Mannes und unserer Stellung zu ihm aufzulösen, so sind wir doch wohl jetzt ausgerüstet, den Grund desselben klar und bestimmt zu erkennen und zu bezeichnen. Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben, und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Prinzip des Fortschritts und der Zukunft vertraten."

Schon „Julian der Abtrünnige" bewies, daß David Friedrich Strauß viel Interesse für Politik und für geschichtliche Vorgänge auf politischem Gebiete in der Vergangenheit und in der Gegen-

[1]) A. a. O., S. 199 ff.

wart hatte. Wenn er in seinen Briefen und Schriften wiederholt betont, daß er kein Politiker sei, so ist diese Ansicht nur cum grano salis aufzufassen. Im Gegenteil: er hatte einen ausgesprochen scharfen und treffenden Blick für die das Staats- und Völkerleben bestimmenden Ideen und Bestrebungen und war vor allem, wie wir das weiter unten ausführlich darlegen werden, von jeher ein treuer Deutscher, ja, ein glühender Patriot, der die Zerrissenheit Deutschlands, das noch 1848 nur ein politischer Begriff war, aufs tiefste beklagte. So kam es denn, daß er es gar nicht ungern sah, daß 1848 seine Landsleute in Ludwigsburg ihn als Kandidaten für das deutsche Parlament in Frankfurt a. M. aufstellten. Dieses Vertrauen der Ludwigsburger berührte sein krankes Gemüt sehr wohltuend. Freudejauchzend schreibt er an Ernst Rapp, Heilbronn, 1. Mai 1848: „Meine Ludwigsburger haben sich selbst übertroffen und gezeigt, daß der Ludwigsburger Patriotismus nicht ein bloßer Spaß, sondern eine gemütliche Anhänglichkeit zur Grundlage hat. Du glaubst nicht, wieviel Wohlwollen mir meine Landsleute, alles Leute, die ich größtenteils von Person gar nicht kannte, erwiesen haben. Zugleich aber lernte ich auch an mir selbst eine Seite kennen, die mir nicht bekannt war, nämlich die Fähigkeit, auf Massen zu wirken. Im Eindruck des persönlichen Auftretens und Redens war ich den Gegnern jedesmal ganz entschieden überlegen, nur hinterher kam die pfäffische und pietistische Einflüsterung, welcher die einfältige Mehrheit natürlich nichts entgegen zu setzen hatte."

Schon aus dieser letzten Andeutung ist ersichtlich, daß es der pietistischen Agitation, die von der württembergischen evangelischen Geistlichkeit der Mehrzahl nach unterstützt wurde, gelang, seine Wahl zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament zu hintertreiben. Seine Wahlreden ließ Strauß unter dem Titel: „Sechs theologisch-politische Volksreden, Stuttgart 1848" erscheinen.[1]) In dem Vorwort zu diesen lichtvollen, gemeinverständlichen, kraftvollen und patriotischen Reden äußert sich Strauß über den Grund der Veröffentlichung dahin: „Hierzu veranlaßt mich nicht etwa die Einbildung, als wäre in denselben eine besondere politische Weisheit niedergelegt, die für das Allgemeine nicht verloren gehen dürfte;

[1]) Ges. Schriften. Bd. I. S. 239 ff.

im Gegenteil bin ich mir wohl bewußt, daß die darin vorgetragenen Ansichten keine anderen, als solche sind, wie sie sich unter den gegenwärtigen Umständen jedem Deutschen, der die Augen auftut und sich den Kopf nicht einnehmen läßt, von selbst ergeben müssen... Gerade in dieser auch im Titel ausgedrückten Mischung liegt der Grund, warum ich diese Reden der Öffentlichkeit übergebe. Der Wahlkampf, der sich in ihnen abspiegelt, markiert die Bildungsstufe, auf welcher die neue Zeit unser Volk überrascht hat. Er gestattet einen Blick in das seltsame Zwielicht, welches durch das Einbrechen des jungen Tages in die alte Nacht entstanden ist. Er zeigt uns aber auch, wo diese Nacht ihren eigentlichen Sitz hat; er lehrt uns diejenigen kennen, welche, nachdem die Reaktion der Regierungen gebrochen ist, noch immer bemüht sind, dem Lichte den Zugang in die Köpfe zu versperren, um auch fortan in dem geliebten Dunkel herrschen zu können. Es sind die Pietisten und der ihnen affiliierte Teil der evangelischen Geistlichkeit."

Im Vorwort spricht er zugleich seine Überzeugung aus, daß das direkte Wahlverfahren um so weniger tauge, je unbeschränkter das Wahlrecht sei. Schon in diesen Reden bekundet sich Strauß als ein leidenschaftlicher Verfechter der Idee der deutschen Einheit, der er in späteren Schriften, so z. B. in den „Politischen Gesprächen" in den 60er Jahren, in dem Briefwechsel mit Ernst Renan usw., einen ebenso eindringlichen wie beweiskräftigen Ausdruck verlieh. Es ist ein Verdienst Otto Elbens, daß er in der Rede, die dieser anläßlich der schon erwähnten Enthüllung der Gedenktafel am Wohnhause von Strauß in Ludwigsburg am 27. Januar 1884 hielt, auf einige bis dahin vergessene Artikel des Gefeierten im „Schwäbischen Merkur" aufmerksam machte. Als nämlich die Wogen des politischen Lebens 1848 hoch zu gehen begannen, veröffentlichte Strauß in dem genannten Stuttgarter Blatt eine Reihe von Leitartikeln, in denen er mit dem ihm eigenen Mute und der Kraft der Überzeugung der herrschenden Tagesströmung kühn entgegentrat. Er wies dort geschichtlich und namentlich an dem Beispiel der Franzosen nach, daß für uns Deutsche die Einheit das Nähere und Erste sei: „Wir Deutsche," so sprach er unter anderem, „müssen politisch den Kopf beisammen halten, um den kriegerischen Arm gebrauchen zu können". Er beklagte, daß die Deutschen von Schwärmerei nicht zu kurieren seien; dann wandte er sich gegen

die österreichische Regierung, die, um nur dem Deutschen keine freien Zugeständnisse zu machen, sich den Tschechen in die Arme werfe. Auch polemisierte er gegen die törichte Polenschwärmerei; gegen den Unsinn, einen Teil von Posen herzugeben, sagte er treffend: „Wer versucht, aus Galizien und Posen wieder ein Polen zu machen? aber dies Zögern, aus Österreich, Preußen und Bayern ein Deutsches Reich zu machen, könnte den Friedfertigsten bewegen, den Ausbruch des Krieges herbeizuwünschen, damit die wirkliche Not uns zu der Einigung zwinge."

Die Ludwigsburger, die unter allen Umständen ihren berühmten Mitbürger auszeichnen wollten, ließen es sich aber nicht nehmen, wenigstens in der Württemberger Ständeversammlung von ihm vertreten zu werden. In der Tat erfolgte seine Wahl im Mai 1848 mit großer Einstimmigkeit. Er sträubte sich aber lange, diese Wahl anzunehmen; denn mit seinen nüchternen und gemäßigten politischen Ansichten, seinem Widerwillen gegen alles Unklare und Phrasenreiche, kurz, gegen alles revolutionäre Gebaren widerstrebte es ihm, mit den Wölfen zu heulen, das heißt, mit dem Radikalismus durch Dick und Dünn zu gehen; doch ließ er sich schließlich breitschlagen. Näheres über seine politischen Ansichten, die er mit dem Mut der Überzeugung in der Ständeversammlung vertrat, erfahren die Leser weiter unten. Seine Wähler, die sich ihn als eine Art Ludwigsburger Robert Blum vorstellten, waren nicht wenig enttäuscht, als er in der Kammer eine konservative oder besser gesagt nationalliberale Haltung einnahm. Sie dekretierten ihm sogar ein Mißtrauensvotum; doch lehnte er die Aufforderung, sein Mandat niederzulegen, in festem Tone mit der Erklärung ab: er habe nach den Grundsätzen gehandelt, die er klar vor aller Welt ausgesprochen habe, eine Strohpuppe der Tagesmeinung sei er nie gewesen. Doch von Woche zu Woche mußte er sich davon überzeugen, daß sein Platz nicht in jener radikalen Volksvertretung war, und als er einmal auf Andringen der Radikalen einen seiner Ansicht nach unverdienten Ordnungsruf vom Vorsitzenden erhielt, erklärte er endlich unter Verzicht auf sämtliche ihm zustehende Diäten seinen Austritt aus der Kammer, den er in einem Schreiben an seine Wähler (23. September 1848) mit der Aussichtslosigkeit seines ferneren Wirkens in dieser Körperschaft rechtfertigte.

Seine Briefe, die er aus jener Zeit und später über die deut-

schen Verhältnisse an seine Freunde richtete, zeugen von einer klaren und vorurteilslosen Auffassung und von einem außerordentlich politischen Scharfblick. So heißt es einmal in einer Zuschrift von ihm vom 30. Mai 1849: „Rechts und links bei Fürsten und Volksmännern ebensowenig Einsicht als Redlichkeit und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Ratlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntnis in diesen Wirren ist kurz beisammen: ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Konstitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden; geht es aber damit nicht und habe ich nun einmal zwischen Fürsten- und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren.... Der letzte Blutstropfen in mir verabscheut noch Massen- und Pöbelherrschaft als das äußerste aller Übel."

Um dem politischen Wirrwarr, aber zugleich auch der Begegnung mit seiner von ihm damals in Stuttgart getrennt lebenden Frau zu entgehen, verließ Strauß, nachdem er sein Mandat niedergelegt hatte, Württemberg und wandte sich zunächst nach München, dann nach Weimar. Indessen vertauschte er diese Stadt schon im Jahre 1852 mit Köln, wo sein Bruder lebte; aber auch dort blieb er nur zwei Jahre und verlegte schließlich seinen Wohnsitz nach Heidelberg, wo er sich sechs Jahre (1854—60) aufhielt.

In München interessierten ihn in erster Linie die Kunstschätze, besonders diejenigen in der Glyptothek. In Isar-Athen verkehrte er speziell mit dem Orientalisten Karl Friedrich Neumann und dem Literarhistoriker Arthur Schöll. Während seiner Münchener Muße entstanden mehrere meisterhafte, durch Gediegenheit und Gründlichkeit der Forschung ebenso wie durch klare und lichtvolle Darstellung ausgezeichnete biographische Arbeiten: „Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen" (Berlin 1849, 2 Bde.)[1] und „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" (Mannheim 1851).[2] In Heidelberg verfaßte er die bedeutsamen Werke über Ulrich von Hutten (Leipzig 1853)[3] und die Übersetzung von dessen Gesprächen (Leipzig 1860).[3]

---

[1] Gesammelte Schriften. Bd. VIII und IX.

[2] Gesammelte Schriften. Bd. X.

[3] Gesammelte Schriften. Bd. VII.

Der ebenso unglückliche wie leichtsinnige Christian Friedrich Daniel Schubart hatte von jeher den Verfasser angezogen; denn obschon Schubart kein „ragender Gipfel" in unserer Nationalliteratur ist und mit den deutschen Dichtern ersten Ranges im 18. Jahrhundert nicht verglichen werden kann, so fehlt es ihm doch weder als Mensch noch als Schriftsteller an einem eigentümlichen Interesse, und sowohl das poetische Schaffen als auch die tragischen Lebensschicksale dieses Wortführers der deutschen Sturm- und Drangperiode, in der Übergangszeit zwischen Klopstock und Goethe, mußten für den Schwaben David Friedrich Strauß, bei dem der Literarhistoriker mit dem Biographen Hand in Hand ging, große Anziehungskraft besitzen. Mit Recht hat Eduard Zeller in dem Vorwort zum ersten Schubart-Band den Grund hervorgehoben, warum der schwäbische Dichter seinem Biographen sympathisch sein mußte. Wie Strauß persönlich eine ausgesprochene Vorliebe und ein feines Verständnis für alle naturwüchsigen Menschen gehabt habe und selbst mit solchen, die in jeder Beziehung unter ihm gestanden, in ein gemütliches Verhältnis zu kommen bemüht gewesen, so habe er, der Geschichtsschreiber, sich von solchen Persönlichkeiten besonders angezogen gefühlt, in denen die idealen Bestrebungen, ohne die sie ihn freilich nicht hätten fesseln können, auf dem Grund einer vollsaftigen Sinnlichkeit, einer frischen und lebendigen Natur geruht haben.....

„Gerade weil er eine durchaus bewußte, dialektische Natur war, weil er das Leben überwiegend nur in seiner geistigen Gestalt, in den Schöpfungen der Phantasie und des Denkens zu genießen wußte, war ihm der Verkehr mit solchen Bedürfnis, die reichlicher als er selbst mit dem Organ für sinnlichen Genuß und praktisches Wirken ausgerüstet waren, in deren Art es lag, frisch aus dem Volk zu schöpfen, mit der Unbefangenheit des Naturmenschen im Augenblick aufzugehen. Er fand eine Ergänzung seines eigenen Wesens darin, daß er sich mitempfindend in das ihrige vertiefte; er nährte seinen Humor und seine Reflexion mit den Stoffen, die sie ihm darboten..... Und nur zur Verstärkung dieses Interesses konnte es dienen, daß in Schubarts Leben auch der Kampf, welcher das Pathos des Straußschen bildete, der Kampf mit den Theologen, nicht fehlte."

Besonders wertvoll sind auch die in „Schubarts Leben" mitgeteilten zahlreichen Briefe sowohl des Dichters, wie diejenigen seiner

Gattin und des Gefängnisdirektors auf dem Hohen-Asperg, Riegers, u. a. m. Der Verfasser hat sich hier als ein meisterhafter Literarhistoriker bewährt, indem er von Abschnitt zu Abschnitt pragmatische Übersichten einschaltete, in denen er Personen und Ereignisse zu gruppieren und in das rechte Licht zu stellen weiß, während er zugleich den in der Briefsammlung einige Male unterbrochenen geschichtlichen Faden aus dem sonst vorhandenen Material weiterspinnt. Ebenso fehlt es nicht an wertvollen historischen Erläuterungen unter dem Text der Briefe. Strauß schließt das Vorwort zu seinem Werk mit den für ihn bezeichnenden Worten: „Deine Lieder sind die Gespielen des Knaben gewesen: der Mann hat sich bemüht, einen Teil des Dankes, den er Dir schuldig geworden, durch Sammlung deiner Briefe abzutragen, überzeugt, daß Du mit all Deinen Schreib- und Charakterfehlern, Schwächen und Verirrungen, doch nur gewinnen kannst, je näher und ausführlicher Du Dich zu erkennen gibst."

Das Werk über „Ulrich von Hutten" nimmt sowohl durch die geschichtliche Bedeutung des Titelhelden, als auch durch die geschickte, lichtvolle und sympathische Behandlung, die der Verfasser ihm zuteil werden läßt, eine hervorragende Stelle in der deutschen biographischen und kulturgeschichtlichen Literatur ein. Huttens geschichtliche Erscheinung mußte für ihn um so sympathischer sein, als auch er ein Kämpfer für Licht und Freiheit, für Bildung gegen Barbarei war, und noch in einer der späteren Auflagen des Werks führt ihn der Verfasser gleichsam als Kronzeugen für die eigenen Bestrebungen an, die ihn Zeit seines Lebens erfüllten. Die Völker, meint er, rufen ebenso wie der Einzelne, in den Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt gerne die Geister ihrer großen Toten heran. Diese seien gemeinhin Kämpfer, die für das Vaterland gegen den Andrang der Fremden gestritten haben, gleich ehrenwert, gleich teuer den Nachlebenden, ob sie vom Siege gekrönt worden oder im vergeblichen Ringen untergegangen seien. Auch den Schatten Huttens habe er in einer bösen Zeit heraufbeschworen; das Buch sei zu einer Zeit erschienen, als die großen und kleinen Dränger von neuem Germania unterjocht, als übermütige Nachbarn sie verhöhnt und allerlei schwarze Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen und sie krächzend umschwärmt haben. „Es war die Zeit der Konkordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Österreich

vorangegangen, auch die übrigen Staaten des südlichen Deutschlands sich bedroht sahen. Damals rief ich: ‚Ist denn kein Hutten da?' Und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen. Es blieb nicht ohne Wirkung; man fand in dem Zorneifer des Ritters gegen das licht- und freiheitfeindliche Rom, seinen eindringlichen Mahnungen an die Deutschen, einig und selbstbewußt gegen den Übermut der Fremden zusammenzustehen, ein Wort zu seiner Zeit..... Hutten an seinem Teil hat sich Deutschlands Macht und Größe, für die er schwärmte, fester begründet gedacht auf menschlich freie, von keiner Klerisei, keiner kirchlichen Satzung beengte Geistesbildung."

Während bei Hutten ihn hauptsächlich die politische und nationale Seite seines Helden reizte, hatten zwei andere hervorragende Männer, der Dichter Klopstock und sein Landsmann Nikodemus Frischlin, denen er zwei umfangreiche biographisch-literarhistorische Charakteristiken widmete, für ihn vor allem literarisches Interesse. Der letztere freilich fesselte ihn auch nach der persönlichen Seite hin; denn auch er besaß gleich ihm und Hutten eine ganz besondere Kampfeslust, wenn auch seine Kämpfe nicht von jenen hohen Ideen getragen und nicht mit jenem Adel und jenem selbstlosen sachlichen Interesse durchgeführt wurden wie die Kämpfe von Strauß und Hutten. Frischlin ähnelte durch die seltene Frische und Fülle seiner Ideen mehr dem Dichter Schubart; nur war er viel tatkräftiger, tätiger und fleißiger, ein Arbeiter ohnegleichen, während bei Schubart eine gewisse Schlappheit und Trägheit nicht zu verkennen ist. Beide waren sich jedoch in der gewaltigen Sinnlichkeit und der wilden Leidenschaft durchaus gleich. Das Werk über Friedrich Gottlieb Klopstock[1]) gehört mit zu dem besten und gediegensten, was je über den merkwürdigen Barden geschrieben wurde. Alle späteren Forschungen fußten auf ihm, und es ist sehr bedauerlich, daß dieses Buch ebensowenig wie dasjenige über Frischlin jene Volkstümlichkeit erlangt hat, die ihm von Rechts wegen gebührt.

Seinen sechsjährigen Aufenthalt in Heidelberg rechnete Strauß zu der glücklichsten Zeit seines Lebens. Er hatte wieder Lust zu

[1]) Gesammelte Schriften. Bd. X.

neuem literarischen Schaffen, auch wurde er geselliger und trat in einen Kreis von bedeutenden und geistreichen Männern ein, von denen einige seine Freunde für das ganze Leben wurden. Speziell waren es Kuno Fischer, G. G. Gervinus und Julius Meyer, mit denen er freundschaftlichen Verkehr pflegte. In Heidelberg kamen ihm alle Stände und Schichten der Bevölkerung mit Liebe und Verehrung entgegen; denn sein reicher und bedeutender Geist, seine edle Humanität und seine seltenen Charaktereigenschaften, besonders aber sein Interesse und seine Empfänglichkeit für alles Schöne, Anmutige und Gemeinnützige, gewannen ihm die Herzen.

1860 erkrankte er an einem Augenleiden und er sah sich deshalb gezwungen, nach Berlin zu reisen, um sich bei dem berühmten Ophthalmologen A. von Graefe operieren zu lassen. Die Operation verlief glücklich.

Von 1860—65 wohnte er wieder in Heilbronn, das er zwölf Jahre vorher verlassen hatte. Seine Tochter Georgine stand dem Haushalt vor, während der Sohn das Gymnasium besuchte. In Heilbronn entstanden verschiedene biographische Arbeiten von ihm, wie die über „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" (Leipzig 1862)[1]) und eine neue, für das Volk bearbeitete Auflage seines „Leben Jesu" (Leipzig 1864), die in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde. Wieder regnete es hageldicht von Angriffen seitens der Pietisten und Orthodoxen auf den kühnen Bibelkritiker. Gegen diese und seine sonstigen Gegner schrieb er seine scharfen polemischen Schriften: „Die Halben und die Ganzen" (Berlin 1865)[2]) und „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte, eine Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu" (Berlin 1865).[3])

Anziehend ist eine Parallele zwischen dem Standpunkt, den Hermann Samuel Reimarus, der berühmte „Fragmentist" Lessings, einnahm und demjenigen von David Friedrich Strauß. Wir machen dabei die überraschende Wahrnehmung, daß schon im 18. Jahrhundert Reimarus im großen und ganzen in bezug auf

[1]) Gesammelte Schriften. Bd. V. S. 229 ff.
[2]) Ebenda. S. 149 ff.
[3]) Ebenda. S. 1 ff.

das Leben Jesu dieselben Anschauungen hegte, wie ein Jahrhundert später der Ludwigsburger Theologe. In der Streitschrift gegen Schenkel und Hengstenberg hält Strauß furchtbare Musterung unter den „Halben und Ganzen". „Halbe" nennt er jene Angstmeier, die nicht den Mut haben, die Dinge festen Blickes anzuschauen und das Erkannte vor sich und anderen ganz und rückhaltlos auszusprechen; es sei eine Schmach, ein solcher „Halber" zu sein, vielmehr sei es eine unbedingte Mannespflicht, ein „Ganzer" zu werden. Nur die volle Hingabe an den vorwärtsdrängenden Zug der Zeit, das ernste und redliche Handanlegen an ihre Aufgabe, könne in unseren Tagen noch ganze Männer bilden.

In dem Werk „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte" gibt er eine vernichtende Kritik des Schleiermacherschen „Leben Jesu". Er weist nach, daß die Schleiermachersche Glaubenslehre nur ein einziges Dogma, das von der Person Christi, habe; nehme man dieses hinweg, so blieben zwar in den Lehren von Gott und der Welt noch höchst wertvolle philosophisch-kritische Ausführungen, aber das eigentliche Positive des Werks liege nur in dem, was es über die Person Christi aufstelle. Schleiermachers Christus sei so wenig wie der Christus der Kirche ein wirklicher Mensch. Bei einer wahrhaft kritischen Behandlung der Evangelien komme man so wenig auf den Schleiermacherschen wie auf den kirchlichen Christus. „Der hauptsächlich auf Schleiermachers Ausführungen sich stützende Wahn, Jesus könne ein Mensch in vollem Sinne gewesen sein und doch als einziger über der ganzen Menschheit stehen, ist die Kette, welche den Hafen der christlichen Theologie gegen die offene See der vernünftigen Wissenschaft noch absperrt. Diese Kette zu sprengen hat auch die gegenwärtige, wie von jeher alle meine theologischen Schriften zum Zwecke."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die zahlreichen, fast durchweg vortrefflichen und viel Neues und Interessantes bietenden, biographisch-kritischen Arbeiten von David Friedrich Strauß hier Revue passieren lassen; ich muß den Leser auf die „Gesammelten Schriften" des Autors verweisen, wo sich viele gediegene Essays von ihm über Heinrich Brockes, Ludwig Thimoteus Spittler, Aug. Wilh. Schlegel, Karl Immermann, Ludwig Bauer, Eberhard Wächter, Lessings „Nathan den Weisen" usw., sowie musikgeschichtliche und musikkritische Arbeiten, z. B. über Beethovens 9. Symphonie, befinden. Man wird

alle diese literarischen Schöpfungen gewiß mit Interesse und Nutzen lesen. Nur noch ein großes und glänzendes Werk, betitelt: „Voltaire, 6 Vorträge“ (Leipzig 1870)[1]) mag hier mit einigen Worten näher charakterisiert werden.

Im Herbst 1865 hatte sich Strauß in Darmstadt niedergelassen und blieb dort mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1872. Der neue Wohnort behagte ihm sehr; die Stille der Stadt, ihre Umgebung, die bequemen Verbindungen, ihre Bibliotheken und ihr Theater hatten es ihm angetan. Hierzu kam noch der Umstand, daß sich für sein literarisches Schaffen, aber auch für seine Persönlichkeit die feingebildete und hochbegabte Prinzessin Alice, spätere Großherzogin von Hessen, lebhaft interessierte und mit ihm freundschaftlich verkehrte. Welchen Eindruck die hohe Frau auf ihn machte, darüber geben seine Briefe an Vischer und andere Aufschluß. So heißt es in einem derselben — Darmstadt, den 2. Juni 1862 —: „Die Prinzessin ist wirklich ein frisches, natürliches und offenes Wesen, bei der man sich gleich gemütlich angeregt findet.“ Und bei einem anderen Anlaß — Darmstadt, den 25. Januar 1870 —: „Ich habe viel Erfrischung von diesem Verkehr; er ist das beste, oder vielmehr das einzige Gute, was ich noch hier habe.... Sie ist gegen mich immer gleich gut und liebenswürdig und macht jedesmal von neuem sozusagen meine Eroberung.“ Durch sie lernte er auch das preußische Kronprinzenpaar, den späteren Kaiser Friedrich III. und die Kaiserin Viktoria, kennen, und er fällt über dieselben — Darmstadt, den 29. Oktober 1868 — das nachstehende interessante Urteil: „Ein so überaus liebenswürdiges Paar an so hoher Stelle, die künftigen Geschicke des Vaterlandes in so gute Hände gelegt zu sehen, war mir überaus tröstlich und selbst ohne Wunsch, als reiner Diogenes, diesen Erdengöttern gegenüber zu stehen, macht mir auch Freude.“

Wie Ulrich von Hutten, Hermann Samuel Reimarus und noch verschiedene andere Vorkämpfer des Humanismus ihn anzogen, so mußte ihn auch der berühmte französische Aufklärer und Feind des dogmatischen Christentums, der geniale Voltaire, zu einer wissenschaftlichen Arbeit herausfordern. Über ihn hielt er nun vor seiner huldreichen Gönnerin, Prinzessin Alice, sechs Vorträge,

[1]) Gesammelte Schriften. Bd. II.

die mit lebhafter Zustimmung begrüßt wurden. Sie war es, die ihn veranlaßte, diese Vorträge durch den Druck den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, und so erschienen dieselben denn auch mit der Widmung: „Ihrer Königlichen Hoheit Alice, Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für Die sie geschrieben, von Der sie freundlich angehört wurden, widmet nun die gedruckten Vorträge ehrfurchtsvoll und treuergeben Der Verfasser." Der Straußsche Voltaire wurde vom Lesepublikum mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Wissenschaftliche Gründlichkeit, geistreiche Eleganz der Darstellungsweise und ein großer Zauber der Sprache vereinigten sich hier zu einem harmonischen Ganzen. Eduard Zeller hat recht, wenn er behauptet, daß alle die schriftstellerischen Vorzüge von Strauß im Voltaire zur höchsten Meisterschaft entwickelt seien. Der Verfasser sei mit so feinem Sinne in die geistige Individualität seines Helden eingedrungen, er habe das seltsam verschlungene Gewebe dieses merkwürdigen Charakters mit so geschickter und schonender Hand zergliedert, die Denk- und Empfindungsweise des genialen Schriftstellers, des vielberufenen Freidenkers, so verständlich aufgefaßt und seine Lehren so lebendig vor Augen gestellt, daß der Erfolg für dieses geradezu klassische Werk nicht ausbleiben konnte.

Allezeit ein überzeugter und eifriger Verehrer Preußens und durchdrungen von der deutschen Mission desselben, begrüßte er hoffnungsvoll und jubelnd die Siege der deutschen Waffen über gallischen Übermut in dem Entscheidungskriege von 1870/71 und richtete unmittelbar nach den ersten deutschen Siegen, 12. August 1870, in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" an Ernst Renan, den Verfasser des französischen „Leben Jesu", mit dem er in Briefwechsel stand, ein Sendschreiben, worin er den Versuch machte, seinen französischen Kollegen und mit ihm zugleich das Ausland über die neuere politische und nationale Entwicklung des deutschen Volkes, über die eigentliche Ursache des deutsch-französischen Krieges und über das Recht Deutschlands in demselben aufzuklären. Ernst Renan, ein eingefleischter Chauvinist, antwortete scharf abwehrend; infolgedessen ließ Strauß seinem ersten Schreiben ein zweites folgen, worin er zugleich die Notwendigkeit für Deutschland nachwies, die ihm im 16. Jahrhundert durch Ludwig XIV. entrissenen Länder, d. h. Elsaß und Lothringen, zurückzunehmen.

Strauß ließ seine beiden Briefe an Ernst Renan nebst dessen

Antwort auf den ersten, unter dem Titel: „Krieg und Frieden", in Buchform erscheinen[1]), und wurde die kleine, geistreiche und patriotische Schrift mit ungemeinem Beifall aufgenommen; das Buch erlebte zahllose Auflagen und wurde in fast alle lebende Sprachen übersetzt.

Der literarische Schwanengesang von David Friedrich Strauß war seine berühmte Schrift: „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntnis" (Leipzig 1872)[2]), worin er mit dem Christentum definitiv brach und sich rückhaltlos zur Darwinschen Lehre und der monistisch gerichteten Naturforschung bekannte. In dem Nachwort als Vorwort zu der neuen Auflage: „Der alte und der neue Glaube" — das Buch wurde unzählige Male aufgelegt und rief ungeheures Aufsehen hervor —, datiert vom letzten Tage des Jahres 1872, sprach der alte Kämpfer und Geistesheld das für seine monistische Lebens- und Weltanschauung so siegesfrohe Wort: „Trotz aller Schmähungen bleibe ich überzeugt, mit meinem Bekenntnis ein gutes Werk getan und mir den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient zu haben. Die Zeit der Verständigung wird kommen, wie sie für das ‚Leben Jesu' gekommen ist, nur daß ich sie diesmal nicht mehr erleben werde."

Nachdem David Friedrich Strauß das letzte Jahr seines Lebens in schwerem Siechtum, aber geistig überaus frisch und ungebrochen dahingebracht, starb er am 8. Februar 1874 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, wohin er schon im Oktober 1872 übergesiedelt war.

Über sein Begräbnis hatte er selbst Bestimmungen getroffen. Er wollte ganz einfach und prunklos im tannenen Sarge beerdigt sein, und von jeder Beteiligung der Kirche an der Feier sollte abgesehen werden. So wurde er denn auch am 10. Februar ohne Glockengeläut und Begleitung eines Geistlichen, aber in würdigster Weise und unter lebhaftester Teilnahme zahlreicher Verehrer von nah und fern zu Grabe geleitet.

Doch nur seine sterblichen Reste ruhen im heimatlichen Boden, sein Geist lebt in seinen Werken und in seinen Lehren fort für alle Zeiten.

---

[1]) Gesammelte Schriften. Bd. I., S. 299 ff.

[2]) Ebenda. Bd. VI.

Wie er über Leben, Tod und Unsterblichkeit dachte, werden die Leser an geeigneter Stelle näher erfahren. Hier sei nur zum Schluß erwähnt, daß er seine furchtbaren Schmerzen mit Geduld und Ausdauer ertrug und auf seiner Matratzengruft Trost darin fand, sinnige und heitere Lieder zu dichten. Ich kann nicht umhin, als Probe dieser seiner Poesien einige Verse wiederzugeben, die er noch kurz vor seinem Ableben niedergeschrieben und die aufs neue darlegen, wie körperliche Leiden nicht imstande waren, dem Sterbenden die Seelenruhe zu rauben.[1])

Du finstre Nacht, du tiefes Meer,
Darauf ich treibe hin und her,
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen schroffe Klippen rings,
Bald Stürme rechts und Stürme links
Dem lecken Schifflein bange.
Blicke
Schicke
Ich den Fernen,
Ich den Sternen,
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Schon weicht die Schwäche der Gewalt;
Ich wanke schon und sinke bald,
Und sinke bald in Schlummer.
Dann unter Meer- und Sturmgebraus,
Wie in der Wiege ruh' ich aus,
Entronnen allem Kummer.
Schaukeln
Gaukeln,
Tauchen, krachen
Mag der Nachen:
Süßer Schlaf und kein Erwachen!

[1]) Poetisches Gedenkbuch. S. 223.

Eduard Zeller

II.

Der Religionsphiloſoph und Ethiker

Anſichten und Ausſprüche über Gott, Religion, Glaube, Moral und Chriſtentum.

Die unſterbliche Bedeutung von Strauß als Forſcher und Denker beruht vor allem auf ſeiner Religionsphiloſophie. Er gehört entſchieden zu den genialſten und bahnbrechendſten Religionsphiloſophen des 19. Jahrhunderts. Sein „Leben Jeſu", ſeine „Chriſtliche Glaubenslehre, in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und dem Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft dargeſtellt", aber auch ſein „alter und neuer Glaube" bezeichnen die einzelnen Etappen ſeiner religions-philoſophiſchen Entwicklung. War er auch in den beiden erſten Werken geneigt, unter dem Einfluß Hegels ſtehend, den poſitiven Religionen gewiſſe Konzeſſionen zu machen, ſo iſt er in ſeinem Schwanengeſang und ſeinem wiſſenſchaftlichen Teſtament: „Der alte und neue Glaube, ein Bekenntnis" ein radikaler Kritiker, Umſtürzler und Zermalmer, der in bezug auf die Schärfe der Auffaſſung und rückſichtsloſe Kritik einem Ludwig Feuerbach nichts nachgibt.

Strauß weiſt auf Grund der kritiſch geprüften geſchichtlichen Überlieferungen und an der Hand der modernen Errungenſchaften der Wiſſenſchaft nach, daß der Schöpfungsbericht der Bibel gar nicht zu Recht beſtehen könne, weil ja die Natur nur anders, d. h. äußerlich verſchiedene Idee ſei. Die Bibel ſei ein menſchliches Werk und die darin enthaltenen Erzählungen beruhen zum größten Teil auf Mythen und Phantaſiegebilden, die auf Wahrheit im großen und ganzen wenig Anſpruch haben. Alle die Wundergeſchichten ſeien aus der Luft gegriffen, weil es in der unabänderlichen und ewigen, eiſernen Geſetzen unterworfenen Natur keine Wunder geben könne. Eine Unterbrechung des Naturlaufs durch die

Tätigkeit des Schöpfers sei undenkbar. Gott sei nicht die Person neben oder über anderen Personen, sondern nur der Inbegriff des Unendlichen, das sich in den einzelnen Personen, den Menschen, personifiziere und zum Bewußtsein komme, das Denken in allem Denken, das Leben in allem Lebenden, das Sein in allem Dasein. Eine christlich religiöse monotheistische Weltanschauung, deren starke Wurzeln in der Offenbarung ruhen, sei schon deshalb eine Fiktion, weil eine Offenbarung nie stattgefunden habe und auch nicht habe stattfinden können, da das Unendliche sich persönlich nicht offenbaren könne. Hieraus folgere, daß auch das christliche Dogma von der Menschwerdung Gottes durchaus unhaltbar sei.

Am schärfsten führt Strauß diesen Gedanken in seinem „alten und neuen Glauben“[1]) aus. „Unser heutiger monotheistischer Gottesbegriff“ — so sagt er — „hat zwei Seiten, die der Absolutheit und die der Persönlichkeit, die zwar in ihm vereinigt sind, doch so, wie bisweilen in einem Menschen zwei Eigenschaften, davon die eine ihm nachweislich von der väterlichen, die andere von der mütterlichen Seite kommt; das eine Moment ist die jüdisch-christliche, das andere die griechisch-philosophische Mitgift unseres Gottesbegriffs. Das Alte Testament, können wir sagen, hat uns den Herrn-Gott, das Neue den Gott-Vater, die griechische Philosophie aber hat uns die Gottheit oder das Absolute vererbt.... Man findet bisweilen Kopernikus als denjenigen hingestellt, der durch sein neues Weltsystem dem alten Juden- und Christengott gleichsam den Stuhl unter dem Leibe weggezogen habe. Das ist ein Irrtum, nicht bloß in persönlicher Beziehung, sofern Kopernikus wie Kepler und Newton nicht aufhörte, ein gläubiger Christ zu sein, sondern auch in bezug auf seine Theorie. Diese verhielt sich nur für den Kreis unseres Sonnensystems reformatorisch. Jenseits desselben ließ sie die Fixsternsphäre, das erweiterte biblische Firmament, bestehen, eine feste kristallene Kugelschale, die wie eine Nußschale unsere Sonnen- und Planetenwelt umschloß, so daß jenseits ihrer Raum genug für einen wohleingerichteten Himmel mit Gottesthron usw. blieb. Erst wie in der Folge durch fortgesetzte Beobachtung und Rechnung die Fixsterne als ähnliche Körper wie unsere Sonne, mutmaßlich mit ähnlichen Planetensystemen um sich her, erkannt waren, als die Welt

[1]) S. 70 ff.

sich in eine Unendlichkeit von Weltkörpern, der Himmel in einen optischen Schein auflöste, da erst trat an den alten persönlichen Gott gleichsam die Wohnungsnot heran.... Der Verstand denkt sich Gott wohl allgegenwärtig, aber die Einbildungskraft kann sich darum doch des Bestrebens nicht entschlagen, sich ihn räumlich vorzustellen. Das konnte sie früher ungehindert, als sie noch über einen geeigneten Raum verfügte. Jetzt ist es ihr erschwert durch die Einsicht, daß ein solcher Raum nirgends vorhanden ist. Denn diese Einsicht dringt aus dem Verstande unabwendbar auch in die Einbildungskraft hinüber. Wer das Weltsystem nach dem jetzigen Stande der Astronomie in der Vorstellung trägt, kann sich einen thronenden, von Engeln umgebenen Gott nicht mehr vorstellen. Die Engelumgebung gehört aber mit dazu, wenn man sich Gott persönlich denken will. Eine Person muß auch ihre Gesellschaft, ein Herrscher seine Dienerschaft haben. Die Engel aber fallen bei unserer jetzigen Weltvorstellung gleichfalls weg, die nur noch Bewohner von Weltkörpern, keinen göttlichen Hofstaat mehr kennt. Also kein Himmel als Palast mehr, keine Engel, die um seinen Thron versammelt sind, ferner auch Donner und Blitz nicht mehr seine Geschosse, Krieg, Hunger und Pest nicht mehr seine Geißeln, sondern Wirkungen natürlicher Ursachen: seit er so alle Attribute persönlichen Seins und Waltens verloren hat, wie könnten wir uns Gott noch persönlich denken?"

Aus diesen Prämissen folgt mit absoluter Notwendigkeit, daß die Vorstellungen von Wundern und der Kraft des Gebetes mit der Wahrheit nichts zu tun haben, sondern nur im Gehirn oder im Gemüt des Menschen spuken und gleich Schatten und Schemen ohne reale Existenz ihr Dasein fristen. Was ist Wunder? fragt Strauß, und er beantwortet diese Frage dahin: „Es ist ein von der Unwissenheit in ein gemeintes Wissen verkehrtes Nichtwissen. Es ist auf keine Weise abzusehen, wie aus demselben irgend etwas sollte geschlossen, irgend ein Zuwachs für unsere Erkenntnis gewonnen werden können. Dennoch ist der Pöbel der festen Meinung, daß das Dasein Gottes, die Wahrheit der Lehre Christi, durch nichts augenscheinlicher bewiesen werden könne als durch die Wunder, welche Moses und die Propheten, Christus und die Apostel verrichtet haben. Was wir klar und deutlich einsehen sollen, das muß uns entweder durch sich selbst oder durch ein anderes, das wir klar und deutlich

erkennen, bekannt werden. Das Wunder aber ist eine Erscheinung, die wir nicht im mindesten klar und deutlich erkennen, da es vielmehr zugestandenermaßen unsere Fassungskraft übersteigt; folglich kann uns das Wunder keine deutlichere Vorstellung von irgend etwas anderem, wie zum Beispiel dem Dasein Gottes und dergleichen, geben..... Gesetzt auch, es ließe sich aus dem Wunder etwas erschließen, so wäre das doch auf keinen Fall das Dasein des absoluten Wesens. Denn das Wunder ist ein einzelnes beschränktes Werk, das uns also höchstens berechtigt, auf eine Ursache zurückzuschließen, deren Kraft größer als jene Wirkung, nicht aber auf eine solche, deren Macht unendlich ist..... Das Wunder müßte uns, soviel in ihm ist, die Existenz Gottes und was damit zusammenhängt, vielmehr im höchsten Grade ungewiß machen. Das Dasein Gottes ist nichts durch sich selbst Bekanntes, sondern es muß aus allgemeinen Begriffen erschlossen werden..... Wollte man je von Wundern reden, so ist es gewiß ein größeres, daß Gott die Welt stets in einer und derselben unveränderlichen Ordnung hält, als wenn er die Menschen, die er aus der freien Notwendigkeit seines Wesens heraus als die Besten der Natur vorgeschrieben hat, um der Torheit der Menschen willen außer Wirkung setzte. Ebensowenig wie für das Dasein und Wesen Gottes eignen sich die Wunder zu einem Beweisgrunde für die Gewißheit der göttlichen Offenbarung. Der Mensch empfindet gern selbst und erregt ebenso gern in andern Verwunderung und Erstaunen; wenn sich zu dieser Neigung vollends religiöser Eifer gesellt, so ist jede Täuschung möglich. Soviel Beispiele von erdichteten Wundern und Prophezeiungen, welche in allen Zeitaltern entweder durch klare Beweise als Täuschungen entlarvt wurden, oder durch ihre Ungereimtheit sich selbst als solche offenbarten, beweisen hinlänglich den starken Hang des Menschengeschlechtes zum Wunderbaren und Außerordentlichen und sollten billig gegen alle Erzählungen dieser Art mißtrauisch machen."

Auch das Gebet, das doch in der Kirche eine solche Rolle spiele, bewirke nicht allein kein Wunder, sondern habe auch keine heilende und rettende Kraft. Was ist das Gebet? Strauß ist mit Feuerbach der Ansicht, daß nur dasjenige als echtes Gebet bezeichnet werden könne, mittelst dessen der Betende hoffe, etwas herbeiführen zu können, das ohne dasselbe nicht geschehen wäre. Ein solcher Beter sei z. B. Luther gewesen. Dieser sei fest davon überzeugt gewesen, daß

sein Gebet und die Vorwürfe, die er Gott für den Fall machte, daß er seinen unentbehrlichen Mitarbeiter Melanchthon jetzt schon von seiner Seite nehme, den schwerkranken Melanchthon vom Tode errettet haben. Ein solcher Beter sei aber Schleiermacher nicht mehr gewesen, da er gar zu deutlich eingesehen habe, daß jeder Anspruch, durch menschliche Wünsche, und wenn es die reinsten und verständigsten wären, auf die göttlichen Ratschläge einwirken zu wollen oder zu können, ebenso ungereimt als unfromm sei. Ein Beter aber sei er gleichwohl noch gewesen, nur daß er die Bedeutung des Gebetes nicht mehr an die Herbeiführung eines objektiven Erfolges, sondern auf die subjektive Rückwirkung auf das Gemüt des Betenden gesetzt habe.

„Bei Schleiermacher waren seine sämtlichen Gebete aus einer bewußten Illusion herausgesprochen, aus einer Gewöhnung jüngerer Jahre auf der einen und aus der Rücksicht auf eine ihn umgebende Gemeinde auf der andern Seite, aus der er sich mit seinem kritischen Bewußtsein absichtlich nicht heraussetzen wollte. Kant ist kein Beter mehr gewesen, aber um so ehrlicher gegen sich und andere. Noch abgesehen von der vermeintlichen Wirksamkeit des Gebetes, gereicht ihm schon die bloße Stellung, die der Betende sich gibt, zum Anstoß. „Man denke sich," sagt er, „einen frommen und gutmeinenden, übrigens aber in Ansehung gereinigter Religionsbegriffe beschränkten Menschen, den ein anderer, ich will nicht sagen im lauten Beten, sondern auch nur in der dieses anzeigenden Gebärdung überraschte; man wird, ohne daß ich es sage, von selbst erwarten, daß jener darüber in Verwirrung und Verlegenheit, gleich als über einen Zustand, dessen er sich zu schämen habe, geraten werde. Warum aber das? Daß ein Mensch mit sich selbst laut redend betroffen wird, bringt ihn vor der Hand in den Verdacht, daß er eine kleine Anwandlung von Wahnsinn habe; und ebenso beurteilt man ihn nicht ganz mit Unrecht, wenn man ihn, da er allein ist, bei einer Beschäftigung oder Gebärdung betrifft, die nur der haben kann, welcher jemand außer sich vor Augen hat, was doch in dem angenommenen Beispiel nicht der Fall ist." So Kant in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft..... Daß hiermit Kant schlicht und unumwunden, wie er pflegt, das Bewußtsein der Neuzeit in bezug auf das Gebet ausgesprochen habe, wird ebensowenig zu bestreiten sein, als daß mit dem erhörlichen Gebet aber-

mals ein wesentliches Attribut des persönlichen Gottes dahingefallen sei."[1])

Mit Feuerbach behauptet Strauß, daß das eigentliche Wesen der Religion der Wunsch sei; hätte der Mensch keine Wünsche, so hätte er auch keine Götter. Was der Mensch haben möchte, aber sich nicht selbst zu schaffen wisse, das solle ihm sein Gott schaffen. Es sei also nicht allein die Abhängigkeit, in der er sich vorfinde, sondern zugleich auch das Bedürfnis, gegen sie zu reagieren, sich ihr gegenüber aber auch wieder in Freiheit zu setzen, woraus dem Menschen die Religion entspringe. Die bloße, und zwar schlechthinige Abhängigkeit würde ihn erdrücken, vernichten, er müsse sich gegen sie wehren, muß unter dem Drucke, der auf ihm lastete, Luft und Spielraum zu gewinnen suchen. Wie Feuerbach erkennt auch Strauß in dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen den letzten Grund der Religion, aber um sie wirklich hervorzurufen, müsse der Wunsch hinzutreten, dieser Abhängigkeit auf dem kürzesten Weg eine für den Menschen vorteilhafte Wendung zu geben. Dieser Wunsch, dieses Streben sei an sich in der Ordnung; aber der kürzeste Weg, worauf es zum Ziel kommen wolle, durch Beten, Opfern, Glauben usf., darin liege der Wahn, und weil eben dieser kürzeste Weg das Unterscheidende aller bisherigen Religionen sei, so erscheine auch sie selbst auf diesem Standpunkt als ein Wahn, den sich und der Menschheit abzutun, das Bestreben jedes zur Einsicht Gekommenen sein müßte.

Statt eines Vorzuges der menschlichen Natur erscheint sie als eine Schwachheit, die der Menschheit vorzüglich während der Zeiten ihrer Kindheit anklebte, der sie aber mit dem Eintritt der Reife entwachsen soll.... Es ist nicht anders: so sehr bis auf einen gewissen Punkt Religion und Geistesbildung Hand in Hand gehen, so ist dies doch nur so lange der Fall, als die Bildung der Völker sich vorzugsweise in der Form der Einbildungskraft hält; sobald sie Verstandesbildung wird, und besonders sobald sie durch die Beobachtung der Natur und ihrer Gesetze sich vermittelt, fängt ein Gegensatz sich zu entwickeln an, der die Religion immer mehr beschränkt. Das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleicht dem Gebiete der Rothäute in Amerika, das, mag man es beklagen

[1]) A. a. O., S. 74 ff.

oder mißbilligen, soviel man will, von deren weißhäutigen Nachbarn von Jahr zu Jahr immer mehr eingeengt wird.

Als Ethiker ersten Ranges, der bemüht war, eine allgemeine menschliche Moral aufzustellen, die mit der Religion und dem Dogma nichts zu tun hat, sondern ihre Stärke ausschließlich aus sich selbst schöpft, bewährt sich David Friedrich Strauß in dem herrlichen Kapitel des „Alten und neuen Glaubens": „Wie ordnen wir unser Leben?" [1]), das wir zur Lektüre nicht warm genug empfehlen können. Hier nur einige seiner leitenden Grundsätze:

„Alles sittliche Handeln des Menschen, möchte ich sagen, ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung. Diese fürs erste in sich selbst zu verwirklichen, sich, den Einzelnen, dem Begriff und der Bestimmung der Menschheit gemäß zu machen und zu erhalten, ist der Inbegriff der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in sich gleiche Gattung aber fürs zweite auch in allem anderen tatsächlich anzuerkennen und zu fördern, ist der Inbegriff unserer Pflichten gegen andere, wobei das Negative, keinen in seiner Gleichberechtigung zu beeinträchtigen, und das Positive, jedem nach Möglichkeit hilfreich zu sein, oder Rechts- und Liebespflichten, zu unterscheiden sind.

„Nach den engeren oder weiteren Kreisen, welche die Menschheit um uns zieht, werden sich dann diese Nächstenpflichten noch weiter gliedern, indem sie sich nach demjenigen näher bestimmen, was wir jedem dieser Kreise verdanken. In dem engsten, aber auch innigsten derselben, der Familie, haben wir zu unterhalten und weiter zu geben, was wir von ihr empfangen haben: liebevolle Lebenspflege und Erziehung zur Menschheit. Dem Staate verdanken wir den festen Boden für unsere Existenz, Sicherheit für Leben und Besitz und mittelst der Schule unsere Tüchtigkeit für das menschliche Gemeinleben; für seinen Bestand und sein Gedeihen hat jedes seiner Mitglieder alles zu tun, was seine Stellung in der Gesellschaft ihm möglich macht. Von der Nation haben wir die Sprache und die ganze Bildung empfangen, die mit der Sprache und Literatur zusammenhängt: Nationalität und Sprache bilden das innerste Band des Staates, nationale Sitte auch die Grundlage des Familienlebens; für sie sollen wir bereit sein, unsere beste Kraft, im Not-

[1]) S. 159 ff.

fall unser Leben, daran zu setzen. Aber in unserer Nation haben wir nur ein Glied am Leibe der Menschheit zu erkennen, an dem wir auch kein anderes Glied, keine andere Nation, verstümmelt oder verkümmert wünschen dürfen, da nur in der harmonischen Entfaltung ihrer sämtlichen Glieder sie als Ganzes gedeihen kann; wie hinwiederum ihr Gepräge auch an jedem einzelnen Menschen, er mag einer Nation angehören, welcher er will, anzuerkennen und zu achten ist.

„Auf der anderen Seite bestimmen sich die Pflichten des Menschen verschieden, je nach der Stellung in der menschlichen Gesellschaft, die er einnimmt; es gibt neben den allgemein menschlichen auch besondere Berufs- und Standespflichten. Der Stand ist für den Einzelnen in manchen Fällen gegeben, während der Beruf meistens Sache der freien Wahl und diese Gegenstand sittlicher Bestimmung ist. Wähle denjenigen Beruf, lautet hier die Vorschrift, worin du nach Maßgabe deiner eigentümlichen Begabung dem Gemeinwohl die besten Dienste leisten und zugleich für dich selbst die meiste Befriedigung finden kannst. Unter dieser Befriedigung ist zunächst die innerliche verstanden, die für jedes lebende Wesen darin liegt, wenn es dem Begriff seiner Gattung, in der individuellen Gestalt, die sie in ihm gewonnen, entsprechend sich entwickelt und betätigt; für das sittliche Wesen oder den Menschen liegt auch das einzig Wahre an demjenigen darin, was man noch immer äußerst roh als Lohn der Tugend oder Frömmigkeit zu bezeichnen pflegt. Diesen sogenannten Lohn setzt man denn auch insgemein mit dem, wofür er lohnen soll, in ein so äußerliches Verhältnis, daß man einen Gott nötig hat, um beides in Verbindung zu bringen, ja, aus dieser Notwendigkeit wohl gar das Dasein eines Gottes zu beweisen sucht. Auf unserem Standpunkte ist von dem sittlichen Handeln sein Reflex im Empfinden oder die Glückseligkeit von selbst so unabtrennbar, daß derselbe durch äußere Umstände höchstens verschieden gefärbt, nimmermehr aber in seinem Glückseligkeitswerte aufgehoben werden kann.

„Verhält sich im sittlichen Handeln der Mensch zu der Idee seiner Gattung, die er teils in sich selbst zu verwirklichen sucht, teils in allen andern anerkennt und zu fördern bestrebt ist, so verhält er sich in der Religion zur Idee des Universum, der letzten Quelle alles Seins und Lebens überhaupt. Insofern mag man sagen,

daß die Religion über der Moral stehe, weil sie aus einer noch tieferen Quelle strömt, in einen noch ursprünglicheren Grund zurückgeht.

„Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle andern gleichfalls Menschen, das heißt, bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral.

„Vergiß in keinem Augenblick, daß du und alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und andern widerfährt, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion."

Sind nun auch die Begriffe: Gott und Religion in überliefertem dogmatischem Sinne für Strauß nicht vorhanden, und sind auch an deren Stelle die Begriffe des All oder Universum getreten, so sind durch diesen Wechsel keineswegs die ewigen Gesetze der Ethik und Moral erschüttert. Dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, ist mit nichten bloß eine rohe Übermacht, vor der wir uns mit stummer Resignation beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und noch mehr: da wir die Anlagen zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich freier, in unser Gefühl für das Universum mischen sich Stolz mit Demut, Freudigkeit und Ergebung.

Haben wir nun noch Religion im überlieferten Sinn? Darauf antwortet der Verfasser des „alten und neuen Glaubens" klipp und klar mit nein. Und deshalb sei auch der Kultus entbehrlich, weil wir des andern, aber des unwahren und neben dem Abhängigkeitsgefühl unedlern Bestandteils der Religion, nämlich des Wunsches und der Meinung, durch unsern Kultus etwas bei unserem Gott auswirken zu können, uns entschlagen haben. Wir brauchen nur den Ausdruck: „Gottesdienst" zu nehmen und uns der niedrigen

Vermenschlichung bewußt zu werden, die darin liegt, um einzusehen, daß und warum etwas der Art auf unserem Standpunkt nicht mehr möglich ist.

Die Moral und Ethik habe nichts mit dem Gottesbegriff und der Christuslehre zu tun. Die Person Jesu sei nicht deshalb verehrungswürdig, weil sie der Gottmensch sei, sondern weil Christus ethische Ideen verkündet habe, die in der Seele jedes sittlich fühlenden Menschen ruhen. Strauß sagt in dieser Beziehung wörtlich:

„Wenn Jesus seinen Jüngern die Vorschrift gab: ‚Was ihr wollt, was euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen' — so hat diese Vorschrift für den gläubigen Christen vermöge der göttlichen Würde der Person Jesu unmittelbar göttliche Autorität. Für uns umgekehrt beruht die Autorität, die auch wir noch jener Person zugestehen, darauf, daß sie mehr dergleichen Vorschriften gegeben, dergleichen Gedanken ausgesprochen hat, denen wir unsere Zustimmung nicht versagen können; wobei es für den Wert dieser Gedanken keinen Unterschied macht, ob Jesus dieselben ganz seinem eigenen Geist und Herzen oder irgend einer Überlieferung verdankte, wie insbesondere an der in Rede stehenden Sittenregel der Einfluß einer Zeit nicht zu verkennen ist, da sich infolge der römischen Weltherrschaft selbst unter dem partikularistischen Judenvolke der Gesichtskreis aufs Allgemein-Menschliche hin zu erweitern begann. Jesus war kein Philosoph und so hat er auch diesen Spruch wie so manchen anderen nicht weiter begründet, aber der Spruch hat etwas Philosophisches in sich selbst. Er beruft sich nicht auf ein göttliches Gebot, sondern bleibt, um für das menschliche Handeln eine Norm zu finden, auf dem Boden der menschlichen Natur und doch nicht bloß des äußeren Bedürfnisses stehen."

Es sei ein Irrtum und zugleich eine Verkennung der geschichtlichen Tatsachen, wenn man Christentum mit Moral und Ethik identifiziere. Der Buddhismus habe schon lange vor Christus die reinsten und lautersten Sittengesetze verkündet. Indem Strauß die Liebe im Christentum prüft, gelangt er zu der Überzeugung, daß das Monopol für dieselbe keineswegs dem Stifter der christlichen Kirche zugesprochen werden könne. „Christus, so sagt man uns, ist derjenige gewesen, der, so mancher anderen sittlichen Vorschriften vom höchsten Werte nicht zu gedenken, die Grundsätze der Nächstenliebe, der Erbarmung, ja, der Feindesliebe, der Brüderlichkeit unter

allen Menschen durch Lehre und Beispiel zuerst in der Menschheit angepflanzt hat, und wer auch nur zu diesen Grundsätzen sich bekennt, bekennt sich noch zu ihm und zum Christentum. Dessen schönste Zierde, ist unsere Antwort, der höchste Ruhm seines Stifters bleiben sie gewiß, aber sie sind ihm weder ausschließlich eigen, noch fallen sie mit ihm dahin. Milde und Erbarmen, nicht bloß gegen alle Menschen, sondern gegen alle lebenden Wesen, hat schon fünf Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung der Buddhismus empfohlen. Daß die Vorschrift der Nächstenliebe der Inbegriff des ganzen Gesetzes sei, hat unter den Juden selbst bereits ein Menschenalter vor Jesus der Rabbi Hillel gelehrt. Daß wir auch Feinden helfen sollen, war schon zur Zeit Jesu Grundsatz der Stoiker. Und ein Menschenalter nach ihm, doch gewiß ganz unabhängig und ganz aus Prinzipien der stoischen Schule heraus, hat Epiktet alle Menschen Brüder genannt, weil alle Gott zum Vater haben. Diese Erkenntnis liegt so sehr auf dem Entwicklungsgang der Menschheit, daß sie an gewissen Stellen desselben notwendig und nicht bloß von einem gefunden werden mußte. Eben um jene Zeit war dieselbe den edleren Geistern unter Griechen und Römern durch die Niederwerfung der Völkerschranken in dem römischen Weltreich, den Juden durch ihre Zerstreuung in alle Länder nahegelegt. In dieser Fremde unter den Heidenvölkern entwickelte und organisierte sich unter ihnen ein Zusammenhalten, eine Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Handreichung und Unterstützung, die durch den im Christentum hinzutretenden Glauben an den erschienenen und bald wiederkehrenden Messias bald noch inniger wurde."

Auch bei einem andern Anlaß wird der Kirchenhistoriker der Ethik des Buddhismus gerecht und stellt Buddha an die Seite von Christus, indem er sagt:

„Es ist unmöglich, zu verkennen, wie ähnlich sowohl die Situation als das Wirken des indischen Weisen Buddha aus der Zeit des Darius und Xerxes denen des jüdischen Weisen aus der Zeit des Augustus und Tiberius waren. Dem starren Kastenwesen dort entsprach hier die gehässige Absonderung des Juden von Heiden und Samaritern; eine Art von Mythologie und Spekulation hatte sich, der Griechen und Römer zu geschweigen, an welche das Christentum später kam, unter den Juden, wenigstens in der Sekte der Essener, eine spitzfindige Scholastik bei den Schriftgelehrten der beiden anderen

Sekten ausgebildet: Priestersatzung, Zeremonienwesen, Werk- und Scheinheiligkeit herrschte hier wie dort, und beide Male suchte der neue Lehrer seine Gläubigen vom Äußeren in das Innere, von der bloßen Verrichtung auf die Gesinnung, von Hochmut, Selbstsucht und Gehässigkeit zur Demut, Liebe und Duldung hinzuführen . . . Übrigens scheint es, als ob Çakjamuni entschiedener mit dem von ihm vorgefundenen Brahmanismus als Jesus mit dem Mosaismus gebrochen hätte. Nicht nur sein Kastenwesen, sondern auch sein ganzes Zeremoniell mit Opfern und Büßungen, ja selbst seine Götterwelt beseitigte er. Der Spruch des Buddha: ‚Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle', von ihm gegen die schnöde Kastenabsonderung gerichtet, hat zugleich einen gewissermaßen christlichen Klang. Ebenso christlich spricht das andere Wort des indischen Reformators uns an: ‚Vater und Mutter ehren ist besser, als den Göttern des Himmels und der Erde dienen', das aber bei ihm noch eine weiter reichende Bedeutung hat. Es haben nämlich die neueren Forschungen über den Buddhismus das Paradoxon außer Zweifel gestellt, daß derselbe ursprünglich eine Religion ohne Gott oder Götter, daß sein Stifter ein Atheist gewesen ist; er leugnet sie nicht geradezu, aber er ignoriert sie, schiebt sie beiseite, wie in dem angeführten Spruch. Dagegen nahm Jesus aus der Religion seines Volkes nicht nur den einigen Gott, sondern auch das Gesetz herüber; nur wie er das letztere geistig auslegte und von den traditionellen Zutaten gereinigt wissen wollte, so bildete er, was die Vorstellung von Gott betrifft, an einzelne Andeutungen im Alten Testament anknüpfend, den strengen Herrn in einen liebenden und verzeihenden Vater um, und gab durch das religiöse Verhalten des Menschen eine im Judentum bis dahin unbekannte Freiheit und Heiterkeit.

„Ein schwärmerischer, weltablehnender Zug indessen war beiden Religionsstiftern gemein, wenn er auch bei beiden nicht die gleiche Wurzel hatte. Çakjamuni war Nihilist, Jesus Dualist; der erstere strebte aus dem Leben mit seinem Leide, worin er nur eine Folge der Begier und Daseinslust sah, mittelst der Abtötung dieser Lust in das Nirwana, das schmerzlose Nichts, zurück; der andere hieß die Seinigen vor allem nach dem Reiche Gottes trachten, sich unvergängliche Schätze im Himmel, nicht vergängliche auf der Erde sammeln. Er pries die glücklich, die jetzt arm und gedrückt sind, weil ihrer um so größerer Lohn im Himmel warte . . . Für die Betrachtung und

Handhabung des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse hat der christliche Dualismus mit dem buddhistischen Nihilismus wesentlich die gleichen Folgen. Nichts von allem, was sich hier der menschlichen Tätigkeit als Ziel und Gegenstand darbieten mag, hat einen wahren Wert. Alles Streben und Trachten danach ist nicht bloß eitel, sondern dem Menschen an der Erreichung seiner wahren Bestimmung, heiße diese nun Nichts oder Himmelreich, sogar hinderlich. Ein möglichst leidendes Verhalten, die Tätigkeit abgerechnet, die zur Linderung fremden Leidens oder zur Verbreitung der erlösenden Einsicht, der Lehre des Buddha oder des Christus, erforderlich ist, führt am sichersten zum Ziele.“ [1])

Religion, Christentum und Kultur seien nicht immer ein und dasselbe, meint Strauß, ja, er geht noch weiter und behauptet, daß die höchsten moralischen und ethischen Gesetze und Gebote im Christentum keineswegs von vornherein enthalten gewesen seien. Er begründet diese Behauptung mit den Worten:

„Der Erwerbstrieb, wie jeder andere, fordert eine vernünftige Beschränkung, eine Unterordnung unter höhere Zwecke. Aber in der Lehre Jesu ist er von vornherein nicht anerkannt, seine Wirksamkeit zur Förderung von Bildung und Humanität nicht verstanden. Das Christentum zeigt sich in dieser Hinsicht geradezu als ein kulturfeindliches Prinzip. Seinen Bestand unter den heutigen Kultur- und Industrievölkern fristet es nur noch durch die Korrekturen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselbe nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind. . . . Es hatte seine volle Richtigkeit, als während des letzten Krieges Ernst Renan in seinem bekannten Briefe an mich darauf hinwies, wie weder in den Seligpreisungen der Bergpredigt, noch sonst irgendwo im Evangelium ein Wort sich finde, das den kriegerischen Tugenden den Himmel verheiße; aber ebensowenig findet sich ein Wort für die friedlichen politischen Tugenden, für Vaterlandsliebe und bürgerliche Tüchtigkeit darin. Der Spruch: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist‘ und so fort ist doch nur eine ausweichende Antwort, ja selbst für die Tugenden des häuslichen und Familienlebens wird das Vorbild und die Lehre Jesu dadurch unergiebig, daß er selbst ohne

[1]) A. a. O., S. 38 ff.

Familie war. Wir haben verschiedene Aussprüche von ihm, worin er diese natürlichen Bande gegen die geistigen in einer Weise herabsetzt, die zwar ihren guten Sinn hat, doch vermöge ihrer Schroffheit der Mißdeutung Raum gibt.“ [1])

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die ernsten und zuweilen auch humoristischen Gründe, die Strauß gegen die Offenbarung und die Weltschöpfung in sechs Tagen und ähnliche biblische Lehren ins Feld führt, hier wiedergeben. Ich muß mich lediglich auf einige Hauptsätze des Autors beschränken.

„Wer die gesamte Natur als eine Offenbarung Gottes begreift,“ sagt er, [2]) „der braucht nur den Mut zu haben, sich zu gestehen, was er denkt, um jede besondere Offenbarung als überflüssig zu erkennen, und wer gerade in der stetigen Wirksamkeit der Naturgesetze die göttliche Tätigkeit sieht, den kann das sogenannte Wunder nur als eine Hemmung dieser Tätigkeit, als ein Widerspruch Gottes mit sich selbst erscheinen, den er auf Rechnung menschlichen Wahnes, wo nicht menschlichen Betruges, schreiben muß.“

„Welches Unrecht tut man doch“, so ruft er einmal aus, „der biblischen Erzählung von der Weltschöpfung in sechs Tagen, die uns an und für sich nur lieb und ehrwürdig sein könnte, wenn man sie zum Dogma versteinert; denn da wird sie alsbald zum Riegel, zur hemmenden Mauer, gegen die sich nun der ganze Andrang der fortschreitenden Vernunft als Mauerbrecher der Kritik mit leidenschaftlichem Widerwillen richtet! So hat es ganz besonders dieser prosaischen Schöpfungsgeschichte geschehen müssen, die, einmal zum Dogma gemacht, die ganze neuere Naturwissenschaft gegen sich unter die Waffen rief.“

Nicht minder interessant und charakteristisch sind die Ausführungen von Strauß über Monotheismus und Polytheismus, wobei er gar viele irrige Ansichten, die sich wie eine ewige Krankheit seit Jahrtausenden forterben, widerlegt. Der Monotheismus sei ursprünglich und wesentlich die Religion einer Horde gewesen. Wie es ein Selbstgefühl war, das die Horde beseelte, das sie im Kampf mit anderen stärkte, ihr Siegeshoffnung und selbst im Unterliegen die

[1]) A. a. O., Seite 41 ff.

[2]) In dem Artikel „Barthold Heinrich Brockes und Hermann Samuel Reimarus“, Gesammelte Schriften, Band 2, Seite 16.

Zuversicht künftiger Obmacht gab, so war es auch nur ein Gott, dem sie diente, von dem sie alles erwartete, oder vielmehr dieser Gott war eben nur ihr vergöttertes Selbstgefühl. Allerdings standen diesem einen Gott der Horde zunächst die Götter der anderen Horden oder Völker, mit denen sie in Berührung kam, dem Gotte Israels die Götter der Stämme Kanaans, gegenüber, aber als die schwächeren, die schlechteren, zur Überwindung durch den Herdengott bestimmten, als unwahre, nichtige Götter, die zuletzt wirklich in nichts verschwinden und den einen wahren Gott als den alleinigen übrig lassen mußten.

Es ist aber ein altes judenchristliches Vorurteil, den Monotheismus an sich schon dem Polytheismus gegenüber als die höhere Religionsform zu betrachten. Es gibt einen Monotheismus, der über dem Polytheismus steht, aber auch einen, bei dem das Gegenteil der Fall ist. Wer den Griechen der Jahrhunderte von Homer bis Äschylus hätte ansinnen wollen, ihren olympischen Götterkreis mit dem einen Gott des Sinai zu vertauschen, der hätte ihnen zugemutet, ihr volles, reiches, nach allen Seiten hin Zweige und Blüten schönster Menschlichkeit treibendes Leben gegen die Armut und Einseitigkeit des jüdischen Wesens aufzugeben! Noch in Schillers „Göttern Griechenlands" tönt die Klage über die Verarmung des Lebens durch den Sieg des Monotheismus wider, und doch ist der eine Gott, mit dem er es zu tun hatte, bei weitem nicht mehr der alte Judengott.[1])

Wie David Friedrich Strauß den geschichtlichen Jesus, sowie die Mythenbildung im Neuen Testament behandelt und daß er die kritisch-geschichtliche Forschung auf dem Gebiete der Exegese begründet hat, ist allgemein bekannt. Wie denkt er nun über den Christus der Geschichte? Hier einige der hauptsächlichsten Gedanken und Betrachtungen, die er im „Leben Jesu", in der Dogmatik, im „alten und neuen Glauben" usw. anstellt:

Die Evangelisten haben das Lebensbild Jesu so dick mit übernatürlichen Farben überstrichen, durch sich kreuzende Tendenzlichter so verwirrt, daß die natürlichen Farben, die ursprüngliche Beleuchtung nicht mehr herzustellen sind. Wandelt man nicht ungestraft unter Palmen, so noch weniger unter Göttern. Wer einmal vergöttert worden ist, der hat seine Menschheit unwiderbringlich eingebüßt. Es

[1]) Der alte und der neue Glaube, S. 68 ff.

ist eitler Wahn, daß aus Lebensnachrichten, die wie die Evangelien auf ein übermenschliches Wesen angelegt und noch außerdem durch streitende Parteivorstellungen und Interessen in allen Zügen verzerrt sind, sich durch irgendwelche Operationen ein natürliches, in sich zusammenstimmendes Menschen- und Lebensbild herstellen lasse. Wir müßten zur Kontrolle Nachrichten über dasselbe Leben besitzen, die von einem natürlich vernünftigen Gesichtspunkt aus abgefaßt wären, und dergleichen besitzen wir in diesem Falle nicht. Alle Bemühungen neuester Bearbeiter des Lebens Jesu, so ruhmredig diese auch auftreten mögen, an der Hand unserer Quellenschriften eine menschliche Entwickelung, ein Werden und Wachsen der Einsicht, eine allmähliche Erweiterung des Gesichtskreises bei Jesus nachzuweisen, geben sich durch den Mangel jeder Handhabe in den Urkunden (außer jener allgemeinen Phrase in der Kindheitsgeschichte bei Lukas), die Notwendigkeit der willkürlichsten Umstellung ihrer Berichte, als apologetische Künsteleien ohne jede historische Wahrheit zu erkennen. Doch nicht bloß, wie Jesus geworden, bleibt für uns in ein unhellbares Dunkel gehüllt, auch was er geworden und schließlich gewesen, tritt keineswegs bestimmt zutage. Um nur eins zu nennen: wir sind ja nicht einmal sicher, ob er nicht schließlich an sich und seiner ganzen Sache irre geworden ist; wenn er am Kreuze die bekannten Worte gesprochen hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!", so ist er es geworden ... Ihn als menschlichen Helden genommen ist jenes Wort, wenn er es gesprochen, mehr als bedenklich; dann hatte er bis dahin seinen Tod nicht in Rechnung genommen, dann hat er sich bis zuletzt mit dem Wahn von den Engellegionen getragen und ist, wie sie immer nicht kamen, wie sie ihn am Kreuze hängen und verschmachten ließen, mit getäuschter Hoffnung und gebrochenem Herzen gestorben; und so sehr wir ihn auch dann noch um der Vorzüge seines Herzens und seines Strebens willen bedauern, die über ihn verhängte Strafe als eine grausame und ungerechte ansehen müßten, so wenig könnten wir uns doch des Urteils entschlagen, daß einer so schwärmerischen Erwartung nur ihr Recht geschieht, wenn sie durch Fehlschlagen zuschanden wird. Wie gesagt, die Sache steht nicht fest, aber eben daß im Leben Jesu so vieles nicht feststeht, daß wir weder darüber im klaren sind, was er eigentlich gewollt, noch wie und in welchem Umfange er es gewollt hat, ist das Mißliche ... An wen ich glauben soll, an wen ich mich auch nur als sittliches Vorbild anschließen soll, von dem muß ich vor

allem eine bestimmte sichere Vorstellung haben. Ein Wesen, das ich nur in schwankenden Umrissen sehe, das mir in wesentlichen Beziehungen unklar bleibt, kann mich zwar als Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung interessieren, aber praktisch mir im Leben nicht weiter helfen. Ein Wesen mit bestimmten Zügen, woran man sich halten kann, ist aber nur der Christus des Glaubens, der Legende, natürlich eben nur für den Gläubigen, der alle Unmöglichkeiten, alle Widersprüche, die in diesem Bilde liegen, in den Kauf nimmt. Der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft, ist lediglich ein Problem; ein Problem aber kann nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein.

Mag Jesus sein Reich nur für Juden oder auch für Heiden bestimmt, mag er in demselben dem mosaischen Gesetze, dem Tempeldienste viel oder wenig Geltung zugedacht, mag er seinen Tod vorhergesehen haben oder von demselben überrascht worden sein, entweder ist auf die Evangelien überall nichts Geschichtliches zu begründen, oder Jesus hat erwartet, zur Eröffnung des von ihm verkündigten Messiasreiches in allernächster Zeit in den Wolken des Himmels zu erscheinen. War er nun der Sohn Gottes oder sonstwie ein höheres übermenschliches Wesen, so ist dagegen nichts einzuwenden, außer daß es nicht eingetroffen ist, daß mithin, der es vorhersagte, ein göttliches Wesen nicht gewesen sein kann. War er aber dies nicht, sondern ein bloßer Mensch und hegte doch jene Erwartung, so können wir uns und ihm nicht helfen, so war er nach unseren Begriffen ein Schwärmer. Das Wort hat längst aufgehört, was es im 18. Jahrhundert war, ein Schimpf- und Spottname zu sein. Es hat edle, hat geistvolle Schwärmer gegeben, ein Schwärmer kann anregend, erhebend, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken, aber zum Lebensführer werden wir ihn nicht wählen wollen. Er wird uns auf Abwege führen, wenn wir seinen Einfluß nicht unter die Kontrolle unserer Vernunft stellen. Das letztere hat die Christenheit während der ganzen mittleren Zeit versäumt. Sie hat sich in die Weltverachtung ihres Christus nicht bloß hineinziehen lassen, sondern ihn darin überboten. Er war doch noch in der Welt geblieben, wenn auch nur, um die Menschen von ihrer Wertlosigkeit zu überzeugen; wenn in der Folge Einsiedler und Mönche den Weltverkehr flohen, so waren sie weiter gegangen, aber nur auf dem Wege, auf den er selbst sie geführt hatte. Mit dem Verzicht auf irdische

Güter freilich wußten sie sich zu helfen. Der Einzelne durfte nichts besitzen, aber die Gemeinschaft, das Kloster, und ohnehin die Kirche und deren Vorstände desto mehr. So hat auch das Wort von dem anderen Backen, dem wir denjenigen darbieten sollen, der uns auf den einen schlägt, sich von jeher aus dem gesunden Menschenverstand heraus korrigiert; das fromme Mittelalter ist, besondere Heilige abgerechnet, so wehr- und raufluſtig gewesen als irgend eine andere Zeit.

Die mystische Gestalt Jesu unterscheidet sich wesentlich von den Stiftern der beiden anderen positiven Religionen, einem Moses und Mohammed, und zwar aus dem Grunde, weil die letzteren allerdings Stifter ihrer Religionen, aber nicht auch zugleich Gegenstände der Anbetung seitens ihrer Gläubigen waren.

„Der Wert einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistung ist von dem, was wir über das Leben ihres Urhebers wissen, unabhängig. Der Dichter des Hamlet steht uns um keinen Zoll weniger hoch, weil wir von seinem Leben so wenig, die Verdienste des Lordkanzlers, seines Zeitgenossen, um die Reform der Wissenschaften werden uns dadurch nicht zweifelhaft, daß wir von seinem Charakter manches Ungünstige wissen. Selbst auf dem Gebiete der Religionsgeschichte ist es in betreff eines Moses und Mohammed zwar von Wichtigkeit, zu wissen, daß sie keine Betrüger waren; im übrigen müssen die von ihnen gestifteten Religionen ihren Wert durch sich selbst bewähren, ob wir mehr oder weniger Sicheres von dem Leben ihrer Stifter wissen. Der Grund ist, daß sie eben nur dies, nur Stifter, nicht zugleich Gegenstände der von ihnen begründeten Religionen sind. Während sie den Vorhang vor der neuen Offenbarung wegziehen, bleiben sie selbst beiseite stehen. Sie werden wohl verehrt, aber nicht angebetet."

Strauß polemisiert gegen die christliche Versöhnungslehre, die lediglich aus dem alten jüdischen Opferwesen hervorgewachsen sei. Dem uralten Brauch des Sühneopfers liegt gewiß ein frommes Gefühl zugrunde; aber es steckt in einer groben Hülle, und die Umwandlung, die es im Christentum erfahren, können wir mit nichten als eine Läuterung betrachten. Im Gegenteil, jedermann weiß, daß die Opfer, womit rohe Völker den Zorn ihrer Götter zu besänftigen meinten, ursprünglich Menschenopfer gewesen sind. Ein Fortschritt, eine Läuterung war es, als man anfing, an Stelle von Menschen Tiere als

Opfer darzubringen. Nun trat ja aber an die Stelle der Tieropfer von neuem ein Menschenopfer. Es war freilich zunächst nur eine Vergleichung: es handelte sich nicht um ein förmliches, priesterlich dargebrachtes Opfer; sondern die frevelhafte Verurteilung und Hinrichtung des Messias, des Gottessohnes, der sich mit gelassenem Willen in sein Schicksal ergab, durch ein irregeleitetes Volk und seine Oberen wurde als ein Sühnopfer betrachtet. Aber wie das so geht, mit der Vergleichung wurde es nur zu bald ernst, Gott selbst hatte es so geordnet, es war die Bedingung, unter der er allein den Menschen vergeben wollte oder konnte, daß Jesus sich für sie hinschlachten ließ ... Daß in dieser Vorstellung eines Erlösungstodes, einer stellvertretenden Genugtuung, ein wahres Nest der rohesten Vorstellungen steckt, bedarf heutigen Tages kaum noch der Ausführung. Den einen für das Vergehen des anderen zu strafen, einen Unschuldigen, und wäre es auch sein freier Wille, leiden und dafür den Schuldigen straflos ausgehen zu lassen, das erkennt jetzt jedermann als die Handlungsweise eines Barbaren. Bei einer moralischen Schuld wie bei einer Geldschuld es als gleichgültig zu betrachten, ob der Schuldner selbst oder ein anderer für ihn sie abträgt, darin erkennt jetzt jedermann die Vorstellungsweise eines Barbaren.

Wenn man nun einmal Jesus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen Menschen, wenn auch noch so vortrefflichen, ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt der Vergötterung festzuhalten, jahraus jahrein über ihn, seine Taten, Schicksale und Aussprüche zu predigen, zumal wenn man unter jenen Taten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, seine Aussprüche und Lehren aber zum guten Teil als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne.

Wiederholt verwahrt sich jedoch Strauß dagegen, als ob er durch seine unerbittliche Kritik den Glauben der Menschen zerstören wolle. Ihn leite keine andere Absicht als die Stimme der reinen Wahrheit, und sein Bestreben sei im Gegenteil, für die Religion und Moral einen festen Boden zu finden.

Natürlich übt er auch an den christlichen Dogmen, wie z. B. der Dreieinigkeit, der Ewigkeit der Höllenstrafen usw., eine scharfe Kritik.

Über die Höllenstrafen z. B. urteilt er also: Dem christlichen Dogma war das Leben nach dem Tode kein Forthandeln, sondern nur

ein Behandeln nach Maßgabe des Gehandelthabens bei Leibesleben. Nach dem Tode konnte der Mensch nichts weiter verbrechen, und die Endlosigkeit seines jenseitigen Elends mußte daher ihren Grund in den Verschuldungen des diesseitigen Lebens haben ... Gesetzt, die Verdammten werden ewig bestraft, weil sie ewig fortsündigen müssen, wäre es dann Gottes Heiligkeit und Güte gemäß, sie durch Entziehung seines Beistandes in diese Notwendigkeit zu versetzen? Oder, philosophisch genommen, wer könnte von freien Wesen so gewiß behaupten, daß sie sich niemals vom Bösen wieder zum Guten wenden würden? Kehrten sie aber einmal um, dann wäre es nach den richtigen Begriffen von Gottes Gerechtigkeit notwendig, daß er auch mit der Strafe nachließ: die absolute Ewigkeit der Höllenstrafen wird zur hypothetischen. Es hängt von der Bedingung des menschlichen Verhaltens ab, ob sie aufhören soll oder nicht. Aber mit dieser Theorie der sogenannten relativen Ewigkeit der Höllenstrafen hatte man sich in einer beinahe ebenso ungeistigen Ansicht verfangen, als die kirchliche gewesen war, der man entgehen wollte.

Es liegt auf der Hand, daß Strauß auch Jesu Auferstehung in das Reich der Mythe verweist, indem er meint:

„Historisch, die Auferstehung Jesu als äußere Tatsache betrachtet, war nicht das mindeste daran. Selten ist ein unglaubliches Faktum schlechter bezeugt, niemals ein schlechtbezeugtes an sich unglaublicher gewesen ... Historisch genommen, d. h. die ungeheuren Wirkungen dieses Glaubens mit seiner völligen Grundlosigkeit zusammengehalten, läßt sich die Geschichte von der Auferstehung Jesu nur als welthistorischer Humbug bezeichnen. Es mag demütigend sein für den menschlichen Stolz, aber es ist so; Jesus könnte all das Wahre und Gute, auch all das Einseitige und Schroffe, das ja doch auf die Massen immer den stärksten Eindruck macht, gelehrt und im Leben betätigt haben, gleichwohl würden seine Lehren wie einzelne Blätter im Winde verweht und zerstreut worden sein, wären diese Blätter nicht von dem Wahnglauben an seine Auferstehung als von einem derben, handfesten Einbande zusammengefaßt und dadurch erhalten worden ... Bei Jesus selbst, im Zusammenhang seiner Ideen und Lehren, bildet die Vorstellung der Auferstehung die Grundlage, auf die alles andere aufgetragen ist und sich zurückbezieht. Die Verwerfung alles Irdischen, aller materiellen Lebensinteressen hat nur als die Kehrseite davon einen Sinn, daß die wahren Interessen, die bleibende Be-

friedigung erst in dem kommenden Himmelreich zu finden sein werden. Seine Ankunft oder Wiederkunft als Bringer dieses Reiches hatte angeblich Jesus selbst in so nahe Aussicht gestellt, daß ein Teil seiner Zuhörer sie noch erleben sollte, und der Apostel Paulus sagt uns ausdrücklich, daß er sie noch zu erleben hoffte. In dieser Erwartung hat sich nun bekanntlich die Christenheit diese 18 Jahrhunderte her fort und fort getäuscht gefunden und darum die Auskunft getroffen, das Wiederkommen Christi mittelst Umdeutung seiner Worte in eine unabsehliche Zukunft hinaus-, dafür aber den Eintritt in Himmel oder Hölle für den Einzelnen unmittelbar an den Austritt aus diesem Leben heranzurücken. In der neuesten Zeit jedoch ist nicht allein die erstere Erwartung nach langsamem Erbleichen soviel wie erloschen, sondern auch die andere, die Hoffnung auf ein vergeltendes Jenseits nach dem Tode, in ihren Grundfesten erschüttert worden."

Den Sündenfall der kirchlichen Lehre fertigt Strauß mit ernsten Gründen, aber auch in Form der Satire ab. Diese ganze Lehre, so meint er, hat so viel Empörendes für Gefühl und Vernunft, daß sie frühzeitig und selbst gleichzeitig mit ihrer Entstehung bestritten worden ist . . . Das fromme Vorstellen hat einen Stand der Unschuld, währenddem noch kein Böses im Menschen war, und einen nach dem Fall, wo er, für sich der Sünde preisgegeben, der außerordentlichen göttlichen Veranstaltung harren mußte, die ihn aus demselben herausziehen sollte. Der Philosophie sind beide Vorstellungen gleich unwahr und beide gemeinten Zustände gleich unwirklich, indem ihr das Gute ebenso nur mit dem Bösen als das Böse nur am Guten ist.

Strauß verlangt Duldung auch in Glaubenssachen, und wie der Ungläubige die religiöse Überzeugung der anders Gesinnten nicht antasten dürfe, so müsse sich auch der Gläubige vor jeder Unduldsamkeit hüten: „Wenn sich die Wissenden niemals haben einfallen lassen, dem Nichtwissenden die mannigfachsten Äußerungen ihres Glaubens und die härtesten Urteile über das Wissen verwehren zu wollen, so ist dagegen von seiten der Gläubigen die Forderung sehr gewöhnlich, daß den Wissenden nicht gestattet werden sollte, ihr Wissen und von diesem aus ihr Urteil über den Glauben auszusprechen. Als Grund wird angeführt, daß dadurch die Gläubigen in ihrem Glauben irregeführt werden. Aber diese Behauptung ist aller Erfahrung zuwider. Die menschliche Natur hat die treffliche Einrichtung: Was für einen noch geistiges Bedürfnis ist, das läßt er sich auch nicht nehmen. Das

Geschrei über Ärgernis, das durch unsere Schriften unter dem Volke angerichtet werde, geht nur von dem Widerwillen seiner geistlichen Führer aus, überhaupt unsere Stimme zu vernehmen, die freilich mit den ihrigen schlecht genug zusammenklingt . . . Also lasse der Glaubende den Wissenden wie dieser jenen ruhig seine Straße ziehen. Wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie; und wenn es den Überfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn erachten: Falsche Vermittelungsversuche sind jetzt genug gemacht, nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen."

Scharf kritisiert er die vielen Vorurteile, falschen Begriffe und Intoleranz der christlichen Kirche, die immer der Versuchung unterlegen sei, den Menschen nur im Christen zu sehen, die Liebe auf den Kreis ihrer Angehörigen zu beschränken, ja, selbst innerhalb dieses Kreises nur auf die Bekenner des vermeintlich wahren Christentums, d. h. auf die Glieder derjenigen Kirche, die einem jeden als die rechtgläubige erschien. Das Christentum an sich ist aus Kreuzzügen und Ketzerverfolgungen nicht hinausgekommen. Nicht einmal die Toleranz, die doch nur auf der negativen Seite der allgemeinen Menschenliebe liegt, hat es für sich erreicht . . . Die Idee der Humanität ist durch das Christentum wohl vorbereitet worden, aber sie rein und voll herauszuarbeiten und als Prinzip aufzustellen, blieb der weltlich-philosophischen Bildung des ungläubigen 18. Jahrhunderts vorbehalten. Auch im Sklaven den Menschen zu achten, darauf haben schon Stoiker gedrungen; die Abschaffung der Sklaverei aber hat nicht die christliche Kirche, sondern die leidige Aufklärung durchgesetzt. Menschenrechte sind kein christlicher, sondern ein philosophischer Begriff.

Die Ausschreitungen und Greuel der Inquisition, der Hexenprozesse usw. stellt Strauß als die traurigen Früchte des Fanatismus des Christentums hin. Wie diese eins der entsetzlichsten und schmachvollsten Blätter der christlichen Geschichte bilden, so sei der Teufelsglaube eine der häßlichsten Seiten des alten Christenglaubens und es sei geradezu als ein Kulturmesser zu betrachten, wie weit diese gefährliche Furcht die Vorstellungen der Menschen noch beherrsche oder daraus vertrieben sei. „Andererseits jedoch ist die Herausnahme eines so wesentlichen Steines für das ganze Gebäude des Christenglaubens gefährlich. Der jugendliche Goethe ist es ge-

wesen, der gegen Bahrdt bemerkte, wenn je ein Begriff biblisch gewesen, so sei es dieser. Ist Christus, wie Johannes schreibt, erschienen, um die Werke des Teufels zu zerstören, so konnte er entbehrt werden, wenn es keinen Teufel gab."

Die Bibel betrachtet Strauß als ein Menschenwerk, das zwar sehr interessant, aber auch wie alles, was von Menschenhand herrühre, voll Fehler und Schwächen sei und keineswegs auf das Prädikat göttlich Anspruch machen könne.

So wenig Homer, der doch auch der vollkommenste Ausdruck des göttlichen Geistes als religiösen Gemeingeistes der griechischen Nation war, für die christliche Welt noch normales Ansehen in religiösen Dingen hat, so wenig könnte das Neue Testament ferner ein solches beanspruchen, wenn jemals eine Zeit und eine Entwicklung der Menschheit einträte, welche sich zu der christlichen so verhielte, wie sich diese zur griechischen verhält.

Mit der Reformation, den Reformatoren, der Entwicklung der christlichen Lehre, den verschiedenen Richtungen in der evangelischen Kirche: der Orthodoxie, dem Rationalismus, dem Pietismus, der Vermittlungstheologie usw., beschäftigt sich Strauß in seinen Schriften und Briefen gleichfalls aufs eingehendste. Indem wir hier diejenigen, die sich über alle diese Gegenstände eine gründlichere Kenntnis verschaffen wollen, auf die „Gesammelten Schriften" unseres Denkers und Erziehers verweisen, seien hier nur die wesentlichsten Momente seiner Betrachtungen hervorgehoben.

Zunächst etwas in Poesie:

Standpunkt. [1])

Was sprichst du da für Unverstand?
Du seist kein Christ, doch Protestant?
„Nichts Unverstand! wie mancher ist
Kein Mensch, und doch ein frommer Christ."

Hutten. [2])

Daß Deutschland immer noch Kutten hat,
Ist zu beklagen;
Doch läßt sich's tragen,
Wenn Deutschland immer auch Hutten hat.

[1]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 176.
[2]) Ebendaselbst, Seite 178.

Huttens Gespräche.

Ulrich Hutten, edler Ritter,
Deutscher Freiheit kühner Hort!
Deine Lanze ging in Splitter,
Doch unsterblich kämpft dein Wort.

Vortrag über Lessings Nathan.[1])

Ist das Thema nicht erledigt,
Schelte keiner mich darum:
Wer erschöpft in einer Predigt
Je das Evangelium?

Alter und neuer Glaube.[2])

Zur 2. Auflage.

Auf, alter Krieger, laß das Bangen,
Und gürte deine Lenden:
Im Sturme hast du angefangen,
Im Sturme sollst du enden.

Von der Reformation sprechend, behauptet Strauß, daß sie es gewesen sei, die grundsätzlich erst die Vernunftkontrolle an der schwärmerischen asketischen Seite des Christentums vorgenommen habe:

„Die Aussprüche Luthers über den Wert der ehelichen, häuslichen, bürgerlichen Pflichterfüllung, der Tätigkeit einer Hausfrau, einer Mutter, einer Magd oder eines Knechtes in Vergleichung mit den unnützen Kasteiungen, dem sinnlosen Plappern und faulen Drohnenleben der Mönche und Nonnen, sind von der gesundesten Menschlichkeit. Aber man meinte damit nur der katholischen Ausartung, nicht dem Christentum selbst entgegenzutreten. Die Erde blieb ein Jammertal, die Blicke auf künftige himmlische Herrlichkeit gerichtet. Ist der Himmel unsere Heimat, fragt Calvin, was ist die Erde anders als ein Verbannungsort? Nur weil uns Gott einmal in diese Welt gesetzt und unseren Beruf in ihr uns angewiesen hat, müssen wir demselben auch nachkommen; einzig das göttliche Gebot ist es, das unseren irdischen Verrichtungen, die an sich keinen wahren Wert haben, einen solchen verleiht. Es ist klar, daß dies eine Halbheit ist. Wenn unsere irdischen Verrichtungen keinen Wert in sich selbst haben, so können sie einen solchen von außen her nicht erhalten. Haben sie aber einen eigenen Wert, so kann dieser nur auf den

[1]) Ebendaselbst, Seite 180.
[2]) Ebendaselbst, Seite 181.

sittlichen Beziehungen beruhen, die in demselben liegen. Das Erdenleben der Menschheit trägt sein Gesetz, seine Regel in sich selbst, wie es seinen Zweck, seine Ziele in sich selbst trägt."

Die verschiedenen Richtungen und Sekten des Protestantismus in den Kreis seiner Betrachtungen ziehend, fällt er namentlich über den Pietismus ein interessantes Urteil, also lautend:

„Ein Stück der katholischen Asketenmoral trat gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem pietistischen Skrupel gegen die sogenannten Adiaphora in der protestantischen Kirche wieder auf. Der Pietist untersagt sich die Teilnahme an Theater, Tanz, Spiel und heiteren geselligen Scherzen, weil man dergleichen nicht im Namen Jesu vornehmen kann. Freilich schließt sich in der weltlichen Kunst und schönen Geselligkeit das irdische Leben am bestimmtesten als ein für sich bestehender Organismus ab, und so gewiß alle dergleichen Handlungen auf sittliche Weise vollzogen werden können, so wenig verträgt sich allerdings der Gedanke an das Jenseits in kirchlichem Sinne mit denselben. Dies aber will der Pietismus allgegenwärtig haben. Diese pietistische Denkweise, die in der evangelischen Kirche immer weiter um sich greift, bringt namentlich den protestantischen Geistlichen dem katholischen gegenüber in eine Stellung, die dem ersteren und dem Protestantismus überhaupt weder zum Vorteil noch zur Ehre gereicht. Während der katholische Kleriker durch seine Ehelosigkeit mit der Forderung priesterlicher Heiligkeit sich abgefunden hat und daher an den geselligen Freuden auf harmlose, heitere und nicht selten gefällige Weise teilnimmt, sieht sich der protestantische Geistliche, der, wenngleich kein Heiliger, doch ein guter Christ sein soll, von der Schuld, die er durch Enthaltung von der Ehe abzutragen versäumt hat, in das gesellige Leben hinein verfolgt, geht hier immer wie auf Eiern, weiß nie recht, wieviel er mitmachen, was er sich versagen soll und findet sich namentlich einer pietistisch angesteckten Gemeinde gegenüber in einen Pharisäismus äußerer Enthaltung hineingezogen, der z. B. in Beziehung auf das Schauspiel wirklich zur Barbarei wird..... Der Spenersche Pietismus war ein Versuch, die in den steifen Formen der Orthodoxie erstorbene Religion aufs neue zu beleben, aber nur auf das Gefühl und Gemüt begründet, ohne feste, wissenschaftliche Grundlage."

Und bei einem andern Anlaß meint er: „Das Innerliche immer

wieder zu veräußerlichen, die Liebe nur im Bilde, im einzelnen Faktum zu sehen, die religiöse Sphäre den übrigen Lebensgebieten als heilige und profane entgegenzustellen, ist das nicht die Weise aller Religionen? Wenn Märklin den Pietismus eine religiöse Partei nennt, so möchten wir ihn vielmehr die religiöse Partei nennen, d. h. diejenige Partei, welche in der modernen Zeit den religiösen Standpunkt als solchen noch festhalten will. Zwar religiös und christlich gläubig in gewissem Sinne ist noch immer der größte Teil unseres Volkes; aber während in den gewöhnlichen Christen das religiöse Element vielfach alteriert, beschränkt, gemildert ist durch die verschiedensten Bildungselemente der neuen Zeit, durch die Ergebnisse der fortgeschrittenen Naturerkenntnisse und sittlichen Kultur, sucht der Pietist diesen Einfluß möglichst abzuwehren und sich steif und im Widerspruch mit dem Entwicklungsgange der Menschheit auf dem orientalischen, rein religiösen Standpunkt zu behaupten."

Die Vorzüge und die Schwächen des Rationalismus erörtert Strauß mit der ihm eigentümlichen Schärfe, auf die vielen Halbheiten dieser theologischen Richtung hinweisend. Nach dieser Lehre waren die hervorragenden Männer des Alten Testaments Menschen wie andere, doch auch nicht schlechter als andere, im Gegenteil in manchem Betracht ausgezeichnet; Jesus zwar nicht der Sohn Gottes im kirchlichen Sinne, aber auch kein Ehrgeiziger, der sich zum weltlichen Messias aufwerfen wollte, sondern ein Mann von echter Gottes- und Menschenliebe, der als Märtyrer des Bestrebens, unter seinem Volke eine reine Religions- und Sittenlehre zu verbreiten, unterging. Die zahlreichen Wundergeschichten in der Bibel, besonders auch in den Evangelien, beruhen nicht auf Betrug, sondern auf Mißverstand, indem bald die Augenzeugen oder die Geschichtsschreiber für Wunder hielten, was doch natürlich zugegangen war, bald aber auch nur die Leser als Wunder fassen, was der Erzähler gar nicht für ein solches ausgeben will... Und in ähnlicher Art wie mit der biblischen Geschichte verfuhr der Rationalismus mit der christlichen Lehre. Dem Anstoß, den der Rationalismus der Freidenker in ihren vernunftwidrigen Voraussetzungen oder sittengefährlichen Folgerungen genommen hatte, wich er dadurch aus, daß er ihre Spitze abbrach oder umbog: die Dreieinigkeit eine mißverstandene Redensart, die Menschen nicht von Adam her verderbt und verflucht, wohl aber vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit sinnlich und schwach, Jesus

nicht Erlöser durch seinen Opfertod, wohl aber durch seine Lehre und sein Beispiel, die bessernd, also von der Sünde lösend, auf uns alle wirken, der Mensch gerechtfertigt nicht durch den Glauben an ein fremdes Verdienst, sondern durch Überzeugungstreue, d. h. durch das ernste Bestreben, stets so zu handeln, wie er es als Pflicht erkennt.

Den Rationalismus betrachtet er lediglich als einen Kompromiß zwischen dem alten Kirchenglauben und dem schlechthin negativen Ergebnis seiner Prüfung durch die neue Aufklärung.

Die Heroen der Reformation, wie Martin Luther, Ulrich Zwingli, Melanchthon und andere, stellt er sehr hoch, ohne jedoch das Menschliche und allzu Menschliche bei ihnen zu übersehen. Über den Stifter des Protestantismus sagt er einmal:[1] „Ich verehre den großen Befreier mit inniger Dankbarkeit; ich bewundere seine Mannhaftigkeit, seinen überzeugungstreuen Mut; ich fühle mich angezogen durch so manche Züge voller, gesunder Menschlichkeit, die sein Leben wie seine Schriften bieten: aber eines ist, was mich innerlichst von ihm scheidet, was mir, klar vorgestellt, jeden Gedanken einer biographischen Arbeit über ihn unmöglich macht. Ein Mann, bei dem alles von dem Bewußtsein ausgeht, daß er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammnis verfallen wären, aus der sie nur durch das Blut Christi und ihren Glauben an dessen Kraft erlöst werden können — ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, ist mir so fremd, so unverständlich, daß ich ihn nie zum Helden einer biographischen Darstellung wählen könnte. Was ich auch sonst an ihm bewundern und lieben möchte: dieses sein innerstes Bewußtsein ist mir so abscheulich, daß von Sympathie zwischen mir und ihm, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläßlich ist, niemals die Rede sein könnte."

Bezeichnend ist auch die poetische Parallele, die Strauß zwischen Luther und Schiller, anknüpfend an den gemeinsamen Geburtstag derselben (den 10. November) zieht.[2]

Luther und Schiller — das sind zwei mächtige Treffer! Was ist das
Durch Jahrhunderte hin doch ein gesegneter Tag?
Freilich zuerst nur Schein. Wie oft zwei Sterne sich nahe
Stehn für das Aug', in dem Raum draußen um Welten getrennt.

[1] Literarische Denkwürdigkeiten, Gesammelte Schriften, B. I. Seite 40 ff.
[2] Poetisches Gedenkbuch, Seite 208.

Hier zufällig doch mehr. Den Männern des zehnten November
Danken wir Deutsche zumeist, was wir geworden und sind.
Luther befreit uns von Rom und Schiller befreit uns von Luther,
Nahm uns der Kirche, der Schrift, gab uns der Menschheit zurück.

Den Religionsphilosophen und Dogmatikern, wie Friedrich Schleiermacher, Daub, Hegel und anderen, widmet er ebenso geistvolle wie gründliche kritische Betrachtungen. Am eingehendsten beschäftigt er sich mit Schleiermacher, namentlich mit dessen „Grundlinien der Kritik einer wirklichen Sittenlehre" — 1803 erschienen —, sowie dessen Predigten. Von den ersteren sagt er:[1]) „Es ist dies das erste Werk im großen wissenschaftlichen Stil, und durch seine Eigentümlichkeit, obgleich ohne direkte Beziehung auf die Theologie, doch für die künftige Behandlung der Dogmatik von einer nicht zu übersehenden Vorbedeutung. Es ist eine Arbeit von ebensoviel Schärfe des wissenschaftlichen Denkens, als Schönheit und Nettigkeit des wissenschaftlichen Ausdrucks. Wie ein feines Räderwerk von blankem Stahl (ein Rahelscher Vergleich, wenn ich nicht irre), zerreibt es alle bisherigen ethischen Begriffe und Systeme, so daß wir zuletzt von Platon und Spinoza etliche nicht ganz zermalmte Stücke übrig behalten und mit Verwunderung gestehen müssen, unsere Meinung, als gäbe es manches leidlich Wissenschaftliche über Sittenlehre, sei von Grund aus irrig gewesen."

Und von Schleiermachers Predigten heißt es: „In den Schleiermacherschen Predigten sehen wir von vornherein das Bestreben vorherrschen, das fromme Gefühl und den Glauben durch Hinwegschaffen unangenehmer, namentlich anthropathischer Vorstellungen vom Götterwesen und von seinem Verhältnis zur Welt und zum Menschen zu vereinigen .... Auf eigentümliche Weise einigen sich Einstimmung mit dem Texte und Widerspruch gegen denselben in Schleiermachers allegorisierenden Predigten. Es ist bezeichnend, daß er hauptsächlich Wundergeschichten in dieser Weise behandelt, wobei er die Frage nach dem wunderbaren und natürlichen Hergang oder nach der geschichtlichen Glaubwürdigkeit ganz umgeht und die Erzählungen (dahingestellt, ob buchstäblich richtig oder nicht) nach Art eines Gleichnisses als Darstellung von Ideen faßt ..... Soviel

[1]) Charakteristiken und Kritiken. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus dem Gebiete der Theologie, Anthropologie und Ästhetik. Leipzig 1839.

jedoch Schleiermacher auch als Prediger von den hergebrachten frommen Vorstellungen kritisch hinwegnehmen, so sehr er manche Teile der biblischen Geschichte durch Allegorisieren oder sonst irgendwie auf die Seite schaffen mag, an der Person Christi, als des einen Erlösers, hält er fest. Zwar gegen die einzelnen äußeren Ereignisse seines Lebens, selbst diejenigen, welche sonst für die wichtigsten gelten, zeigt Schleiermacher sogar auf der Kanzel dieselbe Gleichgültigkeit, die aus seiner Glaubenslehre bekannt ist ... Ein Mangel der Schleiermacherschen Konstruktion der theologischen Wissenschaft, der durch alle Teile derselben hindurch geht, ist, daß durch Aufstellung eines außerhalb sämtlicher theologischen Disziplinen gelegenen Zweckes diese als zu bloßen Mitteln herabgesetzt werden. Es trägt aber von den höheren und wahrhaft freien Wissenschaften jede ihren Zweck zugleich in ihr selbst, zu wieviel anderen Dingen sie auch (wie die Geschichte, die Philosophie) sonst noch dienlich und nützlich sein mag. Und so ist auch kein wirklicher Organismus, so wenig wissenschaftlicher als ein natürlicher, da vorhanden, wo ein oder mehrere Teile bloß Mittel und nicht zugleich auch Zweck sind, zu denen insofern die übrigen Glieder sich als Mittel verhalten. Auf diese Weise dient zwar allerdings die Gesamtheit theologischer Wissenschaft der Kirchenleitung und damit der Frömmigkeit; doch ist dies nur die eine Seite der Verhältnisse, auf der anderen ist die wissenschaftliche Theologie als das Selbstbewußtwerden des Geistes in seiner religiösen Wirklichkeit höchster Zweck, zu welchem sich die Frömmigkeit als zu bearbeitendes Material, die Erfahrungen in der Kirchenleitung aber als dienende Experimente verhalten."

Auf die Vermittlungstheologie ist Strauß schlecht zu sprechen, von der er nicht ohne Humor sagt: „Nicht jedermann besitzt den Apparat und die Ausdauer, womit Schleiermacher Christentum und Spinozismus zum Behufe der Mischung so fein pulverisierte, daß ein scharfes Auge dazu gehört, die vermischten Bestandteile zu unterscheiden; bei manchen ist die Einigung des christlichen und des modernen Elementes nur die durcheinander gerüttelten Öls und Wassers, die nur so lange vermischt erscheinen, als das Rütteln dauert; während noch andere, und zum Teil nicht unberühmte Dogmatiker gar (das Bild ist nicht unedler als die Sache) einer Wurstmasse gleichen, in der etwa die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermachersche Theologie den Speck, und Hegelsche Philosopheme das Gewürz vor-

stellen. Das sind jene Mischungen, in denen das Abgestandene durch allerlei Zutaten wieder schmackhaft gemacht werden soll, welche schon Lessing so ekel, so widerstehend, so abstoßend fand."

* * *

Hier zum Schluß noch einige Aphorismen und Glossen des Religionsphilosophen, Ethikers, Humanisten und Erziehers:

Das Wort: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben" ist nicht bloß zu Thomas, sondern in seiner Person zu allen gesprochen, die später ohne die Möglichkeit des Sehens zum Glauben an Christum kommen sollten. Es ist das Vermächtnis des Johanneischen Christus an seine Kirche, ein Vermächtnis, das auch für uns noch seine Bedeutung hat, freilich nur in dem für unsern Evangelisten noch in dichten mystischen Nebel gehüllten Sinn des Lessingschen Wortes: daß zufällige Geschichtswahrheiten nie den Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten bilden können. (Gesammelte Schriften, Band IV, Seite 381.)

Man könnte Alexandrien geradezu die Wiege des Christentums nennen, obgleich es auf palästinischem Boden zuerst in die Erscheinung getreten ist. Hier durchdrangen sich Judaismus und Hellenismus, im Zusammenhang mit Alexandrien bildete sich der Essenismus aus. Ein platonisiertes Judentum finden wir in Philo, auf dessen Ideen das 4. Evangelium beruht, und nur seine hellenistische Bildung befähigte den Apostel Paulus, das Christentum zur Weltreligion zu machen. (Aus einem Briefe an Rapp, Heidelberg, 1. April 1859.)

Wie traurig, wenn die Menschheit gerade bei solchen Anlässen (Beerdigungen), wo sie sich besinnen sollte, was sie ist, statt über das, was vorliegt, ernsthaft und männlich nachzudenken, lieber mit tauben Nüssen spielt; denn lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt. Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können? Sind und bleiben

denn Lügen ihre unentbehrliche Nahrung? (Aus einem Brief von Schöll, Heilbronn, 22. Mai 1862.)

Daß das Gemüt der Boden sei, dem die Religion unmittelbar entsprieße, daß dieser Boden u. a. auch mit den sinnlichen, endlichen, rein subjektiven Wünschen und Bedürftigkeiten des Menschen geschwängert sei, ist nicht zu leugnen. Aber wer kann andererseits, ohne die Einheit des menschlichen Wesens zu zerreißen, in Abrede stellen, daß nicht auch die Vernunft, die objektive Tätigkeit der Intelligenz, ihren Samen in diesen Boden streue, daß mithin die aus demselben aufkeimende Religion an beiden Seiten Anteil habe?

Die griechischen Götter sind ungleich möglichere Wesen als der Christengott. Ein allervollkommenstes oder vielmehr alle Vollkommenheit in sich vereinigendes Subjekt ist ein viel größerer Widerspruch als eine Mehrheit von einseitig vollkommenen Persönlichkeiten. (Aus einem Brief an Rapp, 22. Februar 1849.)

Wer glaubt und getauft wird, der wird selig, hatte Christus gesagt. Wer also nicht getauft ist, der wird verdammt. Ist es aber immer die eigene Schuld des Menschen, wenn er nicht getauft wird, z. B. der kleinen Kinder, die vor der Taufe sterben, oder der Millionen Heiden, die vor der Einsetzung der Taufe gestorben sind, der Millionen Nichtchristen, die noch jetzt in fernen Weltteilen von Taufe und Christentum kaum etwas wissen? ... Nur ein Zwingli war Humanist und zugleich human genug, tugendhafte Heiden wie Sokrates, Aristides und andere trotz der mangelnden Taufe ohne weiteres in den Himmel zu versetzen.

III.

Natur und Welt, Mensch und Leben, Tod und Unsterblichkeit

David Friedrich Strauß hat, als Naturforscher und Philosoph wenigstens, in seiner Stellung zu den Fragen, die die Natur und Welt, die Entwicklung usw. betreffen, vielfache Wandlungen durchgemacht, bis er schließlich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens immer mehr sich zu jener Anschauung bekannte, die Kant, Lamarck und Charles Darwin predigten. Seine ganze Lebens- und Weltanschauung, an der er dann konsequent festhielt, hat er in seinem wiederholt genannten Werk „Der alte und der neue Glaube" in dem Kapitel „Wie begreifen wir die Welt?"[1]) eingehend und anschaulich niedergelegt.

Hier nur einige der leitenden und grundlegenden Ideen des Verfassers.

Daß das All nur Eines sei, verstehe sich von selbst, aber dasselbe scheine auch mit seiner Unendlichkeit, und zwar sowohl der Dauer als des Umfanges, der Fall zu sein. Das All sei alles, folglich sei nichts anderes außer ihm, und selbst ein Nichts außer ihm scheine es auszuschließen. Gleichwohl sei über die Unendlichkeit oder Endlichkeit der Welt von jeher viel gestritten worden, wobei das theologische Interesse auf seiten der Behauptung ihrer Endlichkeit gestanden habe, damit die Unendlichkeit dem weltschaffenden Gotte vorbehalten bleibe, während die unabhängige Philosophie sich ebenso nach der entgegengesetzten Seite geneigt habe.

Schon in seiner Dogmatik äußerte sich Strauß bei dem Kapitel der christlichen Lehre vom Weltuntergang, daß, nachdem wir unserer Erde ihr allmähliches Entstandensein geologisch nachweisen konnten,

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. VI. Seite 98 ff.

Christian Märklin

Verlag von Gebrüder Metz in Tübingen und Leipzig, Februar 1850.

daraus mit metaphysischer Notwendigkeit folge, daß sie auch vergehen werde, da ein Entstehendes, das nicht wieder verginge, die Summe des Seins im Universum vergrößern, mithin dessen Unendlichkeit aufheben würde; und im alten und neuen Glauben führt er diesen Satz von der Vergänglichkeit beziehungsweise der Endlichkeit der Erde noch schärfer durch. Er sagt dort u. a.: „Nicht nur unsere Erde allein, unser ganzes Sonnensystem ist einmal nicht gewesen was es jetzt ist, ist einmal in dieser Art gar nicht da gewesen und wird einmal als dieses nicht mehr da sein; es hat einmal eine Zeit gegeben, da unsere Erde noch von keinem vernünftigen Wesen, weiter zurück eine Zeit, da sie noch von keinem lebenden Wesen bewohnt, ja, da sie noch kein fester Körper, noch nicht von der Sonne und den anderen Planeten geschieden war."

Betrachte man aber, führt Strauß weiter aus, das Universum im ganzen, so habe es niemals eine Zeit gegeben, wo dasselbe nicht gewesen, wo in demselben kein Unterschied von Weltkörpern, kein Leben, keine Vernunft gewesen sei; sei das eine in einem Teil des All noch nicht hervorgetreten, so sei es in einem anderen schon da und in einem dritten nicht mehr da. „Es war hier im Werden, dort im vollen Bestande, an einem dritten Ort im Vergehen begriffen; das Universum ein unendlicher Begriff von Welten in allen Stadien des Werdens und Vergehens, und eben in diesem ewigen Kreislauf und Wechsel es selbst in ewig gleicher absoluter Lebensfülle sich erhaltend."

Strauß polemisiert gegen Kant, der sich zu der Lehre bekennt, daß die Schöpfung zwar niemals vollendet sei, aber doch einmal angefangen habe. Diese Anschauung habe den Weisen von Königsberg auf die seltsame Vorstellung geführt, daß Gott an einem bestimmten Punkte im Raume, vermutlich in dessen Mittelpunkt, den er sich zugleich als den allgemeinen Schwerpunkt, als einen ungeheuren Urklumpen denke, die Ordnung und Belebung des Chaos angefangen habe und damit nach der Peripherie hin fortschreite. Er weist Kant viele Widersprüche nach, in die er sich verwickle: ein unendlicher Raum, der einen Mittelpunkt, und eine endlose Dauer, die einen Anfang habe — das sei ein Unding.

Das letzte, worauf unser Wahrnehmen uns führe, die Urtatsachen, über die wir nicht hinauskommen können, sei die Idee des Universums, das heißt ein ins Unendliche bewegter Stoff, der durch

Scheidung und Mischung sich zu immer höheren Formen und Funktionen steigere, wenn er durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibe. Als das, was bei dem Bestande der Welt herauskomme, erscheine mithin im allgemeinen die mannigfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens, im besonderen diese Bewegung oder dieses Leben moralisch wie physisch als ein sich entwickelndes, sich aus- und emporringendes und selbst im Niedergang des Einzelnen nur ein neues Aufsteigen vorbereitendes. Er sagt dann wörtlich:[1] „Die alte religiöse Weltvorstellung sah die Erreichung des Weltzwecks am Ende der Welt. Dann sind so vielen Menschenseelen erlöst, als möglich oder als vorher bestimmt war, die übrigen samt den Teufeln der verdienten Strafe überantwortet. Die geistigen Wesen sind fertig und dauern fort, während die Natur, die nur zur Unterlage ihrer Entwicklung diente, untergehen mag. Auch auf unserem Standpunkt scheint der Zweck der Erdentwicklung heute, wo die Erde mit Menschen und ihren Werken ausgefüllt, zum Teil von geistig und sittlich hochgebildeten Nationen bewohnt ist, seiner Erreichung ungleich näher zu sein, als vor so und so viel hunderttausend Jahren, wo dieselbe noch ausschließlich von Schal- oder Krustentieren, zu denen später die Fische, dann die gewaltigen Saurier mit ihren Anverwandten, endlich die urweltlichen Säugetiere, doch noch ohne den Menschen, kamen, eingenommen war. Allein schließlich muß doch einmal eine Zeit kommen, wo die Erde nicht mehr bewohnt sein, wo sie als Planet gar nicht mal bestehen wird, dann wird notwendig alles, was dieselbe im Laufe der Entwicklung aus sich erzeugt und gleichsam vor sich gebracht hat, alle lebenden und vernünftigen Wesen und alle Arbeiten und Leistungen dieser Wesen, alle Staatenbildungen, alle Werke der Kunst und Wissenschaft, nicht bloß aus der Wirklichkeit spurlos verschwunden sein, sondern auch kein Andenken in irgendeinem Geiste zurückgelassen haben, da mit der Erde natürlich auch ihre Geschichte zugrunde gehen müsse. Entweder habe nun hiermit die Erde ihren Zweck verfehlt, es sei bei ihrem so langen Bestande nichts weiter herausgekommen, oder jener Zweck liege nicht in etwas, was fortdauern sollte, sondern er sei in jedem Augenblick ihrer Entwicklungsgeschichte erreicht worden. Das Ergebnis des irdischen Geschehens aber, das sich durch alle Stadien

[1] a. a. O. Seite 149 ff.

der Erdentwicklung hindurch gleich bleibe, sei nur teils die möglichst leichte Lebensentfaltung und Lebensbewegung im allgemeinen, teils im besonderen die ringende, aufsteigende und mit ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Richtung dieser Bewegung gewesen.

Auf- und Niedergehen seien überhaupt nur relative Begriffe. Das Leben der Erde sei in der gegenwärtigen Periode ebenso gewiß in einer Hinsicht in der Abnahme, als in anderer in der Zunahme begriffen. Abgenommen habe die Wärme, die üppige Fruchtbarkeit, die gewaltige Bildungskraft, zugenommen die Feinheit der Ausarbeitung, die Vergeistigung. „Es ist wahrscheinlich, daß der Erde in einer wenn auch ferneren Zukunft Zeiten bevorstehen, wo sie noch kälter, trockener, steriler werden wird, als sie jetzt ist; man mag geneigt sein, sich die Menschheit jener künftigen Periode herabgekommen, verschrumpft, samojedenhaft vorzustellen; aber mindestens ebenso denkbar ist, daß die ungünstiger gewordenen Daseinsbedingungen in ihr neue geistige Hilfsquellen eröffnet, sie erfinderischer, der Natur und ihrer selbst mächtiger gemacht haben werden. Müssen wir so schon bei jedem Teilganzen im Universum, dergleichen das Leben unserer Erde ist, daran festhalten, daß es seinen Zweck, wenn auch in beziehungsweise immer höheren Manifestationen, doch an sich in jedem Augenblick erreicht, so gilt von dem Universum als dem unendlichen Ganzen ausschließlich das letztere. Das All ist in keinem folgenden Augenblick vollkommener als im vorhergehenden, noch umgekehrt; es gibt in ihm überhaupt einen solchen Unterschied zwischen früher und später nicht, weil in ihm alle Stufen und Stadien der Ein- und Auswicklung, des Auf- und Absteigens, Werdens und Vergehens nebeneinander bestehen und sich gegenseitig ins Unendliche ergänzen. Dabei bestimmt sich jedoch der allgemeine Weltzweck oder das Weltresultat für jedes Teilganze, jede Klasse von Wesen wieder besonders. Wird auch die Lebensmannigfaltigkeit, das Ringen der Kräfte und die aufsteigende Richtung auf einem Planeten wie auf dem andern, in einem Sonnensystem wie in dem andern vorhanden sein, so werden sie doch in jedem andere Regeln ihres Wirkens, andere Formen ihres Erscheinens haben, und ebenso wird auf der Erde unter den verschiedenen Lebewesen das Ergebnis sich verschieden gestalten."

Die Natur, so sagt Strauß bei einem anderen Anlaß, sei kein

„Werk", vielmehr eine unermeßliche, mit allen möglichen Stoffen versehene Werkstätte, deren sie sich bei ihren Arbeiten bediene, und die sie selbst fertige; alle ihre Werke seien Wirkungen ihrer Kraft und der Triebwerke, welche sie hervorbringen, erhalten und in Tätigkeit setzen. Es sei auch nicht wahr, daß die Natur eine blind wirkende Ursache sei, sie handle nicht aufs Geratewohl, und nichts von dem, was sie tue, würde demjenigen zufällig vorkommen, der ihre Handlungsweise, ihre Mittel und ihren Gang verstünde.

Freilich mit dem Begriff des Monismus in der Natur sei der Vorsehungsglaube unvereinbar. Es sei dies eine empfindliche, aber nicht zu bestreitende Wahrheit. Vergebens löcke man wider den Stachel, doch brauche man deshalb keineswegs zu verzweifeln, der ethische Gedanke sei im All keineswegs ausgestorben.

Man sieht sich in die ungeheure Weltmaschine mit ihren eisern gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, in dieses ganz furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch, wehr- und hilflos, hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung nicht von einem Rad erfaßt und zerrissen, nicht von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches, allein was hilft es, sich darüber eine Täuschung zu machen? Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, daß sie in der Tat eine solche Maschine ist. Doch nicht allein eine solche, es bewegen sich in ihr nicht bloß unbarmherzige Räder, es ergießt sich auch linderndes Öl. Unser Gott nimmt uns nicht von außen in seinen Arm, aber er eröffnet uns Quellen des Trostes in unserem Innern, er zeigt uns, daß zwar der Zufall ein unvernünftiger Weltherrscher wäre, daß aber die Notwendigkeit, d. h. die Verkettung der Ursachen in der Welt, die Vernunft selber ist. Er lehrt uns erkennen, daß eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgesetzes verlangen, die Zertrümmerung des All verlangen hieße. Er bringt uns zuletzt unvermerkt durch die freundliche Macht der Gewohnheit dahin, auch einem minder vollkommenen Zustand, wenn wir einem solchen verfallen, uns anzubequemen und endlich einzusehen, daß unser Befinden von außenher nur seine Form, seinen Gehalt an Glück oder Unglück aber nur aus unserem eigenen Innern empfängt.

Den Selbstsüchtigen, Eitlen und Eingebildeten allerdings, die noch immer von dem Irrwahn befangen seien, daß das Universum, das ganze Planetensystem, und alles was drum und dran hänge, nur des Menschen wegen und zu seinem Glücke und Behagen erschaffen seien, dem sei nicht zu helfen. Diesen ruft er das halb ernste und halb scherzhafte Wort zu:

„Wem es auf der einen Seite noch nicht genügt, die ewigen Gedanken des Universums, des Entwicklungsganges und der Bestimmung der Menschheit in sich beleben zu können, wer lieben und verehrten Verstorbenen nicht im eigenen Innern das schönste Fortleben und Fortwirken zu schaffen weiß, wem neben der Tätigkeit für die Seinigen, der Arbeit in seinem Berufe, der Mitwirkung zum Gedeihen seines Volkes, wie zum Wohle seiner Mitmenschen und dem Genusse des Schönen in Natur und Kunst — wem daneben nicht auf der anderen Seite das Bewußtsein aufgeht, daß er selbst nur zum zeitweiligen Teilhaber an alledem berufen sein kann, wer es nicht über sich gewinnt, schließlich mit Dank dafür, daß er das alles eine Weile hat mitbewirken, mitgenießen und auch mitleiden dürfen, zugleich aber mit dem frohen Gefühl des Losgebundenwerdens von einem in die Länge doch ermüdenden Tagewerke, aus dem Leben zu scheiden: nun, den müssen wir an Mosen und die Propheten zurückweisen, die übrigens von einer Unsterblichkeit auch nichts gewußt haben und doch Moses und die Propheten gewesen sind.“ [1])

Folgerichtig fordert Strauß für das Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott; denn unser Gefühl für das All reagiere, wenn es verletzt werde, geradezu religiös. Dieses All sei für ihn und alle Anhänger des monistischen Gedankens etwas Göttliches. „Wir nehmen in der Welt einen rastlosen Wechsel wahr, bald aber entdecken wir in diesem Wechsel ein Bleibendes, Ordnung und Gesetz. Wir nehmen in der Natur gewaltige Gegensätze, furchtbare Kämpfe wahr, aber wir finden, wie durch sie der Bestand und Eindruck nicht gestört, im Gegenteil, erhalten wird. Wir nehmen weiterhin einen Stufengang, eine Hervorbildung des Höheren aus dem Niederen, des Feinen aus dem Groben, des Milden aus dem Rohen wahr . . . Wir betrachten die Welt nicht mehr als das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit, wohl

[1]) Der alte und der neue Glaube, Seite 253.

aber als die Werkstätte des Vernünftigen und Guten. Sie ist uns nicht mehr angelegt von einer höchsten Vernunft, aber angelegt auf die höchste Vernunft."

Alle Sophistik und gekünstelte Auslegung dogmatischer Theologen, die monistische Lebens- und Weltanschauung zu zerstören und an ihre Stelle den alten Begriff der Weltschöpfung aus Nichts und sonstige supranaturalistische Hypothesen zu setzen, verfangen bei Strauß nicht; er macht keine Konzessionen und keine Kompromisse dem kirchlichen Glauben, sondern führt mit eiserner Konsequenz das von ihm als wahr Anerkannte durch. Wer Augen habe, könne sehen, wer Ohren habe, könne hören, daß der alte Glaube tot sei und daß die gebildete Menschheit in ihrer großen Mehrheit sich zum neuen naturwissenschaftlichen Glauben bekehrt habe: „Wenn wir die Augen auftun und wenn wir den Erfund dieses Augenauftuns uns ehrlich eingestehen wollen, so werden wir bekennen müssen: das ganze Leben und Streben der gebildeten Völker unserer Zeit ist auf eine Weltanschauung gebaut, die der Weltanschauung Jesu schnurstracks entgegengesetzt ist. Das Wertverhältnis zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ist auf beiden Seiten gerade das umgekehrte, und darauf beruht keineswegs nur die Genußsucht, die sogenannte materielle Richtung unserer Zeit, auch nicht bloß ihre bewundernswerten Fortschritte in Technik und Industrie, sondern auch die Entdeckungen der Naturwissenschaft, der Astronomie, Chemie und Physiologie, wie die politischen Bestrebungen und nationalen Gestaltungen, ja selbst die Erzeugnisse der Dichtung und der übrigen Künste in der neueren Zeit, endlich gerade alles Beste und Erfreulichste, das wir vor uns gebracht haben, was nur auf dem Boden einer Welteinsicht zu erreichen, der das Diesseits keineswegs verächtlich, vielmehr als das wahre Arbeitsfeld des Menschen, als Inbegriff der Ziele seines Strebens erscheine. Wenn ein Teil der Arbeiter auf diesem Felde den Glauben an das Jenseits noch gewohnheitsmäßig mit sich führt, so ist er doch nur noch ein Schatten, der ihnen folgt, ohne auf ihr Tun irgendeinen bestimmenden Einfluß zu haben."

Der Mensch stehe aber nicht kraft-, willenlos der Natur gegenüber, wie etwa der Muselmann, der da glaube, in seiner fatalistischen Ergebenheit in allem nur „Kismet" zu erblicken. Der Mensch könne und solle die Natur nicht nur erkennen, sondern auch beherrschen, und zwar die Natur außer ihm, so weit sein Vermögen reiche, wie

das Natürliche in ihm selbst. „Hier findet ein höchst bedeutendes und reiches Gebiet der menschlichen Tätigkeit die Stelle und die Weihe, die ihm das Christentum versagte. Nicht bloß der Erfinder der Buchdruckerkunst, die ja doch unter anderm auch der Verbreitung der Bibel Vorschub getan, sondern auch die Männer, die den Dampfwagen auf Eisenschienen, den Gedanken und das Wort an Metalldrähten dahinfliegen lehrten — Teufelswerke nach der ganz folgerichtigen Ansicht unserer Frommen —, sind auf unserem Standpunkt Mitarbeiter am Reiche Gottes. Die Technik und die Industrie fördern wohl den Luxus, der übrigens ein relativer Begriff ist, aber weiterhin die Humanität. Der Mensch soll die Natur um sich her beherrschen, aber nicht als Wüterich, als Tyrann, sondern als Mensch. Ein Teil der Natur, deren Kräfte er sich dienstbar macht, besteht aus empfindenden Wesen. Das Tier ist grausam gegen das Tier, weil es wohl seinen eigenen Hunger und Zorn sehr stark empfindet, von dem Schmerz aber, den es durch seine Behandlung dem andern macht, keine ebenso deutliche Vorstellung hat. Diese deutliche Vorstellung hat der Mensch, oder kann sie doch haben. Er weiß, daß das Tier so gut ein empfindendes Wesen ist wie er . . .“

Ganz und gar den modernen naturwissenschaftlichen Ansichten huldigend, bekennt sich Strauß mit Begeisterung zu der Lehre Robert Mayers von der Erhaltung der Kraft, sowie zu den von Charles Darwin und namentlich Ernst Haeckel verkündeten und begründeten Theorien der natürlichen Zuchtwahl, des Kampfes um das Dasein, der Fortbildung, Umwandlung und Entwicklung. Es gebührt ihm der Ruhm, daß er unter den führenden protestantischen Theologen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der erste war, der kühn und rückhaltlos, ja mit Begeisterung die Darwinsche Theorie zu der seinigen machte, durch die allein die Welträtsel gelöst werden können. Er hat in dieser Beziehung das charakteristische Wort gesprochen:

„Die sogenannte Naturphilosophie hat anstatt der Juno die Wolke umarmt und darum keine Frucht gebracht; aber die Darwinsche Theorie ist der wenn auch vorerst heimlichen Ehe zwischen Naturforschung und Philosophie erstes Kind.“

Schon vor Darwin habe die Naturwissenschaft dahin gestrebt, an die Stelle des ihr fremden Schöpfungsbegriffs den Begriff der

Entwicklung zu setzen; mit diesem Begriff aber ernst gemacht, ihn in der ganzen Welt des Lebens durchgeführt zu haben, dazu habe der Engländer Charles Darwin den ersten wissenschaftlichen und nicht zu widerlegenden Versuch gemacht. „Nichts ist leichter, als sich über die Darwinsche Lehre lustig zu machen, nichts wohlfeiler, als jene höhnischen Auslassungen über die Affenabstammung des Menschen, worin selbst bessere Unterhaltungsblätter und Zeitschriften sich noch immer so gern ergehen. Aber eine Theorie, deren Eigentümlichkeit gerade darin besteht, das scheinbar weit voneinander Abliegende durch Einschiebung von Mittelgliedern zu einer stetigen Entwicklungsreihe zu verbinden und die Hebel bemerklich zu machen, mittelst deren die Natur die aufsteigende Bewegung in dieser Entwicklungsreihe zustande bringt, diese Theorie wird man doch nicht widerlegt zu haben meinen, wenn man zwei so wertverschiedene Gebilde, wie den jetzigen Affen und den jetzigen Menschen, mit Nichtachtung der von ihr teils nachgewiesenen, teils vorausgesetzten Zwischenstufen und Mittelzustände, unmittelbar widereinander stößt. Übrigens ist der Unwillen und als dessen Waffe der Spott gegen Darwins Theorie von seiten der Kirchlichen, der Altgläubigen, der Offenbarungs- und der Wundermänner wohl zu begreifen; sie wissen, was sie tun, und haben allen Grund und alles Recht, ein ihnen so feindliches Prinzip auf Leben und Tod zu bekämpfen ... In der Darwinschen Theorie liegt etwas, das wahrheits- und freiheitsdurstige Geister unwiderstehlich an sich zieht. Sie gleicht einer nur erst abgesteckten Eisenbahn; welche Abgründe werden da noch auszufüllen oder zu überbrücken, welche Berge noch zu durchgraben sein, wie manches Jahr noch verfließen, ehe der Zug reiselustige Menschen schnell und bequem da hinaus befördert! Aber man sieht doch die Richtung schon: dahin wird und muß es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern. Ja lustig, und zwar im Sinne der reinsten, erhabensten Geistesfreunde. Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten als unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat seine Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Tür geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird.

Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts preisen."

Noch enthusiastischer äußerte er sich brieflich über Darwin und seine naturwissenschaftlichen Lehrsätze; so heißt es z. B. in einem Brief an Käferle — Darmstadt, den 16. Januar 1868 —:

„Alles und jedes hat seine Zeit, und die meinige ist um. Dabei interessiert mich noch mancherlei Lektüre, worunter jetzt keine Theologie ist, eher naturwissenschaftliche. Insbesondere ist die Darwinsche Theorie, und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend. Erst Darwin befreit uns vom Schöpfungsbegriff. Wir Philosophen wollten wohl immer hinaus, aber erst Darwin hat uns gezeigt, wo der Zimmermann das Loch hinausgemacht hat."

Mit lebhaftem Interesse verfolgte er die ganze biologische Literatur und speziell die von Ernst Haeckel und seiner Schule so genial entwickelte Lehre vom Monismus. Wie er über den berühmten Jenenser Naturforscher dachte, erfahren wir aus einem Brief, den er an Ernst Haeckel — Ludwigsburg, den 24. August 1873 — schrieb, dahin lautend:

„Ich hatte mir Ihre „Natürliche Schöpfungsgeschichte" gleich in der ersten Auflage angeschafft, später in der dritten einzelnes verglichen und sah nun mit Verlangen der angekündigten vierten entgegen, die mir jetzt Ihre Güte — und zwar mit einer so ehrenvollen Anerkennung meiner dilettantischen Bemühungen in der Vorrede — selbst entgegenbringt. In letzterer Hinsicht zwar bin ich trotz des Hohngeschreis der Gegner von jeher beruhigt gewesen, da ich mir der redlichen Mühe bewußt war, die ich mir gegeben hatte, das Erforderliche zu lernen; doch, wie Sie in Ihrer Vorrede treffend sagen, nicht alle Naturforscher finden es geraten, die Karten ihres Bekenntnisses ganz aufzudecken. Um so mehr gebührt Ihnen, geehrter Herr, mein Dank und die Anerkennung der Welt."

Wir glauben Ernst Haeckel, der, wie wir wissen, die größte Verehrung und Bewunderung für David Friedrich Strauß hegt, selbst zu lesen, wenn wir im alten und neuen Glauben das Kapitel von dem Weltzweck uns zu Gemüte führen.

Im Gattungsbegriff des Menschen liege, sagt Strauß, seine Stellung auf der Höhe der Natur, seine Fähigkeit, den sinnlichen Reizen durch Vergleiche und Denken zu widerstehen. Weiter liege die Zusammengehörigkeit der Menschengattung darin, nicht bloß so wie auch

jede Tiergattung zusammen zu gehören durch Abstammung und Gleichheit der organischen Einrichtung, sondern so, daß nur durch das Zusammenwirken von Menschen der Mensch zum Menschen werde, die Menschengattung in ganz anderem Sinne als irgendeine Tiergattung eine solidarisch verbundene Gemeinschaft bilde. „Nur mit Hilfe des Menschen hat sich der Mensch über die Natur erhoben, nur soweit er die andern als ihm gleiche Wesen anerkennt und behandelt, die Ordnungen der Familie, des Staats usw. achtet, kann er sich auf seiner Höhe erhalten und weiter fördern. Dabei ist es von höchster Wichtigkeit, daß dieses Erkennen in das lebendige Gefühl zurückgebildet, die so gewonnene sittliche Haltung dem Menschen zur andern Natur werde. Im Verhältnis zu sich selbst soll ihm die Menschenwürde, im Verhältnis zu andern das Mitgefühl in seinen verschiedenen Abstufungen zum gewohnten Habitus werden, jeder Verstoß gegen das eine oder andere aber im Gewissen als sittliche Rüge zum Anklang kommen."

Der Mensch soll seine Sinnlichkeit beherrschen, aber nicht abtöten; Sinnlichkeit sei diejenige Einrichtung eines Wesens, kraft deren es äußere Reize empfinde und durch diese Empfindungen zu Tätigkeiten bestimmt werde. Daß der Mensch die Fähigkeit hierzu mittelst der Sprache in sich ausgebildet habe, gebe ihm auch in praktischer Hinsicht einen ungeheuren Vorsprung vor dem Tier. „Durch den Reiz des Augenblickes sich unmittelbar zum Handeln bestimmen zu lassen, steht ihm begreiflich am schlechtesten an. Vergleicht er den einzelnen Fall mit früheren und richtet sich nach den dabei gemachten Erfahrungen, so hat er sich wenigstens dem höheren Tiere gleichgestellt. Erst wenn er sich aus den Erfahrungen einen Grundsatz abgezogen, diesen als Gedanken sich zur Vorstellung gebracht hat und nun danach sein Handeln bestimmt, hat er sich auf die Höhe der Menschheit gehoben."

Über die Würde der Menschheit stellt Strauß folgende Leitsätze auf: „Das Leben des Menschen soll dem Menschen heilig sein. — Ein mächtiger Schutz gegen die Gewalt der Sinnlichkeit ist für den Menschen die Denkkraft. — Der Mensch arbeitet in seinem eigensten Berufe, wenn ihm kein Wesen der Natur zu gering erscheint, seinen Bau und seine Lebensart zu untersuchen, aber auch kein Gestirn zu entfernt, um es in den Bereich seiner Beobachtung zu ziehen, seine Bahnen und Bewegungen zu berechnen. Auf christlichem Stand-

punkt ist das so gut wie das Trachten nach irdischen Gütern Verschwendung von Zeit und Kraft, die ausschließlich dem Streben nach dem Heil der Seele gewidmet sein sollen; es war schon auf dem Übergang zu einer neuen Zeit, als der Dichter des Messias von der schönen Aufgabe sann, den ‚großen Gedanken der Schöpfung' — und zwar der Schöpfung von Mutter Natur — ‚noch einmal zu denken'. — Im Menschen hat die Natur nicht bloß überhaupt aufwärts, sie hat auch über sich selbst hinaus gewollt, er soll also nicht bloß wieder nur ein Tier, er soll mehr und etwas Besseres sein. Der Beweis, daß er es soll, ist, daß er es kann. Die sinnlichen Bestrebungen und Genüsse sind schon in der Tierwelt voll entfaltet und erschöpft, um ihretwillen ist der Mensch nicht da, wie überhaupt kein Wesen um desjenigen willen da ist, was schon auf früheren Lebensstufen gegeben war, sondern um dessenwillen, was in ihm neu errungen worden ist. So soll der Mensch das Animalische in ihm mit dem Höheren, das in ihm angelegt ist, mit den Fähigkeiten, die ihn vom Tiere unterscheiden, durchdringen und beherrschen. Auch der rohe grausame Kampf ums Dasein war bereits im Tierreich sattsam losgelassen. Der Mensch kann ihn gleichfalls nicht ganz vermeiden, so fern er noch ein Naturwesen ist; aber er soll ihn nach Maßgabe seiner höheren Anlagen zu veredeln und seinesgleichen gegenüber, insbesondere durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Verpflichtung der Gattung, zu mildern wissen. Das wilde ungestüme Wesen der Natur soll in der Menschheit zur Ruhe kommen. — Gegen den hellen ruhigen Sinn, gegen den reinen festen Willen vermag das Schicksal nichts; es kann höchstens die Form des menschlichen Handelns ändern, seinen Gehalt aber und seinen Wert, ja selbst das daraus dem Menschen erwachsende Wohlgefühl nicht beeinträchtigen, wie es überhaupt in allen Gestalten, wie Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Reichtum oder Armut, nichts anderes ist, als nur eine verschieden geformte Veranlassung für uns Menschen, unsere Kraft zu üben, so oder so, im großen oder kleinen, als handelnde oder duldende unsere Aufgabe zu lösen, unsere Bestimmung zu erfüllen. — Das Siegel des Menschenwertes ist nicht, wieviel Gut und Geld einer zurückläßt, noch wieviel Ruhm und Namen, sondern wieviel Leben er verbreitet, wieviel er gegeben und in anderen Seelen geweckt hat."

Daß der Zermalmer des dogmatischen Christentums, der Au

hänger des Monismus, den theologischen Standpunkt des Alten Testaments von der Erschaffung des ersten Menschenpaares energisch bekämpft, liegt auf der Hand. Er nennt ihn die völlige Negation des Standpunktes der Naturforschung und der Wissenschaft überhaupt. „Alle organischen Wesen" — so führt er aus — „sind ursprünglich aus dem unorganischen erzeugt. Von unserem Planeten insbesondere unterliegt es keinem Zweifel, daß er seine gegenwärtige Beschaffenheit erst allmählich erlangt hat, daß er in der Urzeit für organische Wesen unbewohnbar gewesen ist und daß diese sämtlich, ohne Voreltern zu haben, als durch unorganische Zeugung nach und nach entstanden sind. Hiernach und nach anderen Tatsachen zu urteilen, hat unser Planet zu jener Zeit eine überschwengliche Bildungskraft besessen, welche jetzt im Umfang ihrer Äußerungen beschränkt in der Erhaltung des Geschaffenen fortwirkt, indem sie die Fortdauer höherer organischer Formen lediglich durch Fortpflanzung vermittelt. Ferner muß es das flüssige Element, aber nicht, wie es jetzt ist, sondern geschwängert mit den Lebenskeimen, die es jetzt aus sich ausgeschieden hat, gewesen sein, welches unter dem Einfluß der milderen Temperatur der Vorzeit stellenweise die Keime der niedrigen, dann der höheren Organismen, endlich nach langer Vorbereitung durch die verschiedensten Mischungen und Entmischungen auch die Keime des menschlichen Organismus aus sich heraussetzte... Es steht fest, daß teils aus unorganischen, teils aus ganz ungleichartigen organischen Stoffen unter gewissen Umständen noch immer lebendige Wesen sich bilden: in Wasseraufgüssen nicht bloß bei animalischen und vegetabilischen, sondern auch bei mineralischen Körpern die sogenannten Infusorien, im tierischen Leibe die Entozoen... Die erste Menschenbildung muß als ein natürlicher Prozeß, als das Ergebnis des Zusammentreffens gewisser physikalischer Bedingungen aufgefaßt werden. Es ist nicht abzusehen, warum diese Bedingungen (eine gewisse Mischung der Stoffe unter gewissen Verhältnissen der Temperatur, der Elektrizität, des Galvanismus usw.) nur einmal und an einem Punkte der Erdoberfläche sollte zusammengetroffen sein, mithin nur ein Menschenpaar zum Produkt gehabt haben; vielmehr entstanden einmal solche Keime, so entstanden sie ohne Zweifel zu Tausenden. Als Erzeugnis der Natur muß der Mensch auch unter dem Typus der Natur, d. h. in einer Vielheit von Exemplaren oder näher einer Menge von

Keimen, deren wenigste das Ziel ihrer Entfaltung erreichten, entstanden sein."

Er macht sich über die Annahme lustig, daß die ersten Menschen ein vollkommenes Wissen, namentlich von Gott und göttlichen Dingen, gehabt haben sollen. Nichts Törichteres gebe es, als diese Vorstellung. Das Wissen der Wahrheit sei kein unmittelbares, sondern wesentlich vermitteltes.

„Wenn irgendeine Theorie vom Ursprung des Menschengeschlechts entwürdigend und trostlos ist, so muß es ganz gewiß der vielverbreitete Mythus sein, daß wir von einem sündenlosen Elternpaar abstammen, welches sich durch den ersten Sündenfall mit dem Fluch der Sünde belud und diese nun auf seine ganze Nachkommenschaft vererbte. Wir müßten dann fürchten, nach den Vererbungsgesetzen schrittweise einer immer tieferen Erniedrigung und einem immer traurigeren Verfall entgegenzugehen! Unsere Entwicklungslehre aber behauptet vom Ursprung des Menschen und dem Lauf seiner historischen Entwicklung das Gegenteil. Wir erblicken in seiner stufenweisen aufsteigenden Entwicklung aus dem niederen Wirbeltier den höchsten Triumph der ganzen Natur über die gesamte übrige Natur. Wir sind stolz darauf, unsere niederen tierischen Vorfahren so unendlich weit überflügelt zu haben und entnehmen daraus die tröstliche Gewißheit, daß auch in Zukunft das ganze Menschengeschlecht im großen und ganzen die ruhmvolle Bahn fortschreitender Entwicklung verfolgen und eine immer höhere Stufe geistiger Vollkommenheit erklimmen wird... Die einfache Naturreligion, welche sich auf das klare Wissen von der Natur und ihrem unerschöpflichen Offenbarungsschatz gründete, wird zukünftig in weit höherem Maße veredelnd und vervollkommnend auf den Entwicklungsgang der Menschheit einwirken, als die unendlich mannigfaltige Kirchenreligion der verschiedenen Völker, welche den dunklen Glauben an die Geheimnisse einer Priesterkaste und ihrer mythologischen Offenbarungen berührt."

Wie, fragt er, man glaube an eine Menschwerdung Gottes, aber man glaube an keine Menschwerdung des Tieres, an den Entwicklungsfortschritt vom Affen zum Menschen? Die alte Welt und auch jetzt noch der alte Orient dachten und denken darüber ganz anders.

„Die Lehre von der Seelenwanderung verknüpft dort Mensch und Tier, schließt ein geheimnisvolles, heiliges Band um die gesamte Natur. Erst das den Naturgottheiten feindliche Judentum und dualistische Christentum haben diese Kluft zwischen Mensch und Tier gerissen. Es ist merkwürdig, wie eben in unserer Zeit eine tiefere Sympathie mit der Tierwelt unter den besseren Kulturvölkern erwacht und sich in den da und dort sich bildenden Tierschutzvereinen Wirksamkeit gibt. Man sieht daraus, wie dasjenige, was auf der einen Seite Ergebnis der heutigen Wissenschaft ist, das Aufgeben der spiritualistischen Herausnahme des Menschen aus der Natur, sich gleichzeitig dem allgemeinen Gefühl ankündigt. Dagegen bleibt nun nicht allein die gemeine Vorstellung, sondern auch die — wenn der Ausdruck erlaubt ist — altgläubige Naturwissenschaft dabei, die Menschen- und die Tierwelt als zwei gesonderte Reiche zu betrachten, über deren trennende Kluft schon deshalb keine Brücke führen könne, weil der Mensch eben nur dadurch Mensch sei, daß er von Haus aus, vom Anfang der Schöpfung an, etwas besitze, was den Tieren fehle und immer fehlen werde. Die Tiere machte Gott, laut der mosaischen Schöpfungsgeschichte, gleichsam aus einem Stück, beim Menschen dagegen formte er erst den Leib aus einem Erdenkloß, dann blies er ihm den Lebensodem in die Nase und ‚also ward der Mensch eine lebendige Seele'. Aus dieser lebendigen Seele des alten jüdischen Schriftstellers hat dann in der Folge das Christentum eine unsterbliche Seele gemacht, ein Wesen ganz anderer Art und Würde als die gemeinen Seelen, die man den Tieren freilich nicht absprechen konnte. Oder ließ man die Seele dem Tiere mit dem Menschen gemeinsam sein, gab aber dem letzteren noch dazu den Geist als das immaterielle Prinzip der höheren, intellektuellen und moralischen Tätigkeiten, wodurch er sich vom Tier unterscheidet. Allein hiergegen kehrt sich der auf dem Boden der Naturwissenschaft unverkennbare Umstand, daß die Fähigkeiten der Tiere von den menschlichen nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden sind. Die Tiere, sagt Voltaire mit Recht: haben ja ebenso Empfindung, Vorstellung, Gedächtnis und andererseits Begehren und Bewegung wie wir, und doch denkt niemand daran, ihnen eine immaterielle Seele zuzuschreiben; warum sollen wir denn für das unbedeutende Mehr jener Fähigkeiten und Tätigkeiten, dessen wir uns erfreuen, einer solchen bedürfen? So unbedeutend freilich, als Voltaire es

hier rednerisch verkleinernd darstellt, ist dieses Mehr auf Seite des Menschen nicht; vielmehr ist es ungeheuer, aber doch immer nur ein Mehr, nicht etwas anderes. Schon bei Tieren ganz niederer Klasse: die Gewohnheiten und geistigen Kräfte einer Ameise zu beschreiben, sagt Darwin, würde einen Band füllen. Mit den Bienen ist es nicht anders. Überhaupt ist es merkwürdig: je genauer das Leben und Treiben irgendeiner Tierart beobachtet wird, desto mehr findet sich der Beobachter veranlaßt, von ihrem Verstande zu reden. Die Erzählungen von dem Gedächtnis, der Überlegung, der Lern- und Bildungsfähigkeit des Hundes, Pferdes, Elefanten gehen ins Unendliche. Aber auch bei sogenannten wilden Tieren zeigen sich ähnliche Eigenschaften. Von den Raubvögeln sagt Brehm: Sie handeln, nachdem sie vorher wohl überlegt haben; sie machen Pläne und führen sie aus. Derselbe von Drosseln: Sie erfassen schnell und beurteilen richtig, benutzen insbesondere alle Mittel und Wege, um sich zu sichern. Die in den stillen, menschenleeren Wäldern des Nordens groß gewordenen Arten sind leicht zu berücken; Erfahrung aber witzigt sie sehr bald, und diejenigen, die einmal betrogen worden, lassen sich auf dieselbe Weise so leicht nicht wieder täuschen. Auch unter den Menschen, denen sie zwar nie ganz trauen, wissen sie doch zwischen gefährlichen und ungefährlichen wohl zu unterscheiden: sie lassen den Hirten näher an sich herankommen als den Jäger. Übereinstimmend berichtet Darwin von dem fast unglaublichen Grade von Scharfsinn, Vorsicht und List, der sich in den pelztragenden Tierarten Nordamerikas infolge der anhaltenden Nachstellungen von seitens des Menschen entwickelt hat.

Neben den Verstandeskräften sucht Darwin in den höheren Tieren insbesondere noch die Anfänge des moralischen Gefühls nachzuweisen, die er mit ihren sozialen Trieben in Beziehung bringt. Eine Art von Ehrgefühl, von Gewissen ist bei edlen und wohlgehaltenen Pferden und Hunden kaum zu verkennen, und wenn man das Gewissen beim Hunde nicht ganz mit Unrecht auf den Stock zurückführt, so läßt sich dagegen fragen, ob es sich denn beim roheren Menschen viel anders damit verhalte? Ganz besonders aber sind im Tierreich als ein Ansatz höherer moralischer Fähigkeiten die Triebe anzusehen, die sich auf die Pflege der Jungen, die Sorge, Mühe und Aufopferung für dieselben beziehen. Hier ist, um einen Ausdruck Goethes gegen Eckermann zu gebrauchen, schon im Tiere

dasjenige als Knospe ausgedeutet, was hernach im Menschen zur Blüte kommt."

Durch seine humane Denkungsart und von seinen hier aufgestellten Grundsätzen geleitet, predigte Strauß mit Wärme auch die Liebe zum Tier, d. h. die schonende Behandlung desselben und die Vermeidung jeder Grausamkeit. Der Mensch als ein Wesen, welches den Schmerz, den das Tier leide, kenne und das Mitgefühl in sich nachbilden könne, solle den Schmerz, wenn er ihn schon dem Tiere bereiten müsse, in einer Art zu verhängen suchen, die mit der wenigsten Grausamkeit verbunden sei, „also bei den einen die Tötung so kurz wie möglich, bei den andern den Dienst so erträglich wie möglich machen. Verletzung dieser Pflichten rächt sich am Menschen schwer, indem sie sein Gefühl abstumpft. Die Kriminalgeschichte zeigt uns, wie viele Menschenquäler und Mörder vorher Tierquäler gewesen sind. Wie eine Nation durchschnittlich die Tiere behandelt, ist ein Hauptmaßstab ihres Humanitätswertes. Die romanischen Völker bestehen diese Probe bekanntlich sehr schlecht, wir Deutsche noch lange nicht gut genug. Der Buddhismus hat hierin mehr getan als das Christentum, und Schopenhauer mehr als sämtliche alte und neuere Philosophen."

Immer und immer weist er nachdrücklich darauf hin, daß zwischen der Menschen- und Tierseele nur ein qualitativer Unterschied sei. „... Die verschiedenen Grade des Willens, der Energie und der Leidenschaft treffen sich bei dem höheren Tiere ebenso mannigfaltig als bei dem Menschen; die Empfindung der höheren Tiere ist nicht weniger zart und warm als die der Menschen. Die Treue und Anhänglichkeit des Hundes, die Mutterliebe der Löwin, die Gatten- und eheliche Liebe der Tauben und der Inseparables ist sprichwörtlich und wie vielen Menschen können sie zum Muster dienen! Wenn man hier Tugenden als Instinkte zu bezeichnen pflegt, so verdienen sie beim Menschen ganz dieselbe Bezeichnung. Was endlich das Denken betrifft, dessen vergleichende Betrachtung zweifelsohne die meisten Schwierigkeiten bietet, so läßt sich doch schon aus der vergleichenden psychologischen Untersuchung namentlich der kultivierten Haustiere so viel mit Sicherheit annehmen, daß die Vorgänge des Denkens nach denselben Gesetzen wie bei uns erfolgen. Überall liegen Erfahrungen den Vorstellungen zugrunde und vermitteln die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Ursachen und Wirkung.

Überall ist wie bei dem Menschen der Weg der Induktion und Deduktion, welcher zur Bildung der Schlüsse führt."

Strauß selbst war ein großer Tierfreund und es werden gar rührende Züge von ihm berichtet, wie er die Leiden von Hunden, Katzen usw., soweit es eben ging, zu lindern suchte. Eine reizende Episode von einem Kätzchen erzählt er selbst in einem Briefe an seine Freundin Emilie Siegel — Padua, 22. April 1852 —: „Von einer Freundin habe ich heute auch noch Abschied genommen, die ich mir schnell in Venedig erworben habe. Ihr noch einmal die goldenen Haare gestreichelt und die letzten Liebkosungen mit ihr getauscht. Hoffentlich erraten Sie, daß von einer Katze die Rede ist, die mein Herz erobert hat und gewiß auch das Ihrige erobert haben würde, wenn Sie sie gesehen hätten. Denken Sie sich einen alten Palast, der in ein Magazin von verkäuflichen Raritäten, alten Gemälden, Rokokomöbeln aus den alten Zeiten Venedigs verwandelt ist. Gegen die Straße hat er eine Glastür, mit großen Fenstern, hinter diesen Fenstern sitzt auf einem alten Pult ein großer roter Kater, der sich, wie ich hineintrat, gleich erhob, sich von mir streicheln ließ und mich durch das ganze Etablissement begleitete. Man erzählte mir, daß der Eigentümer der Sammlung behaupte, ihm könne nichts gestohlen werden, ohne daß er es erführe. Ich bin geneigt, diese Katze für eine Art Hausgeist zu halten. Heute nun machte ich bloß der Katze einen Besuch."

Eine Menge Schwierigkeiten, die das Problem des Empfindens und Denkens beim Menschen umgeben, wurzeln lediglich in der Voraussetzung eines von den leiblichen Organen verschiedenen Seelenwesens. Keine Philosophie habe bisher das Problem gelöst, wie zwischen Leib und Seele irgendeine Gemeinschaft möglich sein sollte, wenn in der Tat diese beiden Dinge grundverschiedener Natur wären. Viel leichter müsse es doch in jedem Fall zu verstehen sein, wenn man es nur mit einem und demselben Wesen zu tun habe, das an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am anderen ein denkendes sei. „Natürlich sagt man uns: ein solches Wesen ist nicht möglich; wir sagen dagegen: es ist wirklich, wir alle sind selbst solche Wesen. Es ist unglaublich, wie verstockt die Menschen, selbst die wissenschaftlichen, Jahrhunderte lang vor ein solches Problem sich hinstellen können und es darum auch eben unlösbar finden müssen..... Wenn

unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigen Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der anderen spricht eine Empfindung, eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor, und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um. Wenn Helmholtz sagt: Bei Erzeugung von Wärme durch Reibung und Stoß geht die Bewegung der ganzen Masse in eine Bewegung ihrer kleinsten Teile über; umgekehrt bei der Erzeugung der Triebkraft durch Wärme die Bewegung der kleinsten Teile wieder in eine solche der ganzen Masse — so frage ich, ist das etwas wesentlich anderes, ist das obige nicht die notwendige Fortsetzung davon?"

Da Leib und Seele aus einem und demselben Stoffe gebildet seien, so folge daraus mit zwingender Logik, daß an eine Unsterblichkeit der Seele in christlich-dogmatischem Sinne nicht gedacht werden könne. Wie sei aber der Unsterblichkeitsglaube entstanden?[1])

Der Mensch sieht alle belebten Wesen um sich her, auch die seinesgleichen, schließlich dem Tod erliegen, er weiß, daß auch ihn selbst über kurz oder lang dasselbe Schicksal erwartet; wie kommt er dazu, wenigstens für sich und seinesgleichen, den Tod nicht als ein vollständiges Untergehen gelten zu lassen? Zunächst unstreitig dadurch, daß in dem Überlebenden die Vorstellung des Verstorbenen auch nach dessen Tode noch fortdauert. Das Bild des dahingeschiedenen Gatten oder Kindes, des Freundes und Genossen, aber auch des Feindes, der ihm zu schaffen machte, erhält sich in dem Zurückgebliebenen noch lange lebendig, umschwebt ihn in einsamen Stunden und tritt ihm besonders im Traume mit täuschender Wirklichkeit entgegen. Diesem Ursprung des Glaubens an eine Fortdauer nach dem Tode entspricht die ursprüngliche Vorstellung von der Art dieser Fortdauer. Wie es ein Phantasiebild des Verstorbenen ist, das den Überlebenden umschwebt, das sich aber auch

[1]) Der alte und der neue Glaube, Seite 81 ff.

da, wo es am realsten erscheint, im Traum, beim Erwachen als ein wesenloser Schein erweist, so ist das Totenreich bei Homer eine Versammlung kraftloser Schatten, die sich erst durch Trinken von Opferblut stärken müssen, um sich zu besinnen und Rede stehen zu können, und die den Händen des Hinterbliebenen, der sie sehnsuchtsvoll umfassen will, wie ein Traumbild entweichen. Bei dieser frühesten Vorstellung von einem künftigen Leben, die wir in der Hauptsache ebenso auch im Alten Testament finden, liegt alle Realität auf seiten des jetzigen Lebens..... Die Seele, die den Leib überdauert, ist nur ein wesenloser Schemen; dieses ganze Fortexistieren daher ein so wertloses, daß die Seele eines Achilleus bekanntlich lieber der elendeste Tagelöhner auf der Oberwelt, als der Beherrscher sämtlicher Toten sein möchte, und einer so geplagt sein muß wie Hiob, um sich in die Unterwelt hinab zu wünschen..... Der Homerische und alttestamentliche Glaube an ein Schattenreich bedurfte keines Beweises, da er aus der natürlichen Tätigkeit der menschlichen Einbildungskraft von selbst hervorging, verdiente auch keinen, da er von so wenig tröstlichem Inhalte war.

Die Lehre dagegen, daß der hier unterdrückte und leidende Rechtschaffene droben aufgerichtet und belohnt, der hier prassende und schwelgende Bösewicht in einem künftigen Leben bestraft werden solle, diese Vergeltungslehre wollte doch gegen mögliche Zweifel begründet sein; ja, die allgemeine Frage konnte in die Länge nicht ausbleiben, woher wir denn überhaupt das Recht nehmen, dem Augenschein, der im Tode den ganzen Menschen, wie er war, zugrunde gehen sieht, zu widersprechen, und einen Teil desselben, von dem nirgends etwas wahrzunehmen ist, fortdauern zu lassen? In der Tat ist diese Voraussetzung der ungeheuerste Machtspruch, der sich denken läßt, und wenn man nach seiner Begründung fragt, so stößt man nur auf einen *Wunsch*. Der Mensch möchte im Sterben nicht zugrunde gehen. Darum glaubt er, er werde nicht zugrunde gehen. Das ist freilich ein schlechter Grund, daher wird er auf jede Weise herausgeputzt. Vor allem soll jene Vergeltungsidee helfen: Wir haben nicht bloß den Wunsch, sondern, sofern wir fromm und rechtschaffen gewesen sind, auch den Anspruch, nach dem Tode fortzuleben..... Bekanntlich hat selbst der Apostel Paulus geglaubt oder zu glauben gemeint, wenn die Toten nicht auferstehen, da wären *er* und seinesgleichen Toren,

wenn sie nicht essen und trinken wollten, statt sich um ihrer Überzeugung willen in Gefahr zu begeben. Dieser Beweis mochte in einer gewissen Zeit aller Ehren wert sein, doch nur in einer solchen, die in tiefer sittlicher Lebensbetrachtung noch weit zurück war. Wer die Behauptung noch in den Mund nehmen mag, daß es in diesem Leben den Guten so oft schlecht geht, den Schlechten gut gehe und darum eine Ausgleichung in einem künftigen Leben notwendig sei, der zeigt nur, daß er das Äußere vom Innern, den Schein vom Wesen noch nicht unterscheiden gelernt hat. Ebenso wer für sich selbst noch der Aussicht auf künftige Vergeltung als einer Triebfeder bedarf, der steht noch im Vorhofe der Sittlichkeit und sehe zu, daß er nicht falle. Denn wenn ihm nun im Verlaufe seines Lebens dieser Glaube durch Zweifel umgestoßen wird, wie dann mit seiner Sittlichkeit? Ja, wie mit dieser auch dann, wenn er ihm unerschüttert bleibt? Wer immer nur schafft, daß er selig werde, der handelt doch nur aus Egoismus..... Die Seligkeit ist kein von der Tugend verschiedener Lohn, sondern diese selbst; sie ist nicht die Folge von unserer Herrschaft über die Triebe; vielmehr fließt für uns die Kraft, diese zu bezwingen, aus der Seligkeit, die wir in der Erkenntnis und Liebe Gottes genießen....

Der Unsterblichkeitsglaube zieht sich in seine innerste Burg zurück, indem er, absehend von den Ansprüchen auf Vergeltung oder volle Entwicklung, sich auf das Wesen der menschlichen Seele stützt. Der menschliche Leib ist materiell, ist ausgedehnt und zusammengesetzt, kann sich folglich wieder auflösen und vergehen; die Seele ist immateriell und einfach, kann sich daher nicht auflösen und nicht vergehen. Das war die Seelenlehre der alten Metaphysik, die schon Kant in die Luft gesprengt hat. Alle jene angeblichen Eigenschaften der Seele, aus denen ihre Unsterblichkeit geschlossen wird, sind ihr rein willkürlich beigelegt. Uns haben genauere Beobachtungen auf den Gebieten der Physiologie und Psychologie gezeigt, wie Leib und Seele, selbst wenn man sie noch als zwei besondere Wesen unterscheiden will, doch so eng aneinander gebunden sind, insbesondere die sogenannte Seele so durchaus durch die Beschaffenheit und die Zustände ihres leiblichen Organs bedingt ist, daß eine Fortdauer derselben ohne dieses Organ undenkbar wird. Die sogenannten Seelentätigkeiten entwickeln sich, wachsen und erstarken mit dem Leib, insbesondere mit ihrem nächsten Organ, dem Gehirn, nehmen mit

demselben im Alter wieder ab und erfahren, wenn das Gehirn afiziert ist, und zwar so, daß mit einzelnen Gehirnteilen bestimmte einzelne Geistesfunktionen leiden, entsprechende Störungen; was so eng und durchaus an das leibliche Organ gebunden ist, das kann nach dessen Untergang so wenig fortdauern, als wie ein Zirkel nach der Auflösung des Umkreises ein Mittelpunkt bleibt.

Alles komme darauf an, so meint Strauß --, daß die Unsterblichkeit nicht als etwas erst Zukünftiges, sondern als gegenwärtige Qualität des Geistes, als seine innere Allgemeinheit sich über alles Endliche hinweg zur Idee zu erheben, aufgefaßt werde. Das Schleiermachersche Wort, mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, ist alles, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen weiß. Angelius Silesius läßt uns auch hier mit seinen Reimen nicht im Stich:

„Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Augenblick sein in der Ewigkeit.
Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse."

Wie in seinen Schriften, so beschäftigte Strauß auch in seinen Briefen das Problem der Unsterblichkeit, und gar manche bedeutsame und interessante Aussprüche hierüber finden wir in denselben. So sagt er z. B. in einer Zuschrift an Märklin - Stuttgart, 6. April 1839 —:

„Wenn ein mir nahegestandener Geist wirklich fortdauerte, so begreife ich nicht, wie er mir so gar kein Zeichen seines fortdauernden Lebens geben kann. Ein Erscheinen des Geistes würde mich nicht im mindesten wundernehmen, sondern wenn er fortlebt, nimmt es mich wunder, was ihn abhalten sollte, mir ein Zeichen zu geben. Es ist ganz dumm, an Unsterblichkeit glauben und die Geistererscheinungen leugnen;" — und in einem Briefe an Rapp — Ludwigsburg, 2. November 1873 — heißt es: „Das Christentum hat den Tod zu überwinden gemeint, ihn in der Tat aber nur vertuscht, indem es ein anderes Leben an seine Stelle setzte. Nur leider datiert seine Fälschung nicht erst vom Christentum, sondern fängt schon im Orient an. In unsere Welt wurde sie durch Plato eingeführt. Sein Sokrates stirbt eigentlich schon ganz mit den Trö-

stungen unserer allerheiligsten Religion, wenn diese auch bei ihm eine ganz freie, selbstgemachte ist. Der erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen, war Epikur. Darum ist mir heute das letzte Kapitel von Kornelius Nepos Attikus mehr wert, als das in Platos ‚Phädon'."

Natürlich verurteilt Strauß allen spiritistischen Humbug und alle die lächerlichen Geschichten von Geistererscheinungen, obschon sein intimer Freund Justinus Kerner, der Verfasser der „Seherin von Prevorst", sowie Eschenmeyer, felsenfest daran glaubten, Experimente mit angeblichen Geistern vornahmen und über ihre Erfahrungen und Beobachtungen umfangreiche Bücher schrieben. Er mokiert sich über den Geister- und Dämonenglauben dieser Hexenmeister, indem er u. a. meint, daß gegen die Geistestheorie schon die einfachste geschichtliche Parallele mißtrauisch machen müßte. Seien es doch dieselben Gründe gewesen, hinter welchen das alte astronomische System vor und gegen Kopernikus sich geschützt habe, daß erstlich die Anschauung selbst mit unüberwindlicher Überzeugungskraft für das Umdrehen des Himmels und das Ruhen der Erde rede, und daß zweitens alle Erscheinungen aus dieser Voraussetzung sich genügend erklären lassen . . . Die Herren Kerner und Eschenmeyer räumen, sofern sie, woran nicht zu zweifeln ist, das Kopernikanische System anerkennen, damit faktisch ein, daß nicht jedes Ding in der Wirklichkeit das sei, oder davon herrühre, was zu sein und wovon herzurühren es auf den ersten Anblick scheint. Sie gestehen zu, daß die richtige Theorie von der Tatsache nicht immer das gerade, sondern bisweilen auch das verkehrte Abbild ist . . . Verrückungen des Bewußtseins, daß das Ich mit einem ganz fremden Inhalt sich erfüllt, der Handwerker etwa als Kaiser, der Gelehrte als Feldherr und nicht selten als eine bestimmte andere Person, z. B. als Napoleon, spricht, sind als Formen des Wahnsinns bekannt. Aber ein wesentlicher Unterschied ist, daß bei Verrückten gleichzeitig nur ein Ich im Individuum vorhanden, das wahre, gesundere Ich ganz in das erträumte aufgegangen ist. Der zum Kaiser Gewordene z. B. nicht mehr vom Schuster als nur etwa, daß ihn die Leute mit Unrecht dafür halten, weiß, während bei den Besessenen neben dem dämonischen Ich zugleich noch das menschliche, aber als unterdrücktes und aus der Herrschaft durch seinen Organismus verdrängtes vorhanden, und dem Bewußtsein des dämonischen Ich beständig gegenwärtig ist . . . Wenn Dante

in der Vollmacht dichterischer Begeisterung sich zum Totenrichter aufwirft und die Seelen der Vor- und Mitwelt durch Hölle, Fegefeuer und Paradies verteilt, so ist dies ein erhabenes Schauspiel, welches praktische Energie des Charakters und Kühnheit des Genius uns geben. Wenn aber schwachsinniger Aberwitz den Stab des Höllenrichters in die schlottrigen Hände nimmt und die Vertreter ihm unverständlicher Ansichten in den Schwefelpfuhl zu stoßen versucht, so könnte ein so ohnmächtiges Beginnen lächerlich sein, wenn nicht der Ekel die Oberhand behielte.

Möge dieses Kapitel seinen Abschluß in der Reproduktion noch einiger kürzerer Bemerkungen von Strauß über Natur und Welt, Mensch und Leben, Tod und Unsterblichkeit usw. finden, welche von der philosophischen Abgeklärtheit ihres Verfassers aufs neue ein glänzendes Zeugnis geben:

Stammt der Mensch, wenn auch als der höchste, geläutertste Sprößling, aus dem Tierreich her, so ist er von Hause aus ein irrationelles Wesen. Es wird bei allen Fortschritten von Vernunft und Wissenschaft doch die Natur, Begierde und Zorn immer eine große Gewalt über ihn behalten, und wissen Sie, wann Sie es dahin bringen werden, daß die Menschheit ihre Streitigkeiten nur noch durch friedliche Übereinkunft schlichten wird? An dem gleichen Tage, wo Sie die Einrichtung treffen, daß dieselbe Menschheit fortan nur durch vernünftige Gespräche sich fortpflanzt.

Das Andenken teurer Verstorbenen erneuert sich uns in guten wie in bösen Tagen; das einemal verlangt uns nach ihrem Rat und Beistand, des anderemal nach ihrer Teilnahme an unserm Glück, und was dem Einzelnen, das begegnet ebenso den Völkern: in Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt rufen sie gern die Geister ihrer großen Toten herauf. Die großen Männer der Nation sind aber gemeinhin Kämpfer. Es sind diejenigen, die für das Licht gegen die Finsternis, für Bildung gegen Barbarei, für Freiheit gegen Despotendruck, für das Vaterland gegen den Andrang der Fremden gestritten haben, gleich ehrenwert, gleich teuer den Nachlebenden, ob sie vom Siege gekrönt worden oder im vergeblichen Ringen untergegangen sind. Eine ‚Wolke von Zeugen' dieser Art um sich zu wissen, darin besteht der

Adel einer Nation, und wenn eine solchen Adels sich rühmen darf, so ist es die deutsche. (Aus „Ulrich von Hutten". Ges. Schriften. Bd. 7. Vorwort S. VII.)

Man sagt wohl, der Schmerz sei stumm und drücke sich nur in Tränen aus, nicht in Worten, es ist so; aber er soll nicht stumm bleiben; nachdem er sich in Tränen ausgeschüttet hat, soll er auch zu Wort kommen, soll durch lichte Gedanken sein Dunkel erhellen und überwinden.

Kaum ist eine Klage allgemeiner und leider auch kaum eine begründeter über unsere Zeit, als daß ihren Fortschritten im Wissen eine entsprechende Kräftigung und Läuterung des Willens nicht zur Seite gehe, daß dem Überfluß an hellen Köpfen und gebildeten Menschen gegenüber an tüchtigen Charakteren Mangel sei. Unsere Altvorderen, in strenger Zucht erwachsen und durch die Unsicherheit der öffentlichen Zustände lebenslang darauf angewiesen, im Notfall persönlich für sich und die Ihrigen einzustehen, lernten früh sich zusammennehmen und blieben an Leib und Seele ein wehrhaftes Geschlecht. Die Enge ihres Vorstellungskreises, die festen Pfähle, mit welchen der unangefochtene Kirchenglaube denselben abgemarkt hatte, kam der Bestimmtheit und Beharrlichkeit ihres Wollens zugute, während auch noch unsere Großväter und Väter, welche die Schranken der herkömmlichen Erziehung, der Glaubens- und Denkweise niederreißen sahen und zum Teil selbst niederreißen halfen, eben durch den Kampf und die Arbeit, welche dies kostete, sich gekräftigt fanden, die neue Aufklärung als ein teuer errungenes Gut in straff geschlossener Hand hielten und die Grundsätze derselben mit rührigem Eifer an sich selbst und in ihrem Wirkungskreise durchzuführen suchten. (Ges. Schriften. Bd. 10, S. 177 ff.)

Die grobe Weltunzufriedenheit ist nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums, das meint, ihm müßte von Rechts wegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh tun. Wo nun in einem Gemüt eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist (und in welchem wären keine dergleichen), da setzt sich das Zeug hinein und der Kuckuck weiß, wie man's wieder hinausbringt.

Alice.

Prinzessin von Hessen

IV.

Strauß als Philosoph und seine Urteile über Philosophen

Wir wissen, daß Strauß ein großer Verehrer Hegels war und daß dieser Philosoph auf die geistige, beziehungsweise intellektuelle Entwicklung des Verfassers des „Leben Jesu" und der Dogmatik großen Einfluß übte. Hegels Unterscheidung von Begriff und Vorstellung hatte, wie Strauß selbst sagt, diesen frühzeitig dahin gebracht, die Vorstellungsform wirklich zu überwinden. Der Menschengeist setze das Unendliche, das in ihm sei, aus sich heraus als ein fremdes und betrachte es als jenseits. Dieser Standpunkt müsse durch die Philosophie überwunden werden. „Die Formen der Vorstellungen des Begriffs" — so heißt es in einem Brief von ihm an Märklin, Klein-Ingersheim, den 26. Dezember 1836 — „stehen nicht bloß in dem Verhältnis des Einzelnen und Allgemeinen; sondern wie die Vorstellung wesentlich einzelne Momente hat, so ist auch der Begriff nicht bloß ein abstrakt allgemeiner, sondern begreift auch relativ einzelne, d. h. besondere Momente unter sich, welche den einzelnen Momenten der Vorstellung entsprechen, welch letztere somit nicht unwesentlich sind. Bloß das Allgemeinste der Vorstellung geben, hieße gewiß auch den Begriff verkürzen, entweder extensiv, indem in den weggelassenen Teilen der Vorstellung noch Momente des Begriffs stecken könnten, oder doch intensiv, indem die Ausführung ins einzelne die Lebendigkeit der Vorstellung erhöht, welche Lebendigkeit und Konkretheit allein die Klarheit des Begriffes ersetzen kann."

In dem „alten und neuen Glauben" erklärt er sich für den Monismus und gegen den oft mit so viel Lärm geltend gemachten Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus, oder wie man die dem ersteren entgegenstehende Ansicht sonst nennen möge. Er habe diese Unterscheidung stets nur für einen Wortstreit angesehen.

„Einen gemeinsamen Gegner haben beide in dem Dualismus, der durch die ganze christliche Zeit herunter herrschenden Weltansicht, die den Menschen in Leib und Seele spaltet, sein Dasein in Zeit und Ewigkeit scheidet, der geschaffenen und vergänglichen Welt einen ewigen Gottschöpfer gegenüberstellt. Zu dieser dualistischen Weltanschauung verhalten sich sowohl Materialismus und Idealismus als Monismus, das heißt: sie suchen die Gesamtheit der Erscheinungen aus einem einzigen Prinzip zu erklären, Welt und Leben aus einem Stück sich zu gestalten. Dabei geht die eine Theorie von oben, die anderen von unten aus; diese setzt das Universum aus Atomen und Atomkräften, jene aus Vorstellungen und Vorstellungskräften zusammen. Aber sollen sie ihrer Aufgabe genügen, so muß ebenso die eine von ihrer Höhe bis zu den untersten Naturkreisen herabführen und zu dem Ende sich durch sorgfältige Beobachtung kontrollieren, wie die andere die höchsten geistigen und sittlichen Probleme in Rechnung nehmen und lösen muß. Bald entdecken wir überdies, daß jede dieser Betrachtungsweisen konsequent durchgesetzt in die andere hinüberführt . . . Immer bleibt es dabei, daß wir nicht einen Teil der Funktionen unseres Wesens einer physischen, einen anderen einer geistigen Ursache zuzuschreiben haben, sondern alle einer und derselben, die sich entweder so oder so betrachten läßt."

Beide Systeme sollten ihre Waffen für ihren wahren und noch immer gewaltigen Gegner, den Dualismus, sparen, sich selbst aber gegenseitig als Bundesgenossen mit Anerkennung oder doch wenigstens mit Anstand behandeln. „Der hohe, bald schulmeisternde, bald fast ketzerrichterliche Ton, den manche Philosophen gegen die materialistische Naturforschung anzunehmen lieben, ist ebenso tadelnswert und selbst unklug, als andrerseits das ungeschlachte Schimpfen auf die Philosophie, womit uns die Materialisten so gern unterhalten, aber nicht erbauen. Und beinahe ist auf dieser letzteren Seite die Verkennung der andern noch hartnäckiger als auf jener. Daß dem Philosophen naturwissenschaftliche Kenntnisse unentbehrlich, die Bekanntschaft mit den neuesten Entdeckungen der Chemie, Physiologie usf. unerläßlich sei, wird auf philosophischem Boden heute kaum mehr irgendwo geleugnet; weit öfter sehen wir die Vertreter der exakten Naturwissenschaft aufgelegt, die Philosophie zur Astrologie und Alchymie in die Rumpelkammer zu verweisen. Sie hat sich eine Zeitlang danach aufgeführt, das ist nicht zu leugnen; aber, wenn mir die Herren einen

Scherz ad hominem erlauben wollen, als Naturforscher sollten sie doch die Mauser von tödlichem Kranksein zu unterscheiden wissen." Die feinsten der Werkzeuge, womit der Naturforscher jede Stunde operiere, die Begriffe von Kraft und Stoff, Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung usw., könne ihn nur die Philosophie als Metaphysik richtig bilden, dieselbe als Logik richtig anwenden lehren. Den Ariadnefaden durch das Labyrinth der täglich sich mehrenden Einzelbeobachtungen habe er einzig aus der Hand der Philosophie zu erwarten. Über die letzten Fragen aber, Anfang und Ende, Grenze ohnehin nur die Philosophie diejenige Auskunft erteilen, die überhaupt in diesen Regionen möglich sei. Dieses Zeugnis für die Philosophie, die Widerlegung ihres Sprödetuns gegen dieselbe, trage die heutige Naturforschung bereits in sich selbst. Was liege denn dem allgemeinen Anteil, den in ihren Kreisen die Darwinsche Theorie gefunden, zugrunde, als das philosophische Interesse, das über die einzelnen Tatsachen hinaus auf die unendliche Perspektive gehe, die sie eröffne? . . .

Wenn Max Heinze in der zehnten Auflage des „Grundrisses von Friedrich Ueberwegs Geschichte der Philosophie seit Beginn des 19. Jahrhunderts" [1]) behauptet, daß bei Strauß, obschon er die Theologie beseitigen wollte, indem er sich dabei auf die Darwinsche Lehre stütze, eine gewisse Abhängigkeit von Hegel doch noch zu bemerken sei, insofern nach ihm in dem All Vernunft und Ordnung zu finden seien, so muß ich dem widersprechen; denn im „alten und neuen Glauben" steht Strauß ganz und gar auf Darwin-Haeckelschem Standpunkt. Klar und deutlich ist dies aus seinen Bemerkungen zu erkennen, die er an Eduard von Hartmann und dessen Philosophie des Unbewußten anknüpft. Dieselben lauten:

„Der intelligente Baumeister der Organismen, der persönliche Einpflanzer der Instinkte war für das moderne, durch die fortgeschrittene Naturwissenschaft unserer Tage gebildete Denken nicht mehr zu halten. Man hatte gar zu deutlich erkannt, daß unser Bewußtsein und Selbstbewußtsein erst auf dem Boden der Sinnlichkeit möglich wird, daß unser Denken an einen körperlichen Apparat, insbesondere an Gehirn und Nervensystem gebunden, mithin durch eine

[1]) Berlin 1906. Seite 171.

Schranke bedingt ist, die wir von dem absoluten Wesen fern halten müssen. Daher der Einfall des Verfassers ‚Der Philosophie des Unbewußten', ein bewußtloses Absolute anzunehmen, das als Weltseele in allen Atomen und Organismen wirkend mittelst einer ‚hellsehenden, der jedes Bewußtseins überlegenen Weisheit' den Inhalt der Schöpfung und des Weltprozesses bestimme. Dabei geht indessen das Unbewußte ganz ebenso zu Werke, wie ehedem das bewußte und persönliche Absolute. Es verfolgt einen Plan und wählt dazu die geeignetsten Mittel aus, nur angeblich ohne Bewußtsein. Die Erklärungen, die Eduard von Hartmann von der Zweckmäßigkeit in der Natur gibt, gleichen denen des alten Reimarus auf ein Haar; weder die Wirkung noch die Wirkungsart wird anders vorgestellt, sondern einzig das wirkende Subjekt. Damit ist aber nur ein Wort geändert, in der Sache nicht geholfen. Lag früher der Widerspruch in dem Subjekt, dem Verhältnis seiner unvereinbaren Attribute der Absolutheit und der Persönlichkeit: so liegt er jetzt in dem Verhältnis des Subjekts zu seiner Tätigkeit; einem Unbewußten werden Leistungen und ein Verfahren dabei zugeschrieben, die nur einem Bewußtsein zukommen können."

Wir reihen hieran einige Urteile von Strauß über große Denker und Forscher in alter und neuer Zeit.

Über Baruch Spinoza sagt er: „Lessing, in der Leibnizschen Philosophie herangewachsen, sagte vor seinem Ende Jacobi das Geheimnis seines Spinozismus ins Ohr, und dieser verkündete es in seinen Briefen über die Lehren des Spinoza der erstaunten Welt, mit dem Beisatz, daß Spinozismus die einzige konsequente Philosophie, daß aber eben darum, wem das Heil seiner Seele lieb sei, sich aus der Philosophie kopfüber in den Glauben werfen müsse. Das tat nach, wer Ursache zu haben glaubte, für seine Seele in Angst zu sein; aber die Aufmerksamkeit war doch einmal auf Spinoza gelenkt, und so trat sein Prinzip durch das Ergebnis des Idealismus und durch Zuflüsse aus Jacob Böhme's Mystik bereichert und ergänzt als Schelling-Hegelsche Philosophie in die Reihen der sich folgenden Systeme ein. Die Philosophie besann sich, in ihrem kritischen Stadium Gott nur deswegen nicht mehr haben finden zu können, wie man, dem Sprichwort zufolge, den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Mitten in der reichen Fülle göttlichen Lebens hatte sie sich arm und gottverlassen gefühlt, weil sie, zu beschränkt, eben diese ganze

Fülle als ihren Gott zu umfassen, das absolute als eins neben den vielen, als ein besonderes Wesen gesucht hatte. Jetzt wurde das Universum als die Selbstoffenbarung des Absoluten angeschaut, die Einheit des Unendlichen und Endlichen, die ewige Geburt des Wesens in die Form und der Form in das Wesen, das sich Abstoßen des Gleichnamigen von sich und das Wiederanziehen des Differentgewordenen, der Prozeß der sich in ihrem Andersein mit sich zusammenschließenden Ideen als das wahrhafte Absolute erkannt."

Kant und seiner Kosmogonie widmet er Worte wärmster Anerkennung. Seine Ausführungen lauten unter anderen:

„Niemand hat über diesen Punkt großartigere, obwohl noch nicht völlig geläuterte Gedanken geäußert, als Kant in seiner Allgemeinen Geschichte und Theorie des Himmels vom Jahre 1755, einer Schrift, die mir immer nicht weniger bedeutend erschienen ist als seine spätere Vernunftkritik. Ist hier die Tiefe des Einblicks, so ist dort die Weite des Umblicks zu bewundern; haben wir hier den Greis, dem es vor allem um die Sicherheit eines wenn auch beschränkten Erkenntnisbesitzes zu tun ist, so tritt uns dort der Mann mit dem vollen Mut des geistigen Entdeckers und Eroberers entgegen. Auch ist er durch die eine Schrift ebenso der Begründer der neueren Kosmogonie, wie durch die andere der neueren Philosophie geworden. Die Welt nennt er hier ‚einen Phönix, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wiederum verjüngt aufzuleben'. Wie auf der Erde das Vergehen an einem Punkte durch neues Entstehen an einem andern ersetzt wird, ‚auf die gleiche Art vergehen Welten und Weltordnungen und werden von dem Abgrund der Ewigkeit verschlungen; dagegen ist die Schöpfung immerfort geschäftig, in andern Himmelsgegenden' (er meint in andern Teilen des unendlichen Weltraumes) neue Bildungen zu errichten und den Abgang mit Vorteil zu ergänzen. Wenn ein Weltsystem in der langen Folge seiner Dauer alle Mannigfaltigkeit erschöpft hat, die seine Einrichtung fassen kann, wenn es nun ein überflüssiges Glied in der Kette der Wesen geworden, so ist nichts geziemender, als daß es in dem Schauspiel der ablaufenden Veränderungen des Universi die letzte Rolle spielt, die jedem endlichen Ding gebührt, nämlich der Vergänglichkeit ihre Gebühr abzutragen. Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt, oder eine Milchstraße von Welten, gegen sie an-

zusehen, wie man eine Blume oder ein Insekt in Vergleichung mit der Erde ansiehet'."

Für seinen Meister Hegel hegte er stets die aufrichtigste Verehrung, und man könnte eine ganze Blumenlese der betreffenden Straußschen Aussprüche zusammenstellen. Besonders hoch schätzte er Hegels Phänomenologie. Über dieses Werk sagt er einmal: „Die Phänomenologie kann man füglich das A und O der Hegelschen Werke nennen. Hier zuerst lief Hegel mit eigenen Schiffen aus und umsegelte, freilich in Odysseischer Fahrt, die Welt, während seine folgenden Expeditionen, wenn auch besser geleitet, sich nur gleichsam im Binnenmeer bewegten. Alle späteren Schriften und Vorlesungen Hegels, wie seine Logik, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie, Ästhetik, Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte, sind nur Ausschnitte aus der Phänomenologie, deren Reichtum auch in der Enzyklopädie nur unvollständig und jedenfalls in getrocknetem Zustande aufbewahrt ist; Ausschnitte, die aber, wenn wir etwa die Logik ausnehmen, getrennt von der durchdringenden Grundidee hinter den weit gesteckten Zielen um vieles zurückbleiben, die in den früheren umfassenden Werken in Aussicht genommen waren. In der Phänomenologie steht Hegels Genius auf der Höhe . . . Eine gewaltigere, fördernde Lektüre als die Phänomenologie wäre für Jünglinge nicht zu finden; während der Verstand in die schärfste dialektische Schule genommen wurde, boten sich dem Geiste die tiefsten Ahnungen, der Phantasie die überraschendsten Ausblicke. Die ganze Weltgeschichte zog in neuer Beleuchtung vorüber. Kunst und Religion in ihren verschiedenen Formen tauchten an ihrer Stelle auf, und dieser ganze Reichtum an Gestalten ging aus dem einen Selbstbewußtsein hervor und wieder in dasselbe zurück."

Auch in seinen Epigrammen gedenkt er des Philosophen. Charakteristisch ist namentlich die scherzhafte Parallele, die er zwischen ihm und Schleiermacher zieht. Von dem ersteren bemerkt er:

„Sein System war klüger als er; drum haben die Schüler
Besser den Meister erklärt, als er sich selber verstand."

Und von dem letzteren singt er:

„Der war klüger als sein System; drum machen die Schüler,
Denen sein Spiritus fehlt, eine so schlechte Figur."

Scharf geht er mit Lotze und seinem System zu Gericht. In Briefen an Eduard Zeller setzt er Lotze gründlich zu, wie man dies schon aus seinen Zuschriften aus Darmstadt, den 18. Dezember 1865 und 20. Mai 1866, entnehmen kann:

„Der Lotze ist und bleibt mir ein unprästierlicher Mensch. Er erscheint mir in der Wissenschaft als das, was man im Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Er trägt eine Masse von Problemen zusammen, stupft und nestelt an jedem herum und löst keines. Ich verkenne nicht, daß zum Teil freilich die Probleme glänzend sind; aber zum größeren Teil ist es doch nur seine verzweifelt unphilosophische Art, sie zu stellen, die ihre Lösung unmöglich macht."

Mehr Respekt hatte er schon vor Arthur Schopenhauers Philosophie, über die er sich in dem eben angeführten Brief in sehr anerkennenden Worten äußert. Die Persönlichkeit Schopenhauers stieß ihn allerdings sehr ab. Er sagt über beide:

„Veranlaßt durch die mir von Dir besorgten zwei moralischen Preisschriften Schopenhauers, nun auch seine Welt als Wille und Vorstellung und seine Parerga gelesen, und mit einem Interesse, wie ich es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt. Zwar ist gerade das Systematische die schwächere Seite des Mannes... Kein Zweifel, der geistreiche Grundgedanke des sogenannten Systems ist auch nicht annähernd durchgeführt, wie er sich denn auch nicht durchführen läßt; der Mann selbst ein höchst widerwärtiger Egoist, — allein ein philosophisches Talent und ein Denker (freilich auch sehr) auf eigene Hand ist er ebenso gewiß, und ein Darsteller, der einen immer wach und aufmerksam erhält. In Bonn las ich dann auch zum Teil die Schriften von Gwinner und Frauenstädt über ihn; die können einem freilich, besonders die von Fr. mitgeteilten Briefe, den Mann gründlich verleiden."

Dem schon oben angeführten Urteil über Eduard von Hartmann, sowie über dessen Stellung zu Arthur Schopenhauer, sei noch die nachstehende, für die philosophische Weltanschauung von Strauß bezeichnende Stelle aus einem Brief an Zeller (Darmstadt, den 14. Juli 1871) entnommen: „Hartmanns Philosophie des Unbewußten ist mir interessant als ein Zeichen der Zeit in betreff der Philosophie, aber als ein trauriges. Wie verwildert muß diese sein, wenn ein philosophisch gar nicht unbegabter und vielfach ausgereifter Mensch (er hat die Gabe der inneren Selbstbeobachtung,

der Selbstbelauschung des Geistes über sein Tun; es fehlt ihm nicht an Schärfe in der Bildung, noch an Logik in der Verbindung der Begriffe; außerdem hat er hübsche, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängende und gewiß nicht gehörig gesichtete — er hat sich offenbar viel Bären aufbinden lassen — naturwissenschaftliche Kenntnisse), ich sage, wenn ein Mensch ein so haltloses Buch schreiben und NB. damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann! Zunächst erweist sich das Buch als Schößling der Schopenhauerschen Philosophie. An dieser nimmt der Verfasser hauptsächlich die Änderung vor, daß, wenn Schopenhauer als die Substanz der Welt den Willen setzt, die Vorstellung aber erst sekundär mit der Ausbildung von Gehirnen zustande kommen läßt, so setzt er das Unbewußte als Substanz, die Willen und Vorstellung als gleichstehende Attribute an sich hat. Es gibt also nicht bloß einen unbewußten, dem Gehirn und dem Organismus vorangehenden Willen, sondern eine ebensolche Vorstellung, und aus diesem unbewußten Vorstellen wird nun die Einrichtung der Welt, insbesondere der organischen, von H. ganz ebenso wie von Reimarus aus bewußten Zwecken des Schöpfers erklärt. Das Unbewußte wird zu einem deus ex machina, der, solange er kann, sich so wenig Mühe wie möglich macht, wenn es aber seine Zwecke erfordern, sich welche nimmt und sich die größte Anstrengung nicht dauern läßt, um seine Zwecke in der Natur durchzusetzen."

Über Friedrich Nietzsche und den Nietzschekultus urteilt er sehr abfällig in Briefen an Rapp, so z. B. in dem aus Ludwigsburg, den 19. Dezember 1873. Nietzsche hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Unzeitgemäße Betrachtungen, Stück 1., David Friedrich Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller", die ganz und gar ungerechtfertigte und durchaus hämische Angriffe gegen Strauß enthielt. Daran anknüpfend meint der letztere:

„Der Nietzsche hat es ja den Leuten förmlich angetan; es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

„Erst geköpft und dann gehangen".

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, was er machte, nicht unverdient. Man sieht übrigens, wie vergeblich die Bemühungen sind, einen

schon zwiefach Getöteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswert, denn in der Entführung heißt es wieder:

„Dann gespießt auf heißen Stangen."

Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man zu einer solchen Wut kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht."

Gegen einzelne Auswüchse der Philosophie und gewisse philosophische Lehren, die sich fälschlicherweise in den Mantel der Weltweisheit hüllten, trat er mit aller Entschiedenheit auf. So geißelt er z. B. die Phrenologie, die er in einem Brief an Rapp — Sontheim, den 16. November 1843 — ein merkwürdiges Gemisch von Erfahrung und Willkür nennt. „Daß z. B. ein starker Nacken und Hinterkopf auf ebensolche Sinnlichkeit deutet, läßt sich physisch erklären, ebenso daß geräumige Vorderschädel mit starker Intelligenz zusammenhängen; aber wenn nun ein gewisser Buckel beim Scheitel das Gewissen, einer daneben die Hoffnung sein soll usw., so geht einem der Faden der Vernünftigen aus."

Wenn er auf solche Produkte der Afterphilosophie zu sprechen kommt, schwingt er die Pritsche der Satire mit unnachahmlicher Meisterschaft, zuweilen auch in gebundener Form. So z. B. in dem köstlichen Gedicht „Phrenologisch"[1]), das wir schon aus dem Grunde hier mitteilen wollen, weil dasselbe auch aufs deutlichste bekundet, auf welch hoher Warte des freien Denkens der selbstlose edle Mann stand:

Eines Knäbleins ward entbunden
Gestern meine liebe Frau.
Nun betracht' ich schon seit Stunden
Seines kleinen Schädels Bau,
Möchte wissen, was auf Erden
Aus dem Kindchen noch mag werden.

Diese Stirn macht mich betroffen,
Sie ist breit und allerliebst;
Aber Kind, ich will nicht hoffen,
Daß du einen Denker gibst!

[1]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 31 ff.

Denken, Kindchen, ist beschwerlich,
Heutzutage selbst gefährlich.

Längst erwäg' ich auch im stillen,
Ob die Nase nicht zu spitz?
Lieber Sohn, um's Himmels willen
Mäßige doch deinen Witz!
Mancher wäre hoch gestiegen,
Hätt' er einen Witz verschwiegen.

Gern entdeckt' ich noch hier oben
Das Organ der Frömmigkeit;
Denn damit, nach vielen Proben,
Kommt man heutzutage weit.
Doch zur Strafe meiner Sünden
Ist davon nicht viel zu finden.

Diese Haube, liebes Weibchen,
Läßt dem Kopfe zu viel Raum.
Halte doch durch eng're Häubchen
Besser sein Talent im Zaum.
Aussicht ist in diesen Zeiten
Nur für Mittelmäßigkeiten.

* * *

Wie man schon aus dem hier Gesagten schlußfolgern kann, hat David Friedrich Strauß auch über bedeutsame metaphysische Fragen nachgedacht und seine Ansichten über dieselben geäußert, so z. B. über Willensfreiheit, Optimismus und Pessimismus und vieles andere noch. Was das erstere Problem betrifft, meint er, sei die vermeintliche indifferente Wahlfreiheit von jeder Philosophie, die des Namens wert gewesen sei, immer als ein leeres Phantom erkannt worden. Die sittliche Wertbestimmung der menschlichen Handlungen und Gesinnungen aber bleibe von der Frage des menschlichen Willens unberührt.

Was Optimismus und Pessimismus angeht, so stand er keineswegs auf dem Standpunkt Arthur Schopenhauers. Trotz seiner so vielen trüben Lebenserfahrungen und der schweren Schicksalsschläge, die ihn heimsuchten, war er vielmehr ein lebensfreudiger Denker, der Theorie der Verneinung des Daseins keineswegs zustimmend. Er äußerte sich einmal recht drastisch über den Pessimismus des Frankfurter Philosophen:

„Wenn wir zu erfahren wünschen, ob in einem Organismus, der uns erstorben scheint, noch Leben sei, pflegen wir es durch einen starken, wohl auch schmerzlichen Reiz, etwa einen Stich zu versuchen. Machen wir diese Probe mit unserm Gefühl für das All. In Arthur Schopenhauers Schriften braucht man nur zu blättern, um in den verschiedensten Wendungen auf den Satz zu stoßen, die Welt sei etwas, das besser nicht wäre. Für Schopenhauer bildet den Fundamentalunterschied aller Religionen und Philosophien der, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind; und zwar ist ihm der Optimismus durchaus der Standpunkt der Plattheit und Trivialität, während alle tieferen distinguierten Geister, wie er, auf dem Standpunkt des Pessimismus stehen. Nach einer besonders kräftigen Auslassung dieser Art (es wäre besser, wenn auf der Erde so wenig wie auf dem Monde Leben entstanden, ihre Oberfläche gleichfalls starr kristallinisch geblieben wäre) setzt Schopenhauer hinzu, da werde er wohl wieder vernehmen müssen, seine Philosophie sei trostlos. Gewiß, wenn wir es so nehmen dürfen, daß ihr Urheber beim Niederschreiben solcher Sätze nicht bei Troste gewesen. Denn in der Tat liegt der grellste Widerspruch darin. Wenn die Welt ein Ding ist, das besser nicht wäre, ei, so ist ja auch das Denken des Philosophen, das ein Stück dieser Welt bildet, ein Denken, das besser nicht dächte. Der pessimistische Philosoph bemerkt nicht, wie er vor allem auch sein eigenes, die Welt für schlecht erklärendes Denken für schlecht erklärt; ist aber ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, ein schlechtes Denken, so ist ja die Welt vielmehr gut. Der Optimismus mag sich in der Regel sein Geschäft zu leicht machen; dagegen sind Schopenhauers Nachweisungen der gewaltigen Rolle, die Schmerz und Übel in der Welt spielen, ganz am Platze; aber jede wahre Philosophie ist notwendig optimistisch, weil sie sonst den Baumast absägt, auf dem sie sitzt."

Ernst Haeckel, der bekanntlich mit Strauß in Briefwechsel stand und für ihn die wärmste Sympathie hegte, ihn als klaren Denker und mutigen Charakter hochschätzend, hat u. a. in seinen „Gemeinverständlichen Vorträgen und Abhandlungen auf dem Gebiete der Entwicklungslehre" den Philosophen Strauß und seinen Monismus trefflich in nachstehender Weise charakterisiert:[1]) „Das

[1]) Bonn, 1902, Band 1, Seite 307 ff.

Bewußtsein, diese edelste Gehirnfunktion, wird auch heute noch als eine völlig rätselhafte Erscheinung, als der beste Beweis für die immaterielle Existenz einer ‚unsterblichen Seele' hingestellt. Dabei beruft man sich gewöhnlich auf die bekannte ‚Ignorabimus-Rede' des Berliner Physiologen du Bois-Reymond: ‚Über die Grenzen des Naturerkennens' (1872). Es war eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß der berühmte Rhetor der Berliner Akademie der Wissenschaften in dieser viel besprochenen Rede vor 26 Jahren das Bewußtsein als ein ganz unbegreifliches Wunder und eine unübersteigliche Schranke der Erkenntnis hinstellte, während gleichzeitig der größte Theologe unseres Jahrhunderts, David Friedrich Strauß, das Gegenteil nachwies. Der scharfsinnige Verfasser des ‚alten und neuen Glaubens' hat schon damals klar erkannt, daß alle Seelentätigkeiten des Menschen, also auch sein Bewußtsein, als Funktionen des Zentralnervensystems aus einer Quelle fließen und vom monistischen Standpunkt aus derselben Beurteilung unterliegen. Dem „exakten" Berliner Physiologen blieb diese Erkenntnis verschlossen und mit schwer begreiflicher Kurzsichtigkeit stellte er diese speziell neurologische Frage neben das eine große „Welträtsel", neben die fundamentale Substanzfrage, die generelle Frage von dem Zusammenhange von Materie und Kraft."

V.

Der Politiker, Parlamentarier und Parlamentsredner

Über Staat, Regierung und Volk.

Wir wissen, daß die Landsleute von Strauß, die Ludwigsburger, ihren damals von ihnen vergötterten, berühmten Heimatsgenossen 1848 als Kandidaten für die Frankfurter Nationalversammlung aufstellten und daß er nach längerem Sträuben diese Kandidatur annahm, sowie daß er seinem Gegenkandidaten erlag und dadurch nicht ins Parlament gelangte. Ebenso wissen wir, daß die Ludwigsburger ihm dennoch ein Mandat verschafften, indem sie ihn in demselben Jahre in die Württembergische Ständekammer wählten. Er hatte also Gelegenheit, in den von ihm gehaltenen Reden in verschiedenen Wahlversammlungen sowie auch im Parlament sich als praktischer Politiker zu betätigen und seine Ansichten über die verschiedensten und bedeutsamsten politischen Fragen, die jene Zeit bewegten, zu äußern. Aber schon früher, bevor er noch wider seinen Willen in das parlamentarische Getriebe gewissermaßen gezerrt wurde, hat er sich theoretisch als Politiker bewährt und sowohl in seinen Briefen als in seinen Schriften über so manche wichtige Probleme, die das öffentliche Leben bewegten, ausgesprochen.

Allerdings war er, wie er in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten“ [1]) ausführt, bis in den Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein in erster Linie durch die wissenschaftlichen Aufgaben, deren Lösung ihn beschäftigte, in Anspruch genommen und suchte er seine Erholung nicht auf politischem, sondern ästhetischem Gebiete. Es ist ihm wohl zu glauben, daß ihm das praktische politische Treiben als ein unbehagliches Element erschien, weil es die Kreise des ruhigen und philosophischen Denkers störte; aber nachgedacht hat er auch schon früher über brennende Fragen

---

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 18 ff.

der Zeit und ebenso hat er mit seinen Ansichten über politische Gegenstände nicht zurückgehalten. Wäre ihm die parlamentarische Rednergabe und die Kunst, die Massen durch seine oratorische Fähigkeit hinzureißen, in höherem Grade eigen gewesen, als dies der Fall war, so würde er sicherlich auch, nachdem er sein Abgeordnetenmandat niedergelegt, sich später noch an der praktischen Politik betätigt haben; denn er war ein durch und durch national gesinnter Mann und schwärmte für die Einheit Deutschlands unter der Führung Preußens und für die Gründung eines neuen Deutschen Reiches schon zu einer Zeit, als man noch in ganz Süddeutschland derartige Bestrebungen als unpatriotisch verketzerte.

Je nach seinen wechselnden Stimmungen und je nach seinen fröhlichen und traurigen Erfahrungen, die er persönlich im Gewoge und Getriebe des politisch-parlamentarischen Lebens machte, änderten sich auch seine Anschauungen über die Politik als solche. Hier nur einige seiner Aussprüche über diesen Gegenstand:

In der Politik soll man nichts tun, was man erst wieder gut zu machen hat. (Aus „Deutsche Gespräche", unpolitische.)

Bei mir ist die Politik, was in einigen Häusern jene großen oberen Stuben sind, die nicht bewohnt werden. Sie sind zur Not möbliert, auch ein Ofen darin, aber Läden und Fenster immer zu, und allerlei Gerümpelwerk darin angehäuft. Wenn nun ein Freund zu mir kommt, um bei einem Glase Wein ein Stündchen mit mir zu schwatzen, warum sollte ich ihn dann in diese unheimliche Stube, wo erst aufgeräumt, geheizt werden muß und ungeachtet der Flughitze vom Ofen aus es doch schaurig bleibt, führen? (An Vischer, München, den 19. Februar 1851.)

Die Politik betrachte ich als eine Art Wetter, das wir nicht machen können, folglich auch nicht allzu schwer nehmen müssen. Deutschland hat seit vielen hundert Jahren immer schlechtes politisches Wetter gehabt. Auch was bei uns geraten ist, das ist trotz dieses Wetters geraten. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir einmal besseres Wetter bekämen. Allein bezwingen läßt es sich nicht, selbst wenn wir uns als Buße auflegen wollten, schon lange kein freundliches Gesicht mehr zu machen.

(An Emilie Sigel, München, den 3. April 1851.)

Wofür einer Beruf hat, in dessen Ausübung ist ihm auch wohl... Ich bin gegen meine Neigung in die Politik hineingezogen worden, mich zogen andere hinterrücks in die Lanne (die Doppeldeichsel des einspännigen Wagens, der Scherbaum). Die Ludwigsburger packten mich an der schwächsten Seite, an der gemütlichen, und aus dieser Rücksicht gab ich mich zu einer Rolle her, die mir an sich immer fatal erschien. Zur ganz gerechten Strafe für ein solches Handeln aus bloßer Rücksicht schlug dann die gemütliche Stimmung der Ludwigsburger in der Weise um, die mich zur Fortführung der Stelle unmöglich machte..... Ich bin ein künstlerischer Wissenschafter. Die Wissenschaft ist mir Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe, daraus kann ich für mich ableiten, warum für mich Politik kein Feld ist. Goethe schreibt einmal — ich meine an die Stein —, nachdem ihm als Staatsmann manches mißlungen, nun wolle er sich aber mit nichts mehr befassen, was er nicht so ganz in seiner Gewalt habe, wie ein Gedicht. Das ist's! Wer wird denn auch eine Fratze malen wollen, auf der im nächsten Augenblick andere mit baren Füßen herumtreten? Dann kommt noch das allzu Affizible meiner Natur dazu, kraft dessen mich ein tägliches persönliches Gegenüberstehen mit Menschen, deren Treiben ich hasse, und von denen ich weiß, daß sie mich hassen, aufreibt. Machte mich dies überhaupt für politisch-parlamentarisches Wesen zu jeder Zeit untauglich, so kommt für die Politik der Gegenwart noch mein absoluter Widerwillen gegen alles Revolutionäre, die Massen Entfesselnde, hinzu. Dieser Widerwille ist sehr natürlich, es ist der Schauder jedes Geschöpfes vor einem Element, in dem es nicht leben kann. Unter russischem Despotismus könnte ich zwar mit beschnittenen Flügeln doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr, wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Regierendes entgegengetreten war..... So sehr nun aber der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieses Elementes aus sein muß, so darf er dies doch nur so wie Mephistopheles: „Sei ruhig, freundlich Element." Er muß nötigenfalls selbst ein wenig drin leben können, darf es nicht, wie ich, schlechterdings perhorreszieren. (An Vischer, München, den 24. Februar 1849.)

In der Politik darf man es mit den Motiven nicht genau nehmen. („Deutsche Gespräche", politische, 6, sowie in den „Kleinen Schriften".)

Suchen wir nun nach diesen Stimmungsbildern die Stellung zu kennzeichnen, die Strauß als Politiker einnahm.

Wie in religiöser und philosophischer Beziehung er ein durchaus freiheitlicher und freisinniger Mann war, so auch als Politiker und Parlamentarier, indem er für Glaubens- und Gewissensfreiheit mit aller Wärme und Entschiedenheit eintrat; aber er unterschied sich doch in dieser Beziehung gründlich von den Demokraten von 1848/49. Der Radikalismus, die Herrschaft der Massen, die phrasenhaften Schlagworte der Revolutionäre, der Partikularismus der Einzelstaaten waren ihm in der tiefsten Seele zuwider, und als ein durchaus ehrlicher Mann von festen Grundsätzen machte er denn auch in seinen Schriften und Reden daraus kein Hehl. Schon in den sechs politischen Volksreden, die er als Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung hielt, zeigte er sich als ein Mann, der den Mut hatte, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen.

In der Wählerversammlung in Ludwigsburg am 17. April 1848 sprach er sich mit flammenden Worten für die deutsche Einheit, aber eine Einheit nach echt deutschem und nicht französischem Muster, aus. So sagte er unter anderem: „Wenn es erlaubt wäre, einen Bibelspruch auf das politische Gebiet herüber zu ziehen, so möchte man den Deutschen jetzt zurufen: Trachtet am ersten nach der Einheit, so wird euch das übrige alles zufallen. Ja, die Wurzel aller Übel, an denen seit Jahrhunderten unser schönes, großes Vaterland krankte, war seine Geteiltheit, seine Zerrissenheit. Vor 40 Jahren schien es gar daran gestorben zu sein; es kam wieder zu sich, erholte sich allmählich, aber führte seitdem zwischen Krankheit und Gesundheit ein kümmerliches Dasein fort. Heut hat es das Schicksal in unsere Macht gelegt, wieder ein einiges Deutschland zu schaffen. Also Einheit vor allem, aber eine deutsche Einheit. Also keine nach französischem Zuschnitt. Weder nach dem Muster des vorigen Frankreichs, noch auch des jetzigen. Nicht des vorigen. Also keine Einheit, welche den Fortbestand der Eigentümlichkeit aufhebt, welche alles zentralisiert und uniformiert. Nicht darin lag bisher unser Verderben, daß Württemburg, Bayern, Baden usf. besondere Staaten bildeten, ihre eigenen Regenten hatten, sondern darin, daß diese besonderen Regierungen keine wahrhaft oberste

Regierung über sich hatten, die sie in Einheit zusammenhielt. Folglich liegt auch nicht darin jetzt das Heil, daß wir nun uns beeilen müßten, diese Einzelregierungen über den Haufen zu werfen, um alles ohne Unterschied in den Topf der deutschen Einheit zusammenzuschütten. Ich sage, das wäre französisch, nicht deutsch gewirtschaftet. Sondern über den kleineren Häuptern ein Oberhaupt, über Württemberg, Preußen, Bayern usf. ein einziges Deutsches Reich. Aber kein machtloser Schatten, wie das alte untergegangene, sondern ausgerüstet mit all den Oberhoheitsrechten, all den Gewaltmitteln, welche zu kräftiger Handhabung der Einheit erforderlich sind, und welche unsere Fürsten, im Interesse des Gemeinwohles wie ihres eigenen, gewiß jetzt bereit sind, an ihr künftiges Oberhaupt abzutreten."

Schon damals betonte er aufs nachdrücklichste, daß das Oberhaupt des neuen Deutschlands kein anderer als der König von Preußen sein könnte. Zwischen Österreich und Preußen schwanke zwar die Wage, aber schließlich werde sich nur zugunsten des letzteren das Zünglein neigen. Österreich befände sich in einem Zersetzungsprozeß seiner verschiedenartigen Bestandteile, während Preußen aus fast lauter deutschen Provinzen bestehe, die es nur politisch befriedigen dürfe, um sie in fester Einheit beisammen zu halten. Auch in allen anderen Beziehungen sei Preußen Österreich voraus. Auch Preußen sei in der Entwicklung lange hinter dem südwestlichen Deutschland zurückgeblieben, aber es habe diesen Mangel durch Förderung der Geistesbildung jeder Art ersetzt. Vor allem müsse man also nach der Einheit unter der Führung Preußens trachten, dann würde dem geeinigten Deutschland alles übrige zufallen. Er sagt wörtlich: „Unter diesem Übrigen verstehe ich Macht nach außen, Freiheit und Wohlstand im Innern. Macht nach außen war uns niemals nötiger als jetzt, wo im Westen und Osten, im Norden und Süden drohende Feinde stehen. Bereits sucht Frankreich, wie der Wolf in der Fabel, Ursache, mit dem deutschen Lamme anzubinden, und bald werden vielleicht auch Rußlands Horden auf dem Kampfplatze erscheinen. Deutsche Krieger, deutsche Männer sind so stark und mutig wie französische, sie haben's vor 35 Jahren bewiesen, aber so kriegsgeübt sind sie im Augenblick nicht wie die Eroberer Algeriens. Diese werden vielleicht im ersten Anlauf uns zurückwerfen, aber auf die Dauer niederwerfen werden sie uns nicht, wenn erst ein Befehl die deutschen Heere in Bewegung setzt, wenn

kein Rheinbund mehr Franzosen gegen deutsche Brüder unterstützt. Auch die Freiheit im Innern wird uns jetzt aus der Einheit erblühen, wie uns bisher aus dem gespenstischen Reste von Einheit, den wir noch hatten, dem Bundestag, nur Knechtschaft hervorgegangen ist."

Auch in einer zweiten Rede, die er in einer Volksversammlung zu Steinheim an der Murr drei Tage darauf hielt, verkündete er als sein Programm, für das er alle Zeit eintreten wolle: die Einheit. Künftig soll es keine Württemberger, Bayern und Preußen, sondern nur Deutsche geben. Diese Einheit dürfe nicht unter der Form der Republik, sondern nur der konstitutionellen Monarchie, und zwar einer Bundesmonarchie, zustande kommen. Um Deutscher zu werden, brauche man nicht aufzuhören, Württemberger zu sein. „Wir wollen" — so führte er mit wahrhaft prophetischer Voraussagung aus — „unser Fürstenhaus, mit dem wir und unsere Vorfahren seit Jahrhunderten Freud und Leid, gute und böse Tage geteilt haben, nicht vertreiben, das will man auch in anderen deutschen Ländern nicht; sondern aus der Mehrzahl deutscher Fürsten soll *einer* ausgewählt werden, welcher der Erste sei, welchem die übrigen sich unterordnen müssen. Unter ihm soll fortan unsere Kriegsmacht stehen, daß er uns schirmen könne gegen den äußeren Feind, er allein soll uns bei den auswärtigen Völkern vertreten lassen, nicht jedes kleine Ländchen soll mehr seine eigenen Gesandten haben, die das Land viel kosten und draußen ohne Ansehen und Einfluß sind. Er wird sich mit einem Reichstag, aus den besten Männern aller deutschen Stämme, umgeben, mit ihnen *ein* Gesetzbuch für ganz Deutschland ausarbeiten, daß nicht mehr am Main anders gerichtet werde als am Neckar, nicht mehr an der Donau verboten sei, was am Rheine erlaubt ist; sie werden einerlei Maß und Gewicht, einen Münzfuß für Deutschland festsetzen, werden mit einem Zollverbande das ganze deutsche Reich umschließen, werden es nicht länger dulden, daß der König von Hannover im Interesse des verwandten Englands, die Hansestädte in ihrem eigenen Sonderinteresse sich von dem deutschen Zollvereine ausschließen."

Immer und immer gab er in seinen Wahlreden sein politisches Glaubensbekenntnis in bezug auf die äußere Gestaltung der deutschen Länder dahingehend ab, daß aus den damaligen etlichen dreißig deutschen Staaten und Stätlein ein einziger Staat, ein einiges großes

Deutschland, geschaffen werden müsse. Das deutsche Volk, einst das erste der Welt, sei lediglich durch die Uneinigkeit im Innern im Laufe der Jahrhunderte so weit herabgekommen, daß es der Spott der Fremden, der Spielball ihrer Ränke, die Beute ihrer Raubgier geworden. Ein Federzug Napoleons I. habe genügt, und der Deutsche Kaiser hörte auf, zu regieren. In den Befreiungskriegen habe sich das deutsche Volk erhoben und der Eroberer sei gestürzt, aber das deutsche Kaisertum sei nicht wieder auferstanden. Man müsse es laut sagen, daß der Deutsche Bund, der uns die Einigkeit hätte bringen sollen, nur gegen die deutschen Völker fest zusammengehalten habe, indem er, wenn sie sich regten oder sich ein wenig Luft machen wollten, gleich mit Löschen und Dämpfen, mit Untersuchungskommissionen und Kerkern bei der Hand gewesen sei. Das kostspielige Militär habe er nur gegen den Feind im Innern unterhalten, während er gegen den äußeren Feind soviel wie nichts getan habe. „Damit das in Zukunft anders werde" (so sprach Strauß unter dem rauschenden Beifall seiner Zuhörer), „soll fürs erste ein deutsches Bundeshaupt ernannt und diesem fürs zweite ein vom Volke gewählter Reichstag aus allen deutschen Stämmen zur Seite gesetzt werden. Es wird manches neu zu begründen, manches anders zu ordnen sein. Die einzelnen deutschen Fürsten, bisher jeder Herr für sich, werden sich einem Oberhaupt unterordnen müssen.... Nicht mehr soll der Bundestag als eine finstere, lichtscheue Macht mit geheimen Beschlüssen im Hintergrunde stehen, sondern offen vor den Augen und Ohren des ganzen Volkes soll fortan ein Reichstag sich beraten, offen sollen mit ihm die Minister des deutschen Reichsoberhauptes verhandeln, und was sie beschließen, dem soll in allen deutschen Landen nachgelebt werden. Sie werden ein deutsches Gesetzbuch ausarbeiten, damit von Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meer und den Alpen nur einerlei Recht gelte. Sie werden öffentliches, mündliches Gerichtsverfahren mit geschworenen Richtern einführen, damit kein Deutscher mehr hinter verschlossenen Türen und nach stummen Akten gerichtet werde. Sie werden einerlei Maß und Gewicht festsetzen, sie werden alle Zollschranken im Innern vollends aufheben, werden auf deutschen Schiffen die deutsche Flagge aufpflanzen, und eine deutsche Flotte zum Schutz der deutschen Küsten, zum Schutz des deutschen Handels, der deutschen Auswanderung, überhaupt der deutschen Interessen in fernen Ländern, gründen."

Natürlich konnte ein Mann wie David Friedrich Strauß, schon damals auf dem Standpunkt des reinen Humanismus stehend, nicht anders, als das Evangelium der Freiheit, der Gleichberechtigung aller Konfessionen vor dem Gesetz, sowie die Notwendigkeit gründlicher Reformen predigen. Jeder möge nach seiner Fasson glauben und selig werden und daher verlange er, daß man jedermann in seiner Überzeugung unangetastet lasse. Er achte jede Religion, aber auch der Irreligiöse, sofern er seine Pflichten tue, bedürfe ebenso des staatlichen Schutzes. Der wahre Menschenfreund dürfe sich nicht zum Werkzeug des religiösen Fanatismus und des Aberglaubens hergeben. Die Grundsätze, zu denen er sich bekenne, finde er in dem Spruch niedergelegt: „Selig sind, die reines Herzens sind," „Selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen," „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet," „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" und „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen". Daß einer solche Sprüche in seinem Herzen bewahre und vor allem im Handeln ausübe, darauf komme es an. Wer sich an sie halte, der werde ein rechtschaffener Bürger, ein treuer Gatte und Vater, ein dienstfertiger Nachbar, überhaupt ein guter Mensch sein, wenn er auch gegen sämtliche Wundererzählungen der Bibel noch so viele gelehrte Zweifel hätte. Vor allem aber müsse an der geistigen und sittlichen Bildung sowie materiellen Erleichterung des Volkes gearbeitet werden, die Schulen müßten gehoben, das Los der Schullehrer verbessert werden. Die Heranbildung vernünftiger und sittlicher, unterrichteter und aufgeklärter Staatsbürger auch auf dem Lande sei eine zwingende Notwendigkeit. Die Kirche müsse vom Staate getrennt werden und die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntnis mehr gebunden sein. Ob einer seine Kinder taufen oder beschneiden lasse oder nicht, ob er die katholische Messe oder die protestantische Predigt besuche oder aber es vorziehe, sich zu Hause auf seine Weise zu erbauen, wenn er nur die Gebote der Moral und Menschlichkeit befolge, müsse er unser Bruder und Mitbürger sein, soll er wählen und gewählt werden und Ämter bekleiden dürfen, wie jeder andere. Die Gedrückten müssen durch gleichere Verteilung der Lasten erleichtert werden. Wenn jeder nach dem Maße seiner Kräfte zum Wohle der Allgemeinheit beisteuere, werde keiner mehr über seine Kräfte angestrengt sein. Die Arbeiter müssen gegen ungerechten Druck von seiten der Arbeitgeber geschützt werden.

Es sei die Pflicht der Gesellschaft, ihnen Gelegenheit zu geben, durch genossenschaftliche Vereinigungen ihr Los selbst zu erleichtern. Vor allem aber müssen sie durch sorgfältigere Jugendbildung und Gelegenheit zur geistigen Entwicklung zu Menschen gemacht und sie vor den Lastern des Trunkes, der Unzucht und der Verschwendung bewahrt werden, wenn eine gründliche Verbesserung ihres Loses ermöglicht werden soll. Die Abgaben müssen gleicher als bisher verteilt und Kapital und Einkommen von jetzt ab in gleichem Verhältnis wie Gewerbe und Grundbesitz zum Tragen der öffentlichen Lasten herangezogen werden. Grund und Boden müßten befreit sein, und außer den Staats- und Gemeindesteuern dürfe niemand mehr noch weitere Abgaben entrichten. Dem Gewerbestand, besonders den sogenannten kleinen Leuten, müsse unter die Arme gegriffen werden, und zwar durch Gründung von Staatsbanken, Darlehnskassen usw. Freilich dürfe man vom Staate nicht alles verlangen. Wer auf einen grünen Zweig kommen wolle, sehe zu, wo er bleibe, die Gesetzgebung könne nur Schranken wegreißen und uns Luft und Spielraum zu freier Bewegung verschaffen, aber regen und rühren müssen wir uns selber.

Strauß forderte auch mit Nachdruck die Emanzipation der Juden, und er tat dies namentlich in der Rede, die er in dem Rathause zu Schwieberdingen am 23. April 1848 hielt. Seine schönen und edlen Worte mögen hier auszugsweise folgen: „Vor hundert Jahren, da galt es als ausgemacht, daß jeder Andersgläubige, und nun vollends der Ungläubige, des Teufels sei. Nicht bloß von Heiden und Juden glaubte das der Christ, sondern auch von Protestanten der Katholik und hinwiederum der Protestant vom Katholiken, so daß, wenn beide Teile recht gehabt hätten, das Wunderliche herauskommt, daß dann der Böse beide Teile, mithin die gesamte Christenheit, gehabt haben würde. Unterdessen ist es heller in den Köpfen geworden, und wie man keine Hexen mehr bei uns verbrennt, so wird auch der Andersgläubige nicht mehr von vornherein verdammt. Wir leben in einem christlichen Lande, aber derjenige würde unter uns für einen rohen Menschen gelten, welcher behaupten wollte, daß es keine rechtschaffenen Juden gebe. Wir leben in einem vorzugsweise protestantischen Lande, und doch erkennen wir Ehrenmänner genug unter den Mitgliedern der katholischen Kirche an. Ich nun bin freilich kein Katholik und kein Jude — nicht einmal Deutsch-Katholik —, ich bin nicht

bloß ein Andersgläubiger, sondern sie sagen, daß ich ein Ungläubiger sei. Man nennt, wie ihr wohl schon gehört habt, einen solchen Vogel wie ich bin, einen Philosophen. Was das sagen will, das euch auseinanderzusetzen, wäre diesmal von gar zu langer Hand. Aber nehmt einmal an, ein Philosoph sei ungefähr ein Heide, so sagt ja der Apostel: Wenn nun die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur tun des Gesetzes Werk, so sind sie ihnen selbst ein Gesetz, d. h. auch sie können möglicherweise rechtschaffene Menschen sein." Und bei einem anderen Anlaß, in der Rede, die er in der Hauptversammlung im Schloßhofe zu Ludwigsburg einige Tage später hielt, warnte er ernstlich vor konfessioneller Unduldsamkeit, indem er hervorhob, daß man auf dem Altar des einen Vaterlandes nicht nur die provinziellen Sonderinteressen, sondern auch den alten religiösen Hader, der Deutschland schon seit drei Jahrhunderten so manche Wunden geschlagen habe, opfern müsse. Mit den feierlichen Worten apostrophierte er seine Wähler: „Alle wollen wir, Christ und Jude, Katholik und Protestant, Lichtfreund und Philosoph, einmütig zum großen Werke zusammenwirken und am wenigsten es uns einfallen lassen, irgendeinen, der sich als Arbeiter an dem Bau des neuen Deutschland anbietet, wenn er nur sonst tüchtig ist, um seiner religiösen Meinungen willen zurückzuweisen. Heuer, vor zweihundert Jahren ist der Westfälische Friede geschlossen worden, welcher dem dreißigjährigen Religionskrieg in Deutschland ein Ende machte, aber den Haß, das Mißtrauen, die Intoleranz und Engherzigkeit der religiösen Parteien fortbestehen ließ. Zeigen wir, daß wir in zweihundert Jahren weiter gekommen sind, daß wir gelernt haben, jede ehrliche Überzeugung zu achten und den rechtschaffenen Mann auch im Andersgläubigen nicht zu mißkennen."

Der vermittelnde, versöhnende und vereinigende politische Standpunkt, den Strauß in der Württembergischen Ständekammer einnahm, war freilich gar nicht nach dem Geschmack der roten Republikaner, die von einem Nationalliberalismus, einem Kompromiß nichts wissen wollten, sondern deren ganze Politik darin bestand, mit dem Kopfe durch die Wand zu gehen. Die Mehrheit des Parlaments huldigte ausschließlich republikanischen Tendenzen, und da war für einen solchen sonderbaren Schwärmer wie Strauß, der nur in einer konstitutionellen Monarchie, in einem mächtigen Deutschland unter der Hegemonie Preußens das Heil erblickte, kein Platz.

Zusammenstöße und Friktionen konnten nicht ausbleiben, und so gestaltete sich denn seine ganze parlamentarische Tätigkeit, wie ich schon oben hervorgehoben habe, zu einer recht unerquicklichen, besonders als die Kammer nach der Erschießung Robert Blums in Wien 9. November 1848 diesen als Märtyrer feierte und mit seinem Andenken einen Kultus trieb, dessen Spitze sich gegen die Monarchie richtete. In den Briefen, die er um jene Zeit an seinen Bruder Wilhelm Strauß und an seine Freunde Rapp, Märklin, Vischer und viele andere richtete, gibt er seinem Unmut über die unbehagliche Gestaltung der parlamentarischen Verhältnisse scharfen und erbitterten Ausdruck. Hier nur einige seiner Auslassungen. In einem Briefe an Wilhelm Strauß, Stuttgart, den 27. September 1848, heißt es: „In diesem Gewirr (als Mitglied der Ständekammer in Stuttgart), in welches nunmehr unsere inneren Angelegenheiten hineingetreten sind, in welchem nur der unvermeidliche Zug ins Verderben deutlich zu unterscheiden ist, fühle ich mich vollkommen gelähmt. Nichts, keine Richtung, keine Partei begeistert mich weder zu Neigung noch zu Haß, sondern während ich mich und die Dinge einem unwiderstehlichen Strom preisgegeben sehe, empfinde ich für mich nur den Ekel, in ein solches Treiben hineingeraten zu sein — einen Ekel, der mir den Hals zuschnürt und kein Wort herausläßt. Damit werden sich nun freilich meine Wähler sehr schlecht zufrieden gestellt wissen, und diese Erwägung trägt nur dazu bei, meine hiesige Stimmung zu verbessern. Mein einziger Trost ist, daß hoffentlich dieser Landtag mit der Verkündigung der Grundrechte von Frankfurt aus, welche bald in Aussicht stehen soll, sich auflöst und ich wieder hinkann, wohin ich will, welches aller Wahrscheinlichkeit nach München sein wird, wo ich wenigstens von politischem wie häuslichem Jammer wenig behelligt wäre und sein werde." Und in einer Zuschrift an Märklin, Stuttgart, den 19. November 1848, lesen wir: „Ich schwimme mit dem politischen Strom, doch ist mein inneres Verhalten dazu noch wie am ersten Tage. Es ist einem, der sich bis dahin ausschließlich mit Wissenschaft, Gemüt und Kunst abgegeben und nun an die Politik soll, wie einem, der von Ambrosia nun auf Sauerkraut und Blutwurst angewiesen wird — eine gute Kost, nur muß man sie gewohnt sein und den Magen dazu haben. In unseren Beschäftigungen sind wir eben doch unvermerkt Zikaden geworden, die vom Tau des Himmels leben und denen die Kost der Politik zu viel Erdschwere hat."

Nachdem er am 19. November in das Wespennest des Konsistoriums gestochen hatte, stach er tags darauf in das Hornissennest der republikanischen Sympathien der Kammer für Robert Blum und machte sich natürlich durch seine abweichende Meinung verhaßt und — unpopulär. Doch berührte ihn das nicht im geringsten, vielmehr freute er sich, daß ihm Gelegenheit geboten wurde, seine Überzeugung rücksichtslos auszusprechen. Natürlich war aber für ihn kein Platz mehr in einer Ständevertretung, wo man, wie er schrieb, entweder Heuchler oder Volksschmeichler sein mußte und bei jedem Schritt sich Feinde machte.

Er war, indem er sich beharrlich und unerschütterlich der Mehrheit des Parlaments entgegenstellte, alles, nur kein Realpolitiker, sonst hätte er klug geschwiegen und seine Faust nur in der Tasche geballt. Später sah er selbst ein, daß sein Verfahren nicht zeitgemäß und diplomatisch war, doch konnte und wollte er seinem Charakter und seiner Natur keine Gewalt antun. In diesem Sinne schrieb er an Märklin, Stuttgart, den 23. November 1848: „Ich übersah und verletzte die deutschen und menschlichen Sympathien, die der Getötete für sich hat, und die sich jetzt überall geltend machen; ich beging hier wieder einmal den Urfehler, der mir schon so viel geschadet hat, zu etwas mir Widerwärtigem zu lange zu schweigen und dann endlich am unrechten Orte allzu heftig loszubrechen. Weiter aber zurück liegt der Fehler, daß ich überhaupt eine Stellung, die mir so absolut widerwärtig war, gar nicht hätte annehmen oder hätte beibehalten sollen. Als mildernde Umstände treten dann freilich die Perfidie der Umsturzpartei in der Kammer, die mich in Leidenschaft versetzte, und die krankhafte Verstimmung infolge meiner Privatverhältnisse dazu. Du siehst, ich bin nicht ohne Einsicht in meine Fehler, aber leider auch nicht in bezug auf die Folgen, die sich für mich daran knüpfen."

Das Ende vom Liede war, daß er, wie wir schon erwähnt haben, sein Abgeordnetenmandat in der letzten Sitzung vor den Weihnachtsferien niederlegte, einen persönlichen Konflikt benutzend, den er mit dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses hatte.

Das Scheitern des deutschen Einheitswerkes betrübte ihn aufs schmerzlichste, aber dessenungeachtet gab er seine Hoffnung nicht auf, daß sein Ideal früher oder später verwirklicht werden dürfte. Treu und fest hielt er zu Preußen und seiner Sendung, und ebenso verleug-

nete er nie seine bisherigen Grundsätze in der Verwaltung der öffentlichen und inneren Angelegenheiten. Von seinem philosophischen Verständnis der Weltbegebenheiten und dem klaren Gesichtspunkt auch in der Politik zeugen viele seiner Bemerkungen in den Briefen, die er Anfang der 50er Jahre an Vischer u. a. richtete. So heißt es z. B. in einer Zuschrift vom August 1852 treffend: „Es ist gewiß nicht die Schlechtigkeit, Verkehrtheit, Selbstsucht dieser oder jener Individuen, Stände usw., welche das deutsche Einheitswerk nicht hat zustande kommen lassen, sondern der Gang der geschichtlichen Entwicklung, welche den österreichischen Staatenkomplex in Deutschland ein und aus demselben wieder hinaus hat wachsen, ihm gegenüber Preußen entstehen lassen usw. — zwei politische Existenzen, die sich nun mit historischem Rechte, d. h. mit historischer Macht, zu erhalten streben, sie mögen uns gefallen oder nicht; daß sich aus dieser Zerklüftung Deutschland jemals als eins herausarbeiten werde, ob das im Gang der Entwicklung Europas liegt, können wir nicht wissen, hoffen müssen wir's, aber dürfen's nicht fordern ... Neben dieser Einheitsfrage aber betrachte ich das mehr oder weniger Despotismus oder Konstitutionalismus, Junker- oder Demokratentum in den einzelnen deutschen Ländern als sehr gleichgültig."

Von seinem Scharfsinn, womit er die europäische Weltlage beurteilte, zeugen seine Urteile über Napoleon III., dessen Abenteurerwesen und gefährliches Treiben er schon zu einer Zeit durchschaute, als noch alle Welt bewundernd zu den Füßen des Usurpators lag. Hier nur einige Aussprüche über ihn, die um so interessanter sind, als die kommenden Ereignisse durchaus das hier Gesagte bestätigten: Napoleon hält sich Ideen, wie man sich Pferde hält, seinen Wagen zu ziehen. Aber ein Despotismus mit Ideen ist doch besser als der geist- und ideenlose, der Junker- und Korporalsdespotismus. Er ist es schon deswegen, weil die Ideen, einmal groß gezogen, sich notwendig am Ende emanzipieren. Der Nationalitätsidee bediente sich Napoleon als bloßen Mittels für die Zwecke seiner Herrschsucht, aber wie lange noch? Nationalität bedeutet Selbstbestimmung der Völker; von der Idee der Nationalität ist die der Freiheit in die Länge nicht zu trennen. Napoleon wird schließlich für die Freiheit gewirkt haben, er mag es wollen oder nicht. — Ich bestreite nicht, daß Napoleon III. gewisse Ideen der Zeit sich angeeignet hat, aber nur als Mittel zu seinen durchaus eigensüchtigen Zwecken. Er will in Frankreich herrschen,

darum muß er Frankreich befriedigen, für die verlorene Freiheit entschädigen, seiner Ruhm- und Raubsucht schmeicheln, und dazu paßt er jede Gelegenheit ab. Um Österreich zu zerbröckeln, rief er die Nationalitäten auf, um es in Italien zu entwurzeln, gibt er auch den Papst preis. Seine Wühlereien in Polen gelten Preußen nicht minder als Rußland, und daß er nach der Rheingrenze über kurz und lang greifen wird, scheint mir ausgemacht. Daß, wenn dies erfolgt, es mittelbar gute Folgen nach sich ziehen, uns zur Einigung und so fort helfen kann, ist möglich, das wird dann aber ganz ebenso wider seinen Willen sein, als die Erhebung Deutschlands seit 1813 wider den des alten Bonaparte war. Es hat in den Jahren 1805 usw. auch Männer, und zum Teil recht wackere Männer, in Deutschland gegeben, die für Napoleon schwärmten, und doch können wir darauf jetzt nur als auf eine beklagenswerte Verirrung zurücksehen.'

Den Schleswig-Holsteinschen Krieg, den Sieg Preußens von 1866 und die Niederlage Napoleons und Frankreichs 1870 und 1871 verfolgte er mit dem lebhaftesten Interesse, und alle diese weltgeschichtlichen Vorgänge bestärkten ihn immer mehr in seiner Vorliebe für Preußen, die er, wie gesagt, schon 1848 bei vielen Anlässen betätigt hatte. Das Recht der Herzogtümer und ihrer deutschen Herzöge während der Schleswig-Holsteinschen Wirren verteidigte er in seinem Artikel über König Wilhelm von Württemberg,[1]) und als durch den Sieg von Königgrätz Preußen tatsächlich Herr in Deutschland wurde, feierte er diese in Süddeutschland damals noch so unpopuläre Wendung des Kriegsglückes als eine unbedingte notwendige moralische und Kulturtat. Seine Anschauungen hierüber spiegeln sich auch in den zahlreichen Briefen wieder, die er um jene Zeit an vertraute Freunde schrieb. So heißt es z. B. in einer Zuschrift an Vischer — Darmstadt, 13. August 1866 —:

„Daß in Deutschland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein bestimmt sei, den Gedanken der deutschen Einheit seiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längst meine Überzeugung. Doch daß seine Übermacht so entschieden, Österreich so ganz faul und hohl sei, das wußte ich nicht, und insofern machte mich Preußens Siegeslauf, diese unwiderstehliche Vernichtung des an sich Nichtigen, ungemein glücklich. Allerdings war das siegreiche Preußen nicht

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 230 ff.

dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hatte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft konstitutionellen Preußen, aber das absolute Preußen hat ihn davon getragen. Darüber könnte ich nun grollen, statt dessen entnehme ich daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte so weit zusammen gefaßt, seine Bekenner so weit unter einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Partikularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können, nun darum ist ihm der Absolutismus mit seiner konzentrierten Kraft zuvorgekommen. Das sind Tatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen, eins nach dem anderen, und da ist, wie es scheint, die Einheit wenigstens die Grundlegung zu derselben das Eine, die Freiheit erst das Andere."

Und bei einem anderen Anlaß schreibt er an denselben Adressaten, daß es unmöglich sei, längere Zeit in Preußen zu leben, ohne sich angeweht zu finden von dem Geiste eines gewaltigen, zukunftsreichen Staates. Das Selbstgefühl, das von einzelnen Preußen hier außen uns oft verletze, tue es dort weniger, wo wir zugleich inne werden, worauf es beruhe.

Wie er über die Niederwerfung Napoleons 1870 dachte, erfährt man u. a. aus seiner Schrift über „Krieg und Frieden".[1]) 1870 veröffentlichte er bekanntlich zwei Briefe an den ihm befreundeten Ernst Renan über den Deutsch-Französischen Krieg, die damals das größte Aufsehen, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich erregten. Er sagt dort über das Verhältnis, das sich durch jene epochemachenden Ereignisse zwischen den beiden Staaten entwickelt hatte: „Wir Deutschen haben seit 1866 in jedem einzelnen Falle, da der Krieg zu drohen schien, gehofft, er würde sich noch beschwören lassen, aber im allgemeinen hielten wir einen Krieg mit Frankreich als Folge der Ereignisse jener Jahre für unvermeidlich, so unvermeidlich, daß man da und dort unter uns die tadelnde Frage hören konnte: warum Preußen nicht schon früher aus Anlaß des Luxemburger Handels z. B. den Krieg aufgenommen und die Sache zum Austrag gebracht habe? Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem 7jährigen Kriege, als Folge der beiden schlesischen des Großen Friedrich. Es hat denselben auch nicht gewollt, aber auch ge-

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 297 ff.

wußt, daß Maria Thereſia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis ſie Bundesgenoſſen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Übergewicht verzichtet ein Herrſcher, ein Volk nicht ſo leicht. Sie werden Verſuche machen, es ſich zu erhalten, bis es ihnen entſchieden genommen iſt. So damals Öſterreich, ſo jetzt Frankreich, beide Preußen gegenüber, dem, diesmal beſſer belehrt, das ganze außeröſterreichiſche Deutſchland zur Seite ſteht. Frankreich iſt ſeit den Zeiten Richelieus und Ludwig XIV. gewöhnt, die erſte Rolle unter den europäiſchen Nationen zu ſpielen, und durch Napoleon I. iſt es in dieſen Anſprüchen beſtärkt worden; dieſelben gründeten ſich auf ſeine ſtarke politiſch-militäriſche Organiſation, noch mehr auf die klaſſiſche Literatur, die ſich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich entfaltet und ſeine Sprache, ſeine Bildung zur weltbeherrſchenden gemacht hatte. Die nächſte Bedingung dieſer Herrſcherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutſchlands, das ſeiner Einheit geteilt, ſeiner Einigkeit zwieſpältig, ſeiner Beweglichkeit ſchwerfällig gegenüberſtand.

Doch jede Nation hat ihre Zeit, und, wenn ſie rechter Art iſt, nicht bloß eine . . . Im Leben der Völker wie der Einzelnen finden ſich Erfolge, wo das von uns ſelbſt lange her Gewünſchte und Erſtrebte uns in ſo fremder Geſtalt entgegentritt, daß wir es nicht erkennen, uns wohl gar unmutig und grollend davon abwenden. So war es mit dem preußiſch-öſterreichiſchen Kriege des Jahres 1866 und ſeinen Folgen: er brachte uns Deutſchen, was wir lange gewollt hatten, aber er brachte es nicht ſo, wie wir es gewollt hatten, und darum ſtieß es ein großer Teil des deutſchen Volkes von ſich. Wir hatten die Einigung Deutſchlands von der Idee, von dem Wunſche des Volkes, den Gedanken ſeiner beſten Männer aus zu Stande bringen wollen, jetzt war ſie von ſeiten der realen Macht, durch Blut und Eiſen, angebahnt . . . Es hat Zeit gebraucht, bis der deutſche Idealismus, bis auch der deutſche Eigenſinn ſich mit dem Gegebenen verſöhnte; aber die Macht, ich möchte ſagen, die Vernunft dieſes Gegebenen war ſo unwiderſtehlich, daß die beſſere Einſicht in kürzeſter Friſt die erfreulichſten Fortſchritte gemacht hat."

Strauß führt nun aus, daß Frankreich gegenüber den Siegen Preußens über Öſterreich 1866 grollend und neidiſch ſich verhielt; an ſeiner ſauren Miene gegen Preußen und den Norddbund konnte man ermeſſen, daß in beiden unſer Heil und daß an ſeinem Liebäugeln mit der ſüddeutſchen Sonderbündelei unſere ſchlimmſten Schäden liegen.

Frankreich wollte eben seinen europäischen Primat nicht aufgeben und sich das Recht behalten, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen. „Worauf stützt sich denn aber sein vermeintliches Recht auf jenen Primat?" fragt Strauß. „An Bildung hat sich Deutschland ihm längst zum mindesten gleich gestellt, die Ebenbürtigkeit unserer Literatur wird von den Vertretern der französischen anerkannt, und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unseres Volks durchdringt, werden wir von den besten Männern des französischen beneidet. Die Ausschließung der Reformation aus Frankreich, soviel sie beigetragen hat, seine politische Macht zu verstärken, so schwer hat sie sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt. Aber auch in politischer Tüchtigkeit sind wir den Franzosen, wenn auch langsam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 schien ihnen einen gewaltigen Vorsprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Fessel, die uns sonst wohl noch lange gedrückt haben dürfte; aber was wir seitdem in Frankreich gesehen haben, ist nicht dazu angetan, von einer Wettbewerbung abzuschrecken. Gemäßigte Regierungen scheinen dort nur dazu da zu sein, um unterwühlt zu werden, sich in Anarchie, wie diese sofort in Despotismus aufzulösen. Ob die konstitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmsstellungen abgerechnet) sehen, in Frankreich jemals feste Wurzel werde treiben können, haben ja auch Sie selbst bezweifelt."

Strauß meint, daß er weit davon entfernt sei, die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation zu verkennen, und daß er in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie und ein vielfach wohltätiges Ferment sehe; aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler. Die französischen Nationalfehler seien von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschnellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, denselben statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute, abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung, an der Spitze der Nationen zu stehen und die Sucht, sie zu bevormunden und auszubeuten, — diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen, seien von Ludwig XIV., von dem ersten und hoffentlich dem letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert

worden, daß der Nationalcharakter dabei den tiefsten Schaden genommen habe. Die Einheit Deutschlands, die Frankreich hintertreiben wollte, sei durch Preußen und die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten erreicht worden. Die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen Napoleons III. an den König Wilhelm von Preußen gelegen, war dem geringsten Bauer in der Mark, wie den Königen und Herzögen südlich des Mains gleich unerträglich geworden. Wie ein Sturm habe der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alle deutschen Lande geweht, und die Kriegserfolge haben bewiesen, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpfe, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühle, der Erfolg unmöglich fehlen könne. „Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst, wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Kultur und Humanität die Rede sein können."

Als Renan in einem offenen Brief an Strauß die Ausführungen des letzteren zu widerlegen suchte, hervorhebend, daß auch er dem „Volke der Denker" bei der Teilung der Erde ein Stück gönne, der Primat aber Frankreich vorbehalten sein müsse, und daß die ganze Schuld des Krieges nicht das französische Volk, sondern nur seine Herrscher treffe, richtete Strauß — Darmstadt, 29. September 1870 — einen zweiten offenen Brief an seinen französischen Kollegen, worin er aufs neue und eindringlichste in höchst geistreicher Weise die neugestalteten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich auseinandersetzte. Er hielt vor allem dem französischen Kollegen vor, daß das Verlangen nach der Rheingrenze seit mehr als 50 Jahren jeder Franzose mit der Muttermilch eingesogen habe, und daß es in hohem Grade töricht sei, wenn behauptet werde, Preußen sei Napoleon III. Dank dafür schuldig, daß er den Krieg von 1866 habe geschehen lassen. „Welch seltsame Großmut," sagt Strauß mit schneidender Ironie, „wird Preußen zugemutet mit dem Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Sieg errungen, den Nachbar, der nichts dazu, aber auch nichts dawider getan, einen Lohn ausbezahlen sollen, den es nicht versprochen, der andere nicht verdient hatte! Oder

wenn je von einem Dank geredet werden soll, gut, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung auch nur ein negativer Dank. Dieses Negative hatte ja Preußen Napoleon schon im voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte."

Auch in dieser Schrift spricht sich Strauß in wärmster, ja begeisterter Weise über Preußen und das preußische Volk aus, die Angriffe und Schmähungen Renans zurückweisend. So sagt er einmal: „Gewiß, auch wir Süddeutschen wünschen das Aufgehen Preußens in Deutschland. Aber es geht uns damit wie jenem Kirchenvater mit dem Geschenk der Keuschheit. Wir wünschen es, doch nicht so geschwind. Wir übrigen Deutschen können die Einwirkung des unvermischten preußischen Wesens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen. Wir haben von Preußen als solchem noch viel zu lernen. Ich bin ein Süddeutscher, kann also hier keiner Parteilichkeit verdächtig sein . . . Eins muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart eigenliebig befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als ‚politisches Tier' ist er dem Süddeutschen überlegen. Er verdankt dies teils der Natur seines Landes, das, kärglich ausgestattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt, teils seiner Geschichte, der Zucht und Schulung unter harten, aber tüchtigen Fürsten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußischen und hoffentlich nun des gesamten deutschen Staates. Dieses Institut macht den Staat und die Pflicht gegen denselben in allen Schichten der Bevölkerung gleichsam allgegenwärtig . . . Glauben Sie mir, mit dem so geschulten Preußen verglichen, sind wir Süddeutschen doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachsehen wollen, gemütliche Bummler. Mit unserer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewisse Bequemlichkeit, Lässigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben so gern nach Herzenslust, während in Preußen, möchte man sagen, der kategorische Imperativ seines großen Philosophen als staatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt."

Die Annahme Renans, daß die süddeutschen Küchlein sich nur deshalb willig unter die Fittiche des preußischen Adlers ducken, weil sie da Schutz vor dem gallischen Hahn mit seinem ewigen Scharren und Krähen zu finden glauben, daß sie jedoch, wenn dieser aufhöre, zu drohen, sich schon wieder hervormachen und auf eigene Füße stellen werden, worauf dann die deutsche Einheit wieder in die Brüche

gehen dürfte, weist er aufs schroffste zurück, und die 37 Jahre, die seitdem verflossen sind, haben dem großen Polemiker vollständig recht gegeben. Er ruft ihm spöttisch zu: „Wir sehen — in dem Wunsche Renans, daß die süddeutschen Elemente sich von Preußen loslösen mögen — nichts anderes als den Wunsch jenes Römers, eines edlen hochherzigen Mannes ohne Zweifel, und der nichts dafür konnte, daß er eben nicht noch Römer war und blieb: das Wort des Tacitus mein' ich, wo er die Götter bittet, unter den jugendfrischen germanischen Stämmen zum besten des alternden Roms die Zwietracht erhalten zu wollen. Nein, wenn erst unsere Heere sieggekrönt über den Rhein in ihre heimatlichen Gaue zurückkehren, wenn sie so manchen nicht mehr mit heimbringen werden, der froh und frisch mit ihnen ausgezogen war, dann werden sie uns als den besten und nicht zu teuer erkauften Siegespreis die Unmöglichkeit zurückbringen, daß, die jetzt in so vielen Schlachten sich zur Seite gestanden, für dieselbe Sache gegen denselben Feind gekämpft und geblutet haben, jemals wieder sich sollten feindlich gegenüberstehen, ja nur jemals voneinander lassen können. Das Blut seiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutschlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben, denn auch in diesem Sinne ist ein wahres Wort: ‚Blut ist ein ganz besonderer Saft'."

Die noch jetzt in jeder Beziehung hochinteressante, lesenswerte und keineswegs veraltete Schrift, schließt mit den schönen Worten: „Wenn die Franzosen ihre inneren Angelegenheiten ebensowohl bestellen, wenn sie aus diesem Krieg sich die Lehren ziehen, die so unverkennbar in demselben liegen, wenn auch das äußere Hindernis, das in der Erstarkung Deutschlands liegt, sie abhalten wird, von neuem falsche Bahnen einzuschlagen, dann wird es um beide Völker gut stehen. Europa wird alle Ursache haben, mit den neuen Zuständen zufrieden zu sein, die Menschheit wird in ihrer Entwicklung einen bedeutenden Schritt vorwärts getan haben, und die Männer, die es als ihren Beruf betrachten, für diesen Fortschritt zu wirken, werden sich von neuem freudig die Hand reichen können."

Für den politischen Scharfblick und das psychologische Verständnis Strauß' für gewaltige geschichtliche Erscheinungen ist der Umstand in hohem Grade bezeichnend, daß er die Bedeutung Bismarcks frühzeitig erkannte, als dieser noch der bestgehaßteste Mann in Preußen war. Er stand in dieser Beziehung jahrelang vereinzelt

da. Friedrich Vischer, Kuno Fischer und viele andere griffen in ihren Briefen an Strauß den leitenden Staatsmann Preußens aufs heftigste an; speziell in der Konfliktszeit ließen sie an ihm kein gutes Haar. Er dagegen verteidigte ihn lebhaft, vor dem staatsmännischen Genius dieses außergewöhnlichen Mannes sich beugend; so heißt es einmal in seinen „Unpolitischen Gesprächen“:

„Wenn man zurücksieht, wie anfangs in Schleswig-Holstein Österreich Preußen von einem Handel zurückzuhalten suchte, der nur Preußen, nicht aber Österreich Vorteil versprach, wie es dann, von Preußen halb widerwillig zur Mitwirkung fortgerissen, nach dem Frieden den Sekundanten Preußens spielte, um ihm nicht den ganzen Vorteil zu lassen, doch mit der täglich klarer sich herausstellenden Aussicht, ihm denselben schließlich doch lassen zu müssen, überblickt man diesen Umschwung, so wird man dem Staatsmann, der denselben hauptsächlich herbeigeführt hat, loben müssen.“

In einer Zuschrift an Kuno Fischer, Darmstadt, 4. August 1866, heißt es: „Mag Bismarck Sünden auf dem Gewissen haben, soviel er will, jetzt büßt er sie reichlich ab, da er sein Werk durch alte Weiber verpfuscht sehen muß. Dieses Freigeben von Sachsen bedeutet auch weiterhin nichts Gutes, bricht der ganzen Annexion die Spitze ab; denn mit welchem Rechte will man diejenigen verschlucken, die erst im zweiten Aufgebot der Feinde standen, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden vorangeht, durchschlüpfen läßt? . . Die Preußen haben ein Recht, auf den Süden verächtlich herabzusehen, der in allen Kriegen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite steht: Zu Napoleons Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der roten Demokratie, 1859 und 1866 bei Österreich. Es mag ganz heilsam sein, diese Süddeutschen vorerst noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erst gründlich gelangen zu lassen, sie eine gute Weile klopfen zu lassen, ehe man ihnen die Tür aufmacht.“

In einem Briefe an Rapp — Ludwigsburg, 18. Oktober 1873 — stellt er einen interessanten Vergleich zwischen dem großen englischen Staatsmann Robert Peel und Bismarck an, worin er den letzteren über jenen stellt. Sein Urteil lautet dahin:

„Robert Peel war kein genialer Staatsmann wie Bismarck, aber darum nicht weniger verdienstvoll. Nichts glänzt an dem Mann, aber alles ist gediegen, an Gewissenhaftigkeit, Selbstverleugnung, Opferfähigkeit stehen wenige über ihm; zugleich bestätigt er den

Satz (wie Bismarck von anderer Seite auch), daß die besten Staatsmänner in der Regel nicht von links aus der Opposition, sondern von rechts, von konservativer Seite kommen. Wenn ein solcher sich entschließt, mit der Zeit und ihren Anforderungen fortzuschreiten, so hat er vor den anderen jedenfalls die Gewohnheit des Beharrens auf der historischen Grundlage des stetigen Verfahrens voraus, er wird nicht leicht etwas übereilen, wohl einmal etwas verzögern — was weit weniger schadet, als das andere."

Die sogenannte Blut- und Eisenpolitik des preußischen Ministerpräsidenten — im Jahre 1866 — hatte seine volle Sympathie, da er aus der Geschichte längst zu der Überzeugung gelangt war, daß der Zwiespalt zwischen Österreich und Preußen und die Frage der Hegemonie in Deutschland nur mit der Schärfe des Schwertes gelöst werden konnten. In diesem Sinne schrieb er an Rapp — Darmstadt, 12. Juli 1866 —:

„Preußen kann nur mit dem deutschen Volk hinter sich auch Napoleon entgegentreten. Mein politisches Glaubensbekenntnis kann ich kurz und bündig so fassen:

1. Deutschlands Gesamtverfassung ist so verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nichts mehr, sondern nur noch durch Gewalt zu helfen ist.

2. Diese Gewalt kann von oben oder von unten kommen.

3. Von unten wurde sie 1848 versucht und es ist mißlungen.

4. Preußen versucht jetzt von oben und es ist deshalb gelungen.

5. Um ganz zum Ziele zu führen, müßte sich die Aktion von oben mit der von unten kombiniert haben oder noch (wenn möglich) kombinieren.

Anders kann ich es auch so ausdrücken:

Österreich hasse ich.

Die Mittelstaaten und ihre Politiker verachte ich.

Vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht, aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen."

Auch in bezug auf die Abneigung gegen Österreich war er von jeher ein Gesinnungsgenosse Bismarcks; er gibt derselben wiederholt in seinen Schriften und Briefen scharfen, zuweilen drastischen Ausdruck. Mag aus der Fülle seiner Ausführungen hier nur die eine Stelle aus einer Zuschrift an Julius Meyer — Heilbronn, 18. Oktober

1862 — mitgeteilt werden: „Österreich ist die babylonische Hure, die dem deutschen Stamm ihren Taumelwein einschenkt, die Circe, die die Gefährten des klugen Odysseus in Esel verwandelt, der Klumpfuß an dem sonst wohlgebildeten Körper unseres Volkes."

Von Jahr zu Jahr wuchs seine Verehrung und Bewunderung für den unerreichten Meister der Staatskunst, und selbst einzelne reaktionäre Minister, die unter Bismarcks Regime im liberalen Süddeutschland viel böses Blut machten, verminderten nicht die außerordentliche Sympathie, die der Süddeutsche für den Einiger Deutschlands empfand. So heißt es in dem zweiten offenen Brief Strauß' an Renan: „Wir werden es dem deutschen Adel nie vergessen, daß er uns einen Bismarck und Moltke, wie früher einen Stein und Gneisenau gegeben hat." Es schmerzte ihn allerdings, daß die Freiheit in Preußen mit der Einheit nicht Hand in Hand ging. Die Junkerherrschaft perhorreszierte er und er bekämpfte z. B. aufs entschiedenste den Kultusminister Mühler, der in einem Staate, der sich so gern den „Staat der Intelligenz" nennen hörte, geradezu den Hohn herausfordere. Doch meinte er, daß auch das reaktionäre Element vorübergehen und daß das Licht der Freiheit schließlich doch siegreich hervorbrechen werde. Die Hoffnungen werden sich um so sicherer realisieren, je weniger das preußische Offizierwesen den adligen Offizierstand zur Voraussetzung habe. Es sei keineswegs der Junker, den der preußische Soldat in seinem Offizier respektiere, sondern der Vorgesetzte. Weiterhin seien musterhaft die Ordnung des Dienstes und das Gesetz des Staates, sowie das preußische Militärsystem, das vornehm und gering, reich und arm unter die gleiche Fahne stelle, das der gleichen Ordnung unterliege, zu den gleichen Opfern heranziehe (Opfer, die übrigens auch in diesem Kriege der Adel im schönsten Wetteifer mit dem Bürger- und Bauernstand gebracht habe), all dies seien im besten und gesundesten Sinne demokratische Institutionen.

* *
*

An diese Analyse von Strauß als Politiker, Parlamentarier und Parlamentsredner seien hier noch einige Aussprüche von ihm über Staat, Verfassung, Krieg und Frieden, Todesstrafe usw., die das politische Charakterbild unseres Autors wesentlich zu ergänzen geeignet sind, mitgeteilt:

„Ich bekenne offen, solange wir noch in Europa sind, will ich lieber russisch als demokratisch regiert sein. — Daß in unserer Vielherrschaft unser Unglück besteht, weiß und empfinde ich klar und tief." (Aus einem Brief an Vischer, Weimar, 26. Februar 1852.)[1])

„.... Soll ich es einmal mit der dynastischen Selbstsucht halten, so tue ich es lieber mit der großen wie mit der kleinen; jene bringt doch einmal etwas Großes und Gutes zustande, diese nie."

„Der König Wilhelm von Württemberg hatte in seinem Wesen verschiedene der Eigenschaften, welche zur Grundlage einer tüchtigen Regentennatur gehören. Er war ein Mann von hellem Verstande, nüchterner Sinnesart, mäßigen Leidenschaften, beharrlicher, zäher Lebenskraft. Bewahre der Himmel jedes Volk vor einem Fürsten, bei dem es sich umgekehrt verhält! Der vorwiegend nur Gemütliche wird schwach und zum Schlimmsten zu verleiten, der Geist- und Phantasiereiche ohne hinlängliche Widerlage von seiten des Verstandes und Willens haltungs- und bodenlos sein. Aber der vorzugsweise Verstandes- und Willenskräftige ohne die mildernde und erhebende Einwirkung jener anderen Faktoren wird leicht zum engherzigen Egoisten, der im niederen Kreise des Zweckmäßigen und Nützlichen tüchtig, gegen jede höhere ideale Anforderung sich mehr und mehr verschließt.... Er war arbeitsam, ordnungsliebend, wirtschaftlich, in seinem täglichen Leben von soldatischer Einfachheit, ein Feind von Prunk und Repräsentation und, ein paar kostspielige Liebhabereien abgerechnet, auf das Solide, Nützliche gerichtet..... Nur Gemüt und Phantasie waren ihm in verkürztem Maße zuteil geworden." (Aus „König Wilhelm von Württemberg".)[2])

Nur in dem geregelten Zusammenwirken der fürstlichen Gewalt und der Volksvertretung liegt die menschenmögliche Wirtschaft für die Förderung des Gemeinwohls, nur hier also ruht auch die Souveränetät. („Schwäbischer Merkur", 6. April 1848.)

---

[1]) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Bonn, 1894.
[2]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 222 ff.

Gewitter reinigen die physikalische, Krieg die moralische Luft.

Ein fauler Friede heilt sich durch einen gesunden Krieg. Ich meine natürlich nicht solche Kriege, die der Laune eines Herrschers entspringen, sondern solche, die aus den äußeren und inneren Verhältnissen der Völker mit Notwendigkeit hervorgehen, über deren Zweck man daher den Söhnen des Vaterlandes nicht erst Auskunft zu geben braucht, da er vor aller Augen, in aller Herzen liegt.

Die Abschaffung des Krieges ist nichts Unmögliches, aber ist sie etwas Wünschenswertes? Und wäre es die Abschaffung der Gewitter, selbst wenn sie möglich wäre, wo bliebe dann die Luftreinigung? Darum Blitzableiter hergestellt, Feuerversicherungen errichtet, je mehr, je besser, aber Gott gedankt, daß es noch Gewitter gibt. Es ist mit dem Krieg wie mit der Todesstrafe: Beschränkung menschlicher Macht, soviel als möglich, aber beileibe nicht abschaffen.

„Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad,"

sagt der Dichter; nicht zum Vorteil des Krieges, sondern der friedlichen Verständigung, die auch den Umweg nicht scheut. Eigentlich sagt es nicht der Dichter, sondern sein Diplomat Oktavio. Man mag dem Kriegsgott mit Recht viel Übles nachsagen, aber eben jenes gerade ist seine gute Seite. Sein Kollege Merkur, der Gott der Kaufleute und der Diebe, wie er in unserem alten lateinischen Wörterbuch hieß, und sicherlich auch der Diplomaten, liebt die krummen Wege — er trägt ja den Schlangenstab —; durch diese diplomatischen Schlangenkrümmungen führt der redliche Kriegsgott mitten durch.

Welcher Unterschied des individuellen und moralischen Wertes und ebenso der politischen Bedeutung auch zwischen einem Alexander und einem Attila, einem Cäsar und Napoleon stattfinden möge, weltgeschichtliche Hebel bleiben sie allesamt. Wir können uns die Entwicklung der Menschheit, den Fortschritt ihrer Kultur, ohne ihr Eingreifen nicht denken. Sofern das Mittel des Eroberers, der Krieg, nun eben dieses eherne Werkzeug ist, das den Völkern so blutige Wunden schlägt, so hat sich in unseren Zeiten der humane Eifer geradezu gegen den Krieg gewendet. Man erklärt ihn für

schlechthin verwerflich, bildet Vereine, hält Versammlungen, um auf seine völlige Abschaffung hinzuwirken. Warum agitiert man nicht auch für die Abschaffung der Gewitter? Muß ich hier immer wieder fragen. Das eine ist nicht bloß wenig möglich, sondern wie die Dinge nun einmal liegen, auch so wenig wünschenswert wie das andere. Wie sich in den Wolken immer Elektrizität ansammeln wird, so wird sich in den Völkern immer von Zeit zu Zeit Kriegsstoff ansammeln. Niemals werden die Nationen und Staaten der Erde ganz so gegeneinander abgegrenzt und abgewogen sein, wie es ihren Bedürfnissen oder Ansprüchen für immer gemäß ist; und ebenso werden im Innern der einzelnen Staaten bisweilen Verschiebungen, Hemmungen, Stockungen eintreten, die in die Länge unerträglich sind. Beim Parteienkampf innerhalb desselben Volkes läßt sich in den meisten Fällen durch friedliche Verständigung helfen. Zwischen zwei Völkern mögen sich untergeordnete Punkte durch freigewählte Schiedsgerichte schlichten lassen; im Streit über Lebens- und Machtfragen dagegen werden sie sich vielleicht eine Zeitlang zu vertragen suchen, in der Regel jedoch wird der Vertrag nur ein Waffenstillstand sein, bis das eine für sich oder durch Bundesgenossen sich so stark glaubt, um losbrechen zu können. Die ultima ratio der Völker wie sonst der Fürsten werden auch ferner die Kanonen sein. Ich sage: sonst der Fürsten, denn darauf ist ja in allen Wegen hinzuwirken und es macht sich auch mehr und mehr von selbst, daß ehrgeizige Fürstenwillkür immer weniger imstande sein wird, für sich Krieg anzufangen. Napoleon III. hätte den letzten Krieg nicht erklärt, wenn er nicht sein unruhiges und eitles Volk hinter sich gewußt, ja, sich von demselben gedrängt gefühlt hätte. Und König Wilhelm hätte dem Kriege auszuweichen gewußt, wenn er sich nicht bewußt gewesen wäre, mit der Aufnahme desselben nach dem Sinn und den braven Herzen des deutschen Volkes zu handeln. Diesmal war die Annahme des Krieges von Deutschlands Seite ein rein rationeller Akt: wäre Kant selbst Minister des Königs von Preußen gewesen, er hätte ihm nicht anders raten können; das setzt aber schon von der anderen Seite Leidenschaft und Unvernunft voraus und an dieser wird es, solange Menschen Menschen bleiben, bei Völkern wie bei einzelnen niemals fehlen. Die Kriege werden seltener werden, aber aufhören werden sie nicht.

Die Assekuranzgesellschaft des kleinstaatlichen Partikularismus und dynastischen Egoismus mit den zähen Wurzeln, die sie in den Vorurteilen und der Abneigung der Stämme hatte, gehörte zum Schlechtesten, was wir in Deutschland hatten; wenn durch sie bisweilen etwas Gutes bewirkt, oder etwas Übles verhindert worden ist, so ist dies zufällig geschehen. Ihr innerstes Bestreben war jederzeit darauf gerichtet, das eine, was dem deutschen Volke vorerst nottat, was insbesondere die Bedingung jedes nachhaltigen, kräftigen Auftretens nach außen ist, seine politische Einigung, mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Ein sehr freisinniger Alter hat gesagt: „Auch unter bösen Fürsten können große Männer wirken." (Gesammelte Schriften, Band 2, Ludwig Thimoteus Spittler. Seite 113.)

Was die verschiedenen Staatsformen betrifft, so darf man wohl dermalen für die bei uns in Deutschland vorherrschende Ansicht die betrachten, daß an sich zwar die beste Staatsform die Republik, diese jedoch in Anbetracht der Umstände und Verhältnisse vor der Hand für die europäischen Großstaaten noch nicht an der Zeit, bis auf weiteres mithin und auf einen nicht genau festzustellenden Termin mit der so leidlich wie möglich zu gestaltenden Monarchie vorlieb zu nehmen sei. Dies ist immerhin schon ein Fortschritt der Einsicht in Vergleichung mit der Zeit vor 24 Jahren, wo eine zahlreiche Partei unter uns die Monarchie als überwundenen Standpunkt betrachtete, und geradewegs auf die Republik lossteuern zu können meinte. Die Frage indes, welche an sich die beste Staatsverfassung sei, bleibt immer schief gestellt. Sie gleicht der Frage, welches die beste Kleidung sei; einer Frage, die sich ohne Rücksicht auf Klima und Jahreszeit einer-, auf Alter, Geschlecht und Gesundheitszustand andererseits gar nicht beantworten läßt. Eine absolut beste Staatsform gibt es nicht, weil die Staatsform wesentlich etwas Relatives ist. Die Republik kann für die Vereinigten Staaten in den unermeßlichen Räumen Nordamerikas, denen von keinem Nachbar, höchstens von den Parteien im eignen Innern Gefahr droht, sie kann für die Schweiz in ihren Bergen, deren Neutralität überdies durch das eigene Interesse der Nachbarstaaten garantiert ist, vortrefflich, und darum doch für Deutschland, eingeklemmt zwischen

dem um sich greifenden Rußland und dem stets unruhigen, jetzt noch dazu rachebrütenden Frankreich, verderblich sein.

(Aus „Der alte und der neue Glaube", Seite 177.)

Daß der blinde Zufall der Geburt ein Individuum über alle andern erheben, es zur bestimmenden Macht über die Schicksale von Millionen machen, daß dieser eine, trotz möglicherweise beschränkter Geisteskräfte oder verkehrten Charakters, der Herr, und soviel bessere und intelligentere als er seine Untertanen heißen, seine Familie, seine Kinder hoch über allen andern Menschenkindern stehen sollen —, dies verkehrt, empörend, mit der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen unvereinbar zu finden, dazu braucht es nicht viel Verstand; weswegen derlei Redensarten auch jederzeit den beliebten Tummelplatz demokratischer Plattheit gebildet haben. Mehr Geduld, mehr Selbstverleugnung, tieferes Eindringen und schärferen Blick erfordert es, zu ermessen, wie gerade in dieser Stellung eines einzelnen mit seiner Familie auf einer Höhe, wo der Streit der Interessen und Parteien ihn nicht erreicht, wo er jedem Zweifel an seiner Befugnis, jedem Wechsel außer dem natürlichen, den der Tod herbeigeführt, entnommen, aber auch in diesem Falle ohne Wahl und Kampf durch den gleichfalls natürlich vorher bestimmten Nachfolger ersetzt ist — es liegt weniger auf der Oberfläche, sage ich, wie eben hierauf die Stärke, der Segen, der unvergleichliche Vorzug der Monarchie beruht. (A. a. O. Seite 180.)

Ich bin ein Bürgerlicher und bin stolz darauf, es zu sein. Der Bürgerstand, man mag von beiden Seiten her reden und spotten, soviel man will, bleibt doch immer der Kern des Volkes, der Herd seiner Sitte, nicht allein Mehrer seines Wohlstandes, sondern auch Pfleger von Wissenschaft und Kunst. Der Bürgerliche, der sich zu ehren meint, wenn er die Erhebung in den Adelstand nachsucht oder gar erkauft, schändet sich in meinen Augen; und selbst, wenn ein verdienter Mann aus dem Bürgerstande die ihm als Belohnung gebotene Standeserhöhung dankbar annimmt, zucke ich die Achseln als über eine mitleidswerte Schwäche. Dabei bin ich indes weit entfernt, ein Feind des Adels zu sein, oder seine Abschaffung als wünschenswert zu halten. Wer es mit der Monarchie aufrichtig meint, darf das nicht. Was ein Thron über einer nivellierten

Gesellschaft bedeutet, haben wir wiederholt in Frankreich gesehen. Umgekehrt, was ein rechter Adel zu leisten vermag nach beiden Seiten hin, als Wahrer der Volksfreiheiten wie als Stütze einer gesetzlichen Königsmacht, sehen wir noch heute in England. In den organischen Bau einer konstitutionellen Monarchie gehört ein tüchtiger Adel als unentbehrliches Glied herein, und es kann sich nicht darum handeln, ihn hinauszuwerfen, sondern nur, ihm seine rechte Stellung anzuweisen. Dies beruht in erster Linie auf großem Grundbesitze, und die Gesetzgebung muß es dem Adel — wie freilich auch den hochbegüterten Bürgerlichen — möglich machen, diesen Besitz innerhalb gewisser Schranken unzersplittert zu erhalten. Ebenso hat ihm die Verfassung, an der Seite der Großindustrie und sozusagen der Großintelligenz, einen verhältnismäßigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewähren. (A. a. O. Seite 181.)

Der Ackerbau ist die Grundlage, auf welcher nicht allein Nahrung und Wohlstand, sondern auch Kraft und Sittlichkeit eines Volkes beruht. Folglich, wenn dieses Fundament, der Bauernstand, sinkt, senkt sich das ganze Staatsgebäude und droht den Einsturz. Die Lasten mithin, welche Grund und Boden drücken, nach Möglichkeit wegzuräumen, durch gleichere Verteilung der Steuern zu machen, daß der Arbeiter auf dem Felde und im Weinberge seines Schweißes froh werde, daß ihm Zeit und Freudigkeit übrig bleibe, auch seinen Geist und sein Gemüt menschlich zu bilden — das wird die Grundaufgabe der Staatsweisheit bleiben. (Aus sechs theologisch-politische Volksreden, Gesammelte Schriften, Band I, Seite 263.)

Was hilft dem Volke die Freiheit, wenn es hungert, wenn es friert, wenn es von jeder Art von Not zu Boden gedrückt wird? Also Erleichterung der Gedrückten durch gleichere Verteilung der Lasten. (A. a. O. Seite 253.)

Der Not des untersten Standes, der Arbeiter, abzuhelfen, ist in unseren Tagen eine dringende Aufgabe geworden, bei deren Lösung die Ruhe aller anderen Klassen, die Ordnung und Sicherheit des Staates überhaupt, beteiligt ist. (A. a. O. Seite 267.)

Unrecht bleibt Unrecht, für oder gegen wen es auch immer verübt werden möge. Gewalt und Unordnung fördern die Freiheit nicht, sie beflecken nur ihren Glanz, verkürzen ihre Dauer.
(A. a. O. Seite 271 ff.)

Frankreich, die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus — das ist ein Wort Renans, welches ich von ganzem Herzen unterschreibe. Gewiß, diese Saite an der Leier der Menschheit könnte nicht gesprengt werden, ohne deren Vollstimmigkeit zu schmälern; aber einer Chorstimme piano zurufen, heißt noch lange nicht, sie verstummen machen; und daß Frankreich durch seine grellen Trompetenklänge unsere europäische Harmonie doch mitunter auch arg gestört hat, wird man nicht in Abrede stellen können.
(Aus „Krieg und Frieden", Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 333.)

Wenn Frankreich, was ich mir nicht denken kann, zugrunde gehen sollte, so trügen nicht wir Deutschen, sondern lediglich Frankreich selbst die Schuld. Ein Volk, das sich erhalten will, darf nicht über dem Jagen nach Glanz und Genuß seinen sittlichen Kern verfaulen lassen. (A. a. O. Seite 334.)

Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Bestand der Staaten und Völker sind von jeher die Raub- und Eroberungskriege gewesen, von den asiatischen der Römer an bis auf die des ersten Napoleon; dagegen haben solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, neben allem Elend, was auch sie in reichem Maße mit sich führten, doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unsern deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem Deutsch-Französischen Krieg. (A. a. O. Seite 338.)

Unter die Zeichen der Gewalt anmaßlicher Schlagwörter und Mode gewordener Vorurteile rechne ich auch die Agitation gegen die Todesstrafe. Man hat die Todesstrafe längst sowohl gemildert, als beschränkt, man hat ihr die Verschärfungen abgetan, man bestraft eine Menge Vergehen und selbst Verbrechen, worauf sonst Todes-

strafe stand, mit kürzerem oder längerem Gefängnis. Man möge sie noch weiter beschränken, vor allem den Hinrichtungsakt durchaus auf einen geschlossenen Raum und die Verhängung auf vorsätzlichen vorbedachten Mord. Sie aber auch hier aufheben zu wollen, halte ich für ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, und in einer Zeit, wie die jetzige, geradezu für Wahnsinn. Die Ideen, die jetzt eine zahlreiche und keck umgreifende Klasse der Gesellschaft durchdrungen haben, sind ein üppiges Mistbeet insbesondere für den Raubmord. Wer den Besitz des andern als ein Unrecht betrachtet, den Besitzenden als einen, durch den ihm Unrecht geschehen und fortwährend geschehe, haßt, der wird sich leicht das Recht zuerkennen, im Interesse der Ausgleichung ihm seinen Besitz und, im Falle er denselben nicht gutwillig gibt, auch das Leben zu nehmen . . . Die Frage der Todesstrafe ist nicht Sache der Juristen, sondern Sache der Staatsmänner..... Wenn jetzt auch die Mehrheit der Rechtsgelehrten auf Juristentagen und bei anderen Gelegenheiten sich für die Abschaffung der Todesstrafe auszusprechen pflegt, so habe ich die Dreistigkeit, mir dadurch nicht imponieren zu lassen. Am wenigsten durch ihre Berufung auf die angebliche statistische Tatsache, daß in diesem oder jenem Lande mit der Abschaffung der Todesstrafe sich die Zahl der Verbrechen vermindert habe; denn hier wird doch gar zu augenscheinlich dem Schoßkind zugeschrieben, was das Ergebnis anderer gleichzeitig mitwirkender Faktoren, wie Verbesserung des Jugendunterrichts, der Polizei, Zunahme des allgemeinen Wohlstandes, ist, die mehr als nur gut machen, was die Abschaffung der Todesstrafe an sich schlimm machen würde. Aber ebensowenig kann das augenblickliche Mehrheitsvotum der Juristen als Gutachten von Sachverständigen für mich bestimmend sein; der Juristenstand hat in dem starken Kontingent, das die Advokatur zu demselben stellt, immer eine Seite, von der er den Einflüssen der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. aber in unzähligen Fällen das eben herrschenden Vorurteils, mehr als wünschenswert zugänglich ist. (Der alte und der neue Glaube, Seite 193 ff.)

Was das Verhältnis des Staates zur Kirche betrifft, begehren wir vorerst nicht mehr als Diogenes von dem großen Alexander, nämlich nur so viel, daß uns der Kirchenschatten fortan nicht mehr im Wege sei. Ich meine, daß wir nicht länger durch die Verhältnisse uns genötigt sehen möchten, uns irgendwie mit der Kirche zu be

fassen ... Überhaupt, daß die Frage an den Staatsbürger nicht mehr die wäre, welcher, sondern ob er einer kirchlichen Gemeinschaft angehöre und angehören wolle. Wenn der große König in seinen Staaten für jeden einzelnen die Freiheit proklamierte, nach seiner Fasson selig zu werden, so würde er zwar vielleicht große, aber gewiß keine zornigen Augen gemacht haben, hätte ihm einer aus dem Volke, den er übrigens als Ehrenmann kannte, zur Antwort gegeben: Entschuldigen Majestät, ich will aber gar nicht selig werden. Denn darüber täuschte man sich doch nicht, daß jener Ausspruch in seinem Sinne nur so viel hieß: In meinem Staat mag jeder auf seine Hand ein Narr sein, solange seine Narrheit dem Staatswohle nicht zu nahe tritt. (A. a. O. Seite 196.)

Die Meinung, daß jeder einzelne schlechterdings einer Kirche angehören, und wenn die alte nicht mehr taugt, er eine neue haben müsse, halten wir für ein Vorurteil. Aus dieser Meinung geht all das Stümpern an der alten Kirche, all diese Flickereien der sogenannten Vermittlungstheologie hervor ... Am folgerichtigsten verfahren noch die sogenannten freien Gemeinden, die sich ganz außerhalb der dogmatischen Überlieferung auf den Boden des vernünftigen Denkens, der Naturwissenschaft und Geschichte stellen. (A. a. O. Seite 196 ff.)

Wir haben nicht vergessen, daß unsern großen Geistern im achtzehnten Jahrhundert, einem Lessing, Goethe, Schiller, die nationalen Grenzen mitunter zu enge war; wie sie sich als Weltbürger, nicht als deutsche Reichsbürger, geschweige denn als Sachsen oder Schwaben fühlten, so war es ihnen auch zu wenig, im Sinne eines Volkes zu denken und zu dichten. Klopstock in seiner Begeisterung für deutsche Nationalität und Sprache stand fast wie ein Sonderling da. Dennoch wußte Schiller wohl und sprach es mit der ganzen Wucht seiner tüchtigen Gesinnung aus, daß der einzelne „an das teure Vaterland sich anzuschließen" habe, weil nur „hier die starken Wurzeln seiner Kraft seien", und ebenso finden sich bei den beiden anderen großen Männern der Äußerungen genug, welche davon zeugen, daß bei ihnen der Kosmopolitismus den Patriotismus keineswegs ausschloß. Dann aber, worin bestand ihr Kosmopolitismus? Sie umfaßten in ihrem Mitgefühl die ganze Menschheit, sie wünschten ihre Ideen von schöner Sittlichkeit und vernünftiger Freiheit nach und

nach bei den Völkern verwirklicht zu sehen. Was hingegen wollen die jetzigen Prediger der Völkerverbrüderung? Sie wollen vor allem Ausgleichung der materiellen Bedingungen des menschlichen Daseins, der Mittel zum Leben und zum Genuß; das geistige steht in zweiter Linie und soll hauptsächlich jene Mittel zum Genuß beschaffen helfen. Auch hierin arbeitet man auf eine Ausgleichung, auf ein leidiges Mittelmaß hin, demgegenüber das höhere mit Gleichgültigkeit, wo nicht mit Mißtrauen angesehen wird. Nein, auf Goethe und Schiller dürfen sich diese Sorte von Weltbürgern nicht berufen.

(A. a. O. Seite 175 ff.)

Durch die veränderten Erwerbs- und Lebensverhältnisse der Zeit ist eine Krisis in dem bürgerlichen Mittelstand herbeigeführt worden. Von jeher und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein sahen wir den Bürgerstand begründet auf langsam sicheren Erwerb an der einen, Einfachheit und haushälterischen Sinn an der andern Seite. Der Handwerker, der Kaufmann, wie der Beamte und Gelehrte ließ sich die anhaltende Arbeit um mäßigen Ertrag nicht verdrießen, zufrieden, wenn er nach Jahrzehnten des Fleißes und der Sparsamkeit es dahin gebracht hatte, seine Kinder erzogen und ausgestattet, auch wohl noch etwas zurückgelegt zu haben, dessen sie sich nach seinem Tode als Erbteil erfreuen mochten. Diese gute altbürgerliche Art hat längst angefangen, weder den Wünschen, noch den Bedürfnissen mehr zu genügen. Die Wünsche vieler Angehörigen unseres Standes sind durch die Beispiele schnellster und beinahe müheloser Bereicherung Einzelner auf dem Wege sogenannter Spekulation und des daran sich knüpfenden Luxus krankhaft gesteigert worden . . . Gegen den Strom der Zeitverhältnisse zu schwimmen, ist weder ratsam, noch auch nur möglich, jeder soll von ihnen Notiz nehmen und ihnen gerecht zu werden suchen; nur fortreißen sollen wir uns von dem Strome nicht lassen, sondern den Boden der Grundsätze, worauf wir bis jetzt feststanden, nicht verlieren. Predigten gegen den Luxus sind zu allen Zeiten ein unfruchtbares Geschäft gewesen; hier aber steht Hannibal vor den Toren in Gestalt eines vierten Standes, der lange nur ein Anhängsel des dritten, sich nun selbständig zusammengefaßt hat und den dritten, wie die ganze bisherige Staats- und Gesellschaftsordnung, gewaltsam zu sprengen Miene macht. (A. a. O. Seite 183 ff.)

Das erbliche Eigentum ist eine Grundlage der Familie; seine Sicherheit bedrohen, heißt die Axt an die Wurzel der Familie und damit an die Wurzel des Staates und der Gesellschaft legen . . . Das Eigentum ist eine unentbehrliche Grundlage der Sittlichkeit wie der Kultur; es ist Ertrag der Arbeit, wie Sporn zur Arbeit; dazu gehört aber, daß er erblich sei. Ohne das würde der Erwerb in rohe Genußsucht ausarten, der Erwerbende würde in der Regel vorziehen, das Erworbene bei Lebzeiten zu verprassen, wenn es nach seinem Tode in den Besitz einer ihm gleichgültigen Masse übergehen sollte. Und gerade auch die Ungleichheit des Besitzes, die der Sozialismus austilgen möchte, ist etwas für den Bildungsfortschritt der Menschheit Unentbehrliches. Ohne Reichtum, ohne Überfluß gibt es weder Wissenschaft noch Kunst, weil ohne sie zur Ausbildung beider die Muße, für die Verwertung ihrer Erzeugnisse die Mittel fehlen würden. (A. a. O. Seite 188.)

Dürfte man erst einmal vor keinem Reichen mehr den Hut ziehen, auch um die Obrigkeiten als kündbar angestellte Diener des souveränen Volkes sich nur noch so viel kümmern, als man gerade möchte, so fehlte nur noch, daß man auch vor keinem großen Geiste mehr Respekt zu haben brauchte. Dann wäre die allgemeine Duzbrüderschaft in Hemdärmeln fertig, das Ziel und der Höhepunkt der Kulturgeschichte glücklich erstiegen. (A. a. O. Seite 189.)

Nachdem die Goethe, die Humboldt vorerst ausgestorben scheinen, sind die Bismarck, die Moltke aufgetreten, deren Größe um so weniger zu verleugnen steht, als sie auf dem Gebiete der handgreiflichen äußeren Tatsachen hervortritt. Da müssen nun auch die steifnackigsten und borstigsten unter den Sozialdemokraten sich bequemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen. Nein, die Geschichte wird fortfahren, eine gute Aristokratie, obwohl mit volksfreundlichen Gesinnungen, zu sein. Die Massen, in immer weiteren Kreisen unterrichtet und gebildet, werden auch fernerhin zwar treiben und drängen, oder stützen und Nachdruck geben und dadurch bis zu einem gewissen Punkte wohltätig wirken. Führen und leiten werden immer nur einzelne überlegene Geister können. Das Hegelsche Wort: „An der

Spitze der welthistorischen Handlungen stehen Individuen als die das Substantielle verwirklichenden Subjektivitäten" wird seine Wahrheit behalten. (A. a. O. Seite 189 ff.)

Was der römische Dichter von Homer sagt: qui nil molitur inepte, können wir in politischer Hinsicht von den Engländern sagen. Ihr praktischer Takt, ihr geschichtlicher Sinn, der sie vor Überstürzung und Springen bewahrt, verdienen unsere Bewunderung, und noch mehr unsere Nacheiferung. Bei den Franzosen hat die Phrase, bei uns Deutschen das Ideal, die aus der Luft, die aus der Wirklichkeit gegriffene Abstraktion eine viel größere und in der Tat gefährliche Gewalt. (A. a. O. Seite 190.)

. . Aber nicht nachlassen, nachschieben jeder an seinem Teil. Und die Hoffnung, den Glauben nicht sinken lassen; den Glauben an Deutschlands Stern, an Deutschlands Glück . . . Kein Torenglück freilich, das auf den Schlafenden herabfällt, sondern ein solches, das in Wachen und Arbeit sauer errungen werden soll, das die Menschen erst fest und weise macht, ehe es sie glücklich macht. Ein Glück, dessen ein Volk, wie das deutsche, allein würdig ist; durch das der Himmel selbst den Teil der Menschheit ehrt, dem er es beschieden hat. (Aus „Deutsche Gespräche, politische", 6, in den kleinen Schriften.)

VI.

Strauß über Geschichte und Geschichtsschreiber

Der Geschichtsschreiber des Urchristentums, der über die historischen Vorgänge aus den Quellen sich gründlich unterrichtete, hatte einen weiten historischen Blick und über die Triebfedern, gleichsam die Seele der Weltgeschichte, viel nachgedacht. Man kann sagen, daß er auch sich hier überall als ein unbefangener und unparteiischer Beurteiler der Tatsachen, der Ursachen und Wirkungen der Ereignisse zeigt. Nur ein berufener Historiker konnte ein Werk schreiben wie „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", ein Kabinettstück gründlichster Forschung und zugleich geistreicher Kombination. In diesem Buche äußert sich der Verfasser auch in sehr interessanter Weise über romantische Geschichte und romantische geschichtliche Erscheinungen, was gerade in der Gegenwart von besonderen Wert sein dürfte. Er sagt dort unter anderem:[1] „Die geschichtlichen Stellen, wo Romantik und Romantiker aufkommen können, sind solche Epochen, wo einer altgewordenen Bildung eine neue gegenübersteht, welche, noch unfertig und unausgebildet, in Vergleichung mit den entwickelten Positionen von jener, als negativ erscheint. Auf solchen Markscheiden der Weltgeschichte werden Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwiegt, Seelen von mehr Wärme als Helle, sich immer zurückwärts, zum Alten, kehren; aus dem Unglauben und der Prosa, die sie um sich her überhandnehmen sehen, werden sie nach der gestaltenreichen und gemütlichen Welt des alten Glaubens, der urväterlichen Sitte sich sehnen, und diese für sich und womöglich auch außer sich wiederherzustellen suchen. Da sie aber von dem ihnen widrigen neuen

[1] Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 187 ff.

Prinzipe, als Kinder ihrer Zeit, mehr als sie wissen, selbst auch durchdrungen sind, so wird das Alte, wie es sich in ihnen und durch sie reproduziert, nicht mehr das reine, ursprüngliche Alte sein, sondern mit dem Neuen vielfach gemischt, und dadurch an dieses zum voraus verraten; der Glaube nicht mehr der echte, unwillkürlich das Subjekt beherrschende, sondern ein solcher, an welchem dieses willkürlich und absichtlich festhält. Den Widerspruch und die Unwahrheit, welche hierin liegen, verbirgt sich jenes gemütliche Bewußtsein durch ein phantastisches Dunkel, worein es sie verhüllt: Die Romantik ist wesentlich Mystizismus, und nur mystische Gemüter können Romantiker sein."

Wie für Kaiser Julian „Apostata", so hatte er auch für die übrigen römischen Cäsaren einen scharf ausgeprägten feinen Blick, und sie sowohl wie die hervorragenden Gestalten, die die Kaiser umgaben, hat er in gar manchen treffenden ernsten und witzigen Versen gekennzeichnet. Man wird dies schon aus den nachstehenden kleinen Stichproben erkennen. Von Augustus z. B. singt er:[1])

Daß dir die Welt sich ergab, daß Rom dir, die stolze, gehorchte,
Daß Virgil und Horaz ihren Gesang dir geweiht, —
Alles erklärt dem Beschauer der Stein. Geist thronet mit Hochsinn
Dir auf der Stirne: doch sie schmückten auch andre, wie dich.
Dennoch singst du sie alle; denn unentrinnbare Schlingen
Hatten die Grazien selbst dir um die Lippen gelegt.

Wie trefflich charakterisiert er die Kaiser Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Galba, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Trajan, Marc Aurel und andere! Caligula nennt er einen „blutigen Tollen", Nero erscheint ihm auch in Heroenkostüm nur gedunsen, aber nicht groß, Vitellius sei ein Feinschmecker und Vespasian ein gründlicher Rechner gewesen, und von Marc Aurel sagt er:

Redlichen Wahrheitssinn und ein ernstes Bemühn um das Rechte
Zeigt uns des Kaisers Gesicht auch in dem gröberen Stein.

Große Verehrung hegt er für Cicero, nicht nur in dessen Eigenschaft als genialer Redner, sondern auch als Staatsmann. In der Münchener Glyptothek bewunderte er stets die Statue des berühmten Mannes, auf die er den Vierzeiler gedichtet:

[1]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 101.

Vor dem erhabenen Ernst und dem tragischen Eifer in diesem
Antlitz, dem tönenden Mund, vor der gewaltigen Stirn'
War es kein Wunder, daß Verres erlag, Catilina den Ratssaal
Knirschend verließ, und gerührt Cäsar die Rolle verlor[1]).

Strauß steht als Historiker auf dem Standpunkt Schillers, daß die Geschichte das Weltgericht sei und mißt daher der Stimme Klios und der Geschichtsschreibung eine hohe Aufgabe zu. Aus der Fülle seiner bedeutsamen Aussprüche über diesen Gegenstand sei hier nur der folgende wiedergegeben: „Die Zeit im Rollen ihrer Räder wirft auch viel Staub auf, führt auch allerlei Zweifel mit sich. Wer diesem und insofern der Zeit widerstrebt, der wehrt sich damit nicht gegen die Geschichte, sondern nur gegen etwas, das gern Geschichte werden möchte, ohne doch das Zeug dazu zu haben... Das geschichtlich Wirkliche ist nur so gut, als es eben sein kann, d. h. es muß irgendwie der Ausdruck realer, wenn auch nur vorausgehender Verhältnisse sein, sonst hätte es keinen Bestand gewinnen können, und ehe diese Verhältnisse geändert sind, ist nichts gegen dieselben auszurichten. Ist aber einmal infolge einer Weiterbildung der inneren Verhältnisse eine geschichtliche Gestaltung damit gefallen, hat insofern die Geschichte über sie gerichtet, so ist es auch ein eitles Bestreben, sie wieder herstellen zu wollen, die ohne die frühere Begründung im Innern nur ein hohles Schemen sein könnte."

Es liegt auf der Hand, daß ein Mann mit einem so ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl und so lauterer Gesinnung, ein solcher Herold der Wahrheit und des Rechts, mit den Tyrannen auf den Thronen, die, ihre Herrschaft mißbrauchend, viel Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübten, streng ins Gericht geht. Schlimm ergeht es z. B. den Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Christian Daniel Schubart und so manche andere unschuldig in Kerkern schmachten ließ, so das Lebensglück Unzähliger mit Füßen tretend. Mit scharfen Worten verurteilt er die Kabinettsjustiz, wenn er allerdings auch von der Volksjustiz nichts wissen will. Er sagt immer in dieser Beziehung:[2]) „Schubarts Gefangenschaft ist ein Beispiel von Kabinettsjustiz, wenn man anders von Justiz sprechen kann, wo selbst die Form von Urteil und Recht fehlt:

[1]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 100.

[2]) Gesammelte Schriften, Band 8, Seite XVI ff.

die Volksjustiz, von der wir jetzt Beispiele zu erleben anfangen, ist ihr ebenbürtiges Gegenstück von der andern Seite." Daß er sich über den schändlichen Menschenhandel, den manche deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts mit ihren Landeskindern trieben, indem sie dieselben für schweres Geld an ausländische Mächte verkauften, voll Entrüstung äußert, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.[2])

Von deutschen Geschichtsschreibern und Geschichtsforschern stellt er Friedrich Christoph Schlosser ungemein hoch; dessen „Geschichte des 18. Jahrhunderts" sei ein treffliches Buch (so schreibt er in einem Briefe an Rapp, Sontheim, den 16. November 1843), es stecke ein Stück Tacitus in dem Mann. „Der bittere melancholische Hohn über den Weltlauf, indem der ehrliche Kerl nur der Narr und Amboß der großen Spitzbuben sein muß, spricht eine schneidende Kritik der Regierungen und Regenten vom Standpunkt bürgerlicher Rechtschaffenheit aus. Auch der Stil ist rechtschaffen — nicht die höchste Art der Geschichtsschreibung, aber ein hoch achtbares Moment in ihr."

H. von Treitschkes Verdienste erkennt er willig an, doch ist er nicht blind auch für dessen Fehler und Schwächen. Er urteilt über ihn in Briefen an Rapp (Ludwigsburg, den 30. Juni und 3. Juli 1873): „Allen Respekt vor Treitschke, seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung, von alledem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker... Ich las vieles in Treitschke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angesprochen. Ich überlegte, was es doch sein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht sympathisch werden lasse und fand schließlich — es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt... Wenn man erkennen will, wieweit das von mir so genannte Pathos von Treitschke das rechte ist, so darf man nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Ton gehen. Er sollte aber doch billig variieren nach dem Gegenstand, und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtones mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein. Wo aber trifft man bei Treitschke

[2]) a. a. O., Band 9, Seite 123 ff.

je ein Fünklein Humors, wo tritt auch nur die ruhige epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück? Nicht nur aus der gleichen Tonart gehen seine sämtlichen Musikstücke, sondern die meisten haben sogar den gleichen Takt. Daß er dabei innerhalb dieser Schranken Großes leistet und namentlich geleistet hat (denn seine Zeit war die des Denkens, des prophetischen Schauens und Mahnens), verkennt niemand weniger als ich."

Wiederholt und eingehend beschäftigt er sich mit Georg Gottfried Gervinus, vor dem er hohen Respekt hat. Man lese nur seine Auslassung in der Zuschrift an Vischer (Stuttgart, den 7. Februar 1842):

„Ich kann nicht gerade ein besonderes feines ästhetisches Sensorium bei dem Mann (Gervinus) finden und gegen Philosophie ist er eingenommen, aber der Vorteil der historischen Betrachtung, wo jede Figur in ihrer Art und in ihrem genetischen Verhältnisse steht, ergänzt den Mangel. Man wird ihm in Hauptresultaten selten widersprechen können, so ist auch (in der Geschichte der deutschen Dichtung) Goethe gegen Schiller wohl hier und da ungünstig beleuchtet, aber doch richtig gezeichnet."

Auch in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten"[1]) widmet Strauß ihm eine eingehende Betrachtung. Er sagt von ihm, daß er ihn um seines Seelenadels willen hoch verehrt und von ihm besonders in Beurteilung politischer Verhältnisse viel gelernt habe. „Er war" (heißt es dann wörtlich), „wenn ich es mit einem kurzen Worte ausdrücken soll, durchaus ein sozialpolitischer, ich durchaus ein ästhetisch-künstlerischer Mensch. Er schwärmte für Shakespeare und Händel, wie ich Goethe und Mozart verehrte; aber was er in jenen schätzte, war doch weniger das Musikalische und Poetische selbst, als die sittlichen Ideen, die er in ihren Werken mittelst jener Formen wirksam fand, das Dorische sozusagen in dem Genius beider Männer, wogegen ihm das Jonische und Attische in Mozart und Goethe bereits als Erschlaffung und Entartung erschien."

Mit warmer Anerkennung gedenkt er Ludwig Timotheus Spittlers in dem eingehenden Essay, den er über ihn im Jahre 1857 veröffentlicht hat.[2]) Was ihm an Spittler besonders gefällt,

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 39.

[2]) Gesammelte Schriften, Band 2, Seite 85 ff.

ist der Umstand, daß er nicht bloß Geschichtsschreiber, sondern auch Politiker war, und daß diese interessante Doppelnatur sich in seiner Darstellungsart aufs treulichste widerspiegelte. Strauß schließt seine Betrachtungen über ihn mit den Worten: „Sein Geist und Wort ist ein Licht, dem bisher nur der Leuchter gefehlt hat, um in den weitesten Kreisen Nacht und Nachtvögel zu verscheuchen und Tag zu schaffen."

In Strauß' Werke über Voltaire gehören die geschichtlichen Exkurse zu den interessantesten Kapiteln. Für ihn hat nicht allein der Dichter, sondern auch der Geschichtsschreiber Voltaire lebhaftes Interesse. Was der französische Schriftsteller über Friedrich den Großen, über Marie Antoinette, Ludwig XVI., Karl XII. von Schweden und viele andere geschrieben, nimmt er unter seine kritische Lupe, und der streng gerechte und objektive Sinn von Strauß zeigt sich auch hier in eklatanter Weise. Es ist ein ergreifendes geschichtliches Kulturbild, das uns der Verfasser entrollt, indem er uns den Pariser Hof und die Pariser Gesellschaft aus jener Zeit vorführt, als die Hauptstadt Frankreichs dem greisen Voltaire ihre Huldigung darbrachte. Ich hebe daraus nur die nachstehende Stelle hervor:[1] „Man war in Versailles über Voltaires Ankunft betreten. Dem einen war sie unangenehm, die andern setzte sie in Verlegenheit. Die Gunst der letzteren war ohne soliden Kern. Bei Marie Antoinette war es die Lüsternheit der gekrönten Evastochter nach der verbotenen Frucht, oder vielmehr war ja nun Gelegenheit, den alten Erkenntnisbaum selbst zu sehen; der elende Artois meinte jetzt als junger Wüstling in Voltaire den rechten Mann zu haben, wie er fünfzig Jahre später als König im erschöpften Greisenalter sich an die Pfaffen hing; der Graf von Provence hielt sich kalt und negativ wie immer: da erscheint des Königs bornierter Widerstand noch achtungswert; es war doch Gesinnung dabei, und was konnte er dafür, daß die Natur ihm nicht mehr Geist, die Erziehung nicht mehr Einsicht gegeben hatte? Es hieß, er habe in den Registern der Verhaftsbefehle seines Vorgängers nachsuchen lassen, ob sich kein Aktenstück finde, das Voltaire den Aufenthalt in Paris bestimmt verbiete; es sei aber nichts zu finden gewesen. Natürlich regte sich auch die Geistlichkeit. Der Pfarrer von St. Sulpice, in dessen Kirchspiel das Hotel Villette lag, begehrte Zutritt zu

[1] Gesammelte Schriften, Band 11, Seite 226 ff.

Voltaire, wurde aber vor der Hand noch ferngehalten. Ein höchst verdächtiger Fanatiker, der wirklich zu ihm eindrang und ihm zur Beichte nötigen wollte, mußte mit Gewalt entfernt werden. Ein Abbé Gaultier, Exjesuit und Kaplan der Inkurabeln, bot ihm seine geistlichen Dienste an und wurde vorgelassen. ‚Ein guter Schafskopf,' sagte Voltaire. Um jene Zeit hielt sich Benjamin Franklin als Abgesandter der neuen nordamerikanischen Republik in Paris auf. Auch er kam, Voltaire seine Ehrfurcht zu bezeigen; er brachte seinen Enkel mit und bat für ihn um den Segen des Patriarchen. Dieser legte die Hand auf das Haupt des knieenden Knaben und sprach die Worte: ‚Gott, Freiheit, Toleranz' über ihn aus. Aber auch die du Barry kam, ihm aufzuwarten; und warum nicht? Waren es doch kaum fünf Jahre, daß er sie als Egeria des jetzt hochseligen Numa (vormals Trajan) besungen hatte. Dazwischen die Schauspieler, um ihre Rollen mit ihm einzuüben, und in den Ruhestunden allerlei Nacharbeit an der Irene und einigen anderen Stücken, die er zum Zwecke der Aufführung herrichten wollte."

Für die geschichtlichen Frauengestalten hatte Strauß ein feines Verständnis und die vornehme Art, wie er sie behandelte, legte von seiner echt ritterlichen, wahrhaft edlen Gesinnung aufs neue Zeugnis ab. Man lese nur, was er in seinem angeführten Werk über Voltaire [1]) über die Jungfrau von Orleans, die der große französische Schriftsteller in seinem burlesken Epos „Pucelle" so karikiert hat, sagt. Objektiv, gerecht und voll historischen Sinnes ist auch seine Analyse des komischen Heldengedichts des französischen Autors. Alles begreifen, heiße alles verzeihen, dieses Wort fände auch hier seine Statt. Wenn Voltaire die Gestalt der Jungfrau von Orleans ins Lächerliche gezogen habe, so sei seine polemische Natur daran schuld gewesen. Denn seine Vorgänger, z. B. Chaplain, haben die Jungfrau in langatmigen Werken in höchst altfränkischer Weise behandelt, indem dieser ihre Geschichte in streng kirchlich-supranaturalistischem Sinne dargestellt habe. Sie sei von Gott auf Fürbitte der Jungfrau Maria zur Rettung Frankreichs speziell berufen und durch einen Engel in einer umhüllenden Wolke mitten durch die Feinde hindurch zum König geführt worden. In der Schlacht seien himmlische Heerscharen ihr zur Seite gestanden, während für

[1]) a. a. O., S. 67 ff.

die Engländer der Satan mit seinen Dämonen gekämpft habe. Eine derartige Poesie habe Voltaires Spott herausgefordert, während die Heldin selbst, geschichtlich genommen, sich in gewissem Sinne seiner Zuneigung erfreut habe. Strauß weist nun nach, daß Voltaire keineswegs das wahrhaft Weibliche, das Reine und Edle in der Jungfrau verhöhnt und verunglimpft habe. Voltaire nenne sie vielmehr „die wackere Amazone, die Schmach der Engländer und die Stütze des Thrones, die im Paradies mit den Bayards und du Guesclins zusammentreffe". Was ihn, den Satiriker, gereizt habe, sei der Umstand gewesen, daß man aus diesem mutigen Mädchen eine Dorfheroine gemacht habe, die man eine große Rolle spielen ließ. Die französischen Machthaber wollten à tout prix ein Wunder haben und so ließ man die junge Magd in einem Wirtshause zu Vaucouleurs zu einer Armeeführerin und gottgesandten Prophetin avancieren. Strauß bemerkt zu dieser willkürlichen Zeichnung der Pucelle: „Auch in dieser Vergröberung ist ihm Johanna an und für sich noch immer respektabel, er schätzt ihren patriotischen Mut und was ihr außerdem bei ihm Vorschub tut, ist, daß es ein Bischof, und ein Inquisitor war, die sie auf den Scheiterhaufen lieferten. Gleichwohl begreifen wir jetzt seine Frage, wie man Leuten von Geschmack ein ernsteres Interesse beibringen wolle für ein Mädchen in Mannskleidern, das aus einem Wirtshause komme und auf dem Scheiterhaufen endige." Man dürfe eben nicht vergessen, daß im Zeitalter Voltaires Könige und Helden für die Tragödie und Bürger und Bauern für die Komödie bestimmt waren. Wer das Landmädchen von Dom Remi menschlich fassen wollte, konnte sie nur für ein komisches Epos verwenden, wofür in Ariost ein so beliebtes Muster vorhanden war. Nun galt sie in der Vorstellung der Franzosen als die reine Jungfrau, die eben als solche würdig befunden war, das Organ göttlicher Offenbarungen und Wirkungen zu sein. Aber göttliche Offenbarungen, Wunderwirkungen gab es für die Geistesrichtung, die in Voltaire ihren genialsten Interpreten in Frankreich hatte, absolut nicht. Er konnte und wollte an ihre jungfräuliche Reinheit nicht glauben, wenigstens in den aristokratischen Kreisen, für welche er seine „Pucelle" dichtete, hatte man kein Verständnis für ein so keusches Wesen. „In der Heldin von Orleans" — sagt Strauß —, „konnte Voltaire sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe treffen: den

Glauben an die göttliche Offenbarung und den an weibliche Reinheit... Im Unterschiede von den übrigen weiblichen Figuren des Gedichts, von der schönen Agnes Sorel bis zu den Nonnen und Äbtissinnen, erscheint Johanna noch ganz ehrenwert. Schon die Derbheit der Dorfdirne, die den Zudringlichen im Notfalle mit einer tüchtigen Ohrfeige abzuführen weiß, kommt ihr zustatten, und da ihre patriotische Heldenrolle ihr wirklich am Herzen liegt und sie die Vorstellung teilt, daß deren Durchführung an ihre Jungfräulichkeit als Bedingung gebunden sei, so weiß sie diese bis auf weiteres stramm zu behaupten." Strauß weist unwiderleglich nach, daß Voltaire, dieser große Sittenschilderer seiner Zeit, die Frauen der höheren Kreise, wie sie uns in der „Pucelle" vorgeführt werden, so dargestellt habe, wie sie in Wirklichkeit waren. Wenn wir heute das Gedicht, nachdem es uns zuweilen ergötzt, aber noch öfter abgestoßen, ziemlich gleichgültig aus der Hand legen, so geschähe es deshalb, weil es für uns nicht mehr die Wahrheit enthalte. Doch geben wir Strauß selbst das Wort zu seinem idealen Bekenntnis über das Weib: „Wir wissen, daß das Weib so nicht ist oder doch nur unter besonderen Umständen so ist, und wenn sie es wäre, würden wir uns nicht so lustig darein finden. Unsere Lebensanschauung ist keine frivole mehr, aber wir begreifen, wie sie damals so werden konnte. Es war die praktische Reaktion gegen den christlichen Spiritualismus, die neben der wissenschaftlichen eintreten mußte. Im kirchlichen Christentum ist das Sinnliche am Menschen grundsätzlich verneint, tatsächlich nur geduldet; Enthaltung, Jungfräulichkeit ist das Höhere, das Wahre, das, was eigentlich sein sollte, wenn es nur könnte, und in einzelnen Menschen ist es doch auch wirklich, die eben damit sich auf den Gipfel der Menschheit stellen. Die Aufklärung in der sensualistischen Richtung, die sie für Frankreich nahm, sagt — und soweit hat sie ganz recht: nein, der Mensch ist nicht wesentlich Geist; nun geht sie aber weiter und wird ebenso einseitig wie die Kirche, indem sie fortfährt, sondern er ist Fleisch, Sinnlichkeit, und sofort gibt sich der Dichter daran, dies in einer Reihe von Bildern anschaulich zu machen, wie durchaus das Fleisch den Geist zu Falle bringt, die vorgebliche Reinheit sich als Heuchelei, die vermeintlich Heiligsten sich als die Verdorbensten zeigen. Eine Dichtung dieser Art kann uns nicht mehr befriedigen, im Gegenteil, wir haben uns mit aller Anstrengung auf den historischen Stand-

punkt ihrer Entstehung zu versetzen, um den Dichter nicht härter zu beurteilen, als er zu beurteilen ist."

Auch zu anderen bedeutsamen Frauengestalten Frankreichs nimmt Strauß Stellung, so z. B. zu der berühmten oder besser gesagt berüchtigten Ninon de l'Enclos.[1]) Er sucht zwar die französische Aspasia keineswegs zu retten, aber er gibt der Wahrheit die Ehre, indem er hervorhebt, daß die Genannte von den letzten Zeiten des Kardinals Richelieu bis zu den Tagen der Frau von Maintenon durch die Bildung ihres Geistes und die Anmut ihrer Sitten nicht minder als durch ihre körperlichen Reize die Männerwelt bezaubert und schließlich auch bei den Frauen sich in Achtung gesetzt habe. Er rühmt ihr Förderung der Wissenschaft und Literatur nach, mit Anerkennung hervorhebend, daß die 80jährige Greisin in dem aufgeweckten Knaben Voltaire das frühreife Genie erkennt und ihn mit 2000 Franken „zur Anschaffung von Büchern" in ihrem Testament bedacht habe. Nicht minder findet er es sehr schön von Voltaire, daß dieser das Andenken seiner Wohltäterin wiederholt literarisch verherrlicht habe.

[1]) a. a. O. Seite 10.

VII.

Ansichten und Aussprüche über Musik, Theater und bildende Künste.

David Friedrich Strauß hatte eine geradezu leidenschaftliche Vorliebe für die Tonkunst. War er auch selbst kein ausübender Musiker, so hatte er doch eine gründliche theoretische Vorbildung genossen und gehörte zu den fleißigsten Besuchern von Opern und Konzerten. Ein namhafter Instrumentalist, ein vorzügliches Orchester und harmonisch abgerundete Aufführungen, namentlich klassischer Werke, konnten ihn geradezu begeistern und in Vers und Prosa gab er dann seinem Enthusiasmus einen oft hinreißenden Ausdruck. So ist es auch erklärlich, daß er sich gerade in die geniale Primadonna Agnese Schebest verliebte. Gewiß war auch ihre Persönlichkeit eine reizvolle und interessante, aber vor allem tat es ihm die Künstlerin an, die Vertreterin klassischer Rollen, die als Fidelio, Romeo usw. ihn geradezu bezauberte. In der Musik fand er allezeit Trost und Erhebung, sie gewährte ihm die ungetrübteste Freude und ihr zu Ehren hat er denn auch das Schönste geschrieben, was je der Feder eines Musikästhetikers entflossen ist.

Hören wir zunächst seine allgemeinen Äußerungen über die Tonkunst. In seinem Werk „Der alte und der neue Glaube“ [1]) spricht er sich über die kulturgeschichtliche Bedeutung derselben, speziell der deutschen, also aus: „Nächst der Poesie hat keine Kunst für das Leben des Menschen eine so tief greifende Bedeutung wie die Musik, und auch im Verhältnis zu ihr erfreuen wir Deutschen uns eines besonderen Vorteils. Im Felde der Dichtung knüpfte sich dieser an die Fähigkeit unserer Sprache, mittelst formgetreuer Übersetzungen uns die poetischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker,

[1]) Band 6 der „Gesammelten Schriften“, Seite 231 ff.

wie landsmännische nahezubringen. Die Musik ist eine Weltsprache, die keiner Übersetzung bedarf, aber ein nationales Produkt ist sie doch, und gerade die deutsche Nation steht zu ihr in einer eigentümlich engen Beziehung. An der Dichtkunst haben alle höher gebildeten Völker der alten wie der neuen Welt ihren Anteil: England kann sich mit Griechenland, Spanien mit Deutschland um den poetischen Vorrang streiten. Von der Musik hört man wohl bisweilen sagen, wie die alten Griechen das Volk der Plastik gewesen, so die neuern Italiener das Volk der Musik. Ihre Wiege war Italien gewiß, aber ihre Vollendung hat sie in Deutschland gefunden. Ob Goethe einem Homer, Sophokles, Shakespeare gleichsteht, darüber läßt sich streiten und wird gestritten. Daß aber Mozart in aller Welt nicht seinesgleichen habe, gilt bei Verständigen als ausgemacht. Die Nation des Wohllauts sind unsere Nachbarn jenseits der Alpen und was in dieser Richtung zu erreichen ist, haben sie erreicht, aber der Wohllaut mit allem, was dazu gehört, ist nur die Form der Musik. Was sich als Inhalt hineinlegt, ist die Seele, das Gemüt des Menschen. Wenn also nur die natürliche Anlage zum Wohllaut vorhanden ist und es an Phantasie nicht fehlt, so wird das seelenvollste gemütreichste Volk dasjenige sein, das in der Musik den höchsten Beruf hat. Dieses seelenvollste Volk sind die Italiener nicht; überhaupt unter den Romanen dürfen wir es nicht suchen. Ob wir Deutschen es sind — man frage die Geschichte der Musik. An italienischer Musik hatten sich sowohl Bach als Händel, jener in fleißigem Studium, dieser an Ort und Stelle selbst geschult; aber sie gaben uns etwas ganz anderes wieder, als sie empfangen hatten. Bezeichnend ist, daß diese beiden Patriarchen der deutschen Musik Norddeutschland und dem Protestantismus angehören. Ihre späteren Vollender waren sämtlich Katholiken. Während Deutschland seine klassische Literatur ausschließlich der Reformation verdankt, ist seine klassische Musik die Gabe, die ihm seine katholischen Lande zugebracht haben. Die katholische Kirche ist vermöge des musikalischen Elements in ihrem Kultus zu allen Zeiten eine Pflanzstätte dieser Kunst gewesen. Hierin standen die protestantischen Länder zurück. Aber um die Musik deutsch zu machen, bedurfte es eben doch des Protestantismus. So fremd die Andacht einer Bachschen Passion nach ihrer dogmatischen Grundlage uns jetzt Lebenden sein mag: in der fast abstoßenden strengen Form das tiefe nicht bloß kirchlich-, sondern

persönlich-fromme Gefühl, das klingt auch jetzt noch an unser eigenstes deutsches Wesen an. Wenn wir Bach unseren musikalischen Dürer nennen können, so mag uns Händel in manchem Betracht an Holbein erinnern. Er bringt die Fülle des individuellen Lebens, und außerdem den satten gewaltigen Vortrag in unsere Musik. An der Hand solcher Vorgänger konnte es später den großen Vollendern gelingen, die deutsche Musik der italienischen in überlegener Selbständigkeit gegenüberzustellen."

Strauß war durch und durch Klassiker, d. h. nur die Schöpfungen der klassischen Meister ließ er gelten, während er an den Romantikern schon manches tadelte und speziell die neudeutsche Musik und ihren vergötterten Propheten Richard Wagner aufs tiefste verabscheute, den letzteren sogar als Menschen verachtete.

Nachdem in der vorhergehenden Auslassung die Charakteristik Bachs und Händels durch Strauß, wenn auch nur in großen Zügen, erfolgt ist, mögen hier nur noch einige seiner geistvollen und tiefgedachten Bemerkungen über Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven wiedergegeben werden.

Gluck nennt er den „musikalischen Lessing". Sein epochemachendes Schaffen ist Ergebnis kritischen Nachdenkens gewesen. Wie bei Lessing gegen das französische Schauspiel, so richtete sich bei Gluck die Kritik gegen die italienische Oper... Die Oper sollte nicht bloß ein kostümiertes Konzert, sondern ein wirkliches musikalisches Drama sein, die Musik der Handlung folgen, die Charaktere und Situationen zum Ausdruck bringen... Auch darin erinnert Gluck an Lessing, daß er an Reichtum und Fülle des musikalischen Genius hinter Haydn und Mozart ebensoweit zurücksteht, als jener an poetischer Schöpferkraft hinter Goethe und Schiller, aber er ersetzt den Mangel durch die Großheit seiner Zwecke, die Höhe seines Fluges... Etwas Erhabenes verlangte er von seinem Stoff und eine tiefe Empfindung mußte sich hineinlegen lassen. In beiden verleugnete sich der Zeitgenosse und Verehrer Klopstocks nicht. Neben der Hoheit geht durch seine Opern ein elegischer, bisweilen fast empfindsamer Zug. Orpheus, der mit der Leier im Arm in den Orkus hinabsteigt, um den finstern Mächten die ihm entrissene Gattin wieder abzugewinnen; Alceste, die an ihres Gatten Stelle das ihm zugefallene Todeslos auf sich nimmt; Iphigenie, die dem höheren Willen gehorsam, einer edlen Liebe entsagend, sich zum Opferaltar führen läßt; dieselbe,

die dann später, einsam am ungastlichen Strande als Priesterin das Leben des Bruders rettet und den Fluch des Attridenhauses löst; dann noch Armide, die, von ihrem Rinaldo verlassen, den schmerzlichen Kampf zwischen rachsüchtigem Stolz und unauslöschlicher Liebe kämpft, das sind Fabeln, in welchen Gluck den ganzen Adel seines Geistes, die ganze Innigkeit seines Gefühls gelegt hat. Dabei zeigt er in der Wahl seiner Mittel eine Einfachheit, eine Keuschheit, die nicht bloß die Wirkung verstärkt, sondern über seine Schöpfungen eine eigentümliche Weihe breitet.

Wie man Gluck, sobald man ihn kenne, verehren müsse, so müsse man, wenn man sich mit Haydn beschäftige, diesen lieben. Darin habe er etwas von dem Dichter Wieland, nur daß er in seiner Kunst zweifellos viel bedeutsamer sei als der Poet des „Oberon" in der seinigen. Er sei nicht nur viel fruchtbarer, sondern auch viel origineller als Wieland.

In der Haydnschen Musik sprudelt ein Jungbrunnen für unsere nervös überreizte Zeit, die namentlich in ihren musikalischen Neigungen diese Krankheit zutage legt; und nicht bloß die Hörenden sollten zu ihr wallfahrten, sondern vor allem die Komponisten, sie müßten aber nicht bloß die Ohren mitbringen, sondern auch Herz und Sinn sich reinigen lassen in der Schule des trefflichen Alten, der von eitlem Haschen nach Geist und Effekt nichts wußte. Er freilich hatte es auch nicht nötig, da ihm die Gedanken von selbst stromweise kamen. Oft geht er einem Einfall nach, aber durch keinen läßt er sich von der Sache ablenken. Unter der beweglich spielenden Oberfläche liegt bei ihm überall die glänzendste ordnungsmäßigste Durchführung. Seine Laune wird nie zur Grille. Er überrascht uns wohl, aber setzt uns nie außer Fassung. Wie tat- und lebenskräftig treten seine Allegros hervor, wie gemütlich aber gar nicht empfindsam sprechen seine Adagios oder Andantes uns an. Unerreicht aber ist er in der munteren Schalkhaftigkeit, dem launigen Behagen des Menuetts.

Am meisten vergöttert Strauß Mozart. Er ist ihm der Meister aller Meister und der größte Komponist aller Zeiten. Mozart gehöre nicht, wie seine beiden zuletzt genannten unmittelbaren Vorgänger und wie auch Bach und Händel oder wie unter den Dichtern Sophokles und Goethe, zu jenen Kunstpatriarchen, die nach einem langen, arbeitsvollen und ertragreichen Leben sich alt und lebens-

satt zur Ruhe legten, er sei vielmehr wie Raphael eine jener wunderbaren Jünglingsgestalten in der Kunstgeschichte, die, nachdem sie binnen weniger Jahre die Menschheit mit einer Fülle der herrlichsten Gaben überschüttet, wie verzehrt von der Flamme des Genius oder zu zart für diese grobe, rohe Welt schon im Anfang des Mannesalters ihr entrückt werden. Und mit Raphael wenigstens hat Mozart nicht bloß dieses Äußerliche des Schicksals, sondern auch im Innern seiner Anlage das gemein, daß beide bei allem Reichtum und Umfang ihres Talents doch im Bezirke der reinen harmonischen Schönheit, dem rechten Herzen der Kunst, ihre eigentliche Heimat haben ... Hatte Mozart die Oper aus Glucks Händen übernommen, so übernahm er von Haydn die Orchester- und Kammermusik, um sie wie jene nach Maßgabe seines überlegenen Genius weiterzubilden. War es dort hauptsächlich die musikalische Fülle, die er der etwas mageren Strenge des Vorgängers zuzufügen hatte, so ist es hier die tiefere Seele, die mächtigere Erregung wie die höhere Versöhnung, die wir aus dem munteren Spiel der Haydnschen Laune und Gemütlichkeit sich hervorarbeiten sehen.

Nichts sei, meint Strauß, geeigneter, die Entwicklung einer Kunst oder Wissenschaft vorwärts zu bringen, als wenn die Natur auf demselben Gebiete neben oder kurz nacheinander zwei Genien erweckt habe, die beide hochbegabt, doch beide verschieden angelegt seien. Was es für die Philosophie wert gewesen, daß in Platos Schule ein Aristoteles erwuchs, was für die Malerei, daß neben Raphael ein Michelangelo gewirkt und für die deutsche Poesie, daß zehn Jahre nach Goethe Schiller das Licht der Welt erblickt habe, das sei für die Musik der Umstand gewesen, daß vierzehn Jahre nach Mozart Beethoven geboren worden. Selten habe Natur und Schicksal bei verwandter Begabung zwei Menschen grundsätzlicher geformt. Der zarte, bewegliche, leichtblütige und leichtlebige Mozart und der derbe, melancholische, schwerfällige und schwer zu behandelnde Beethoven, bald noch mehr verdüstert durch das furchtbare Übel der Schwerhörigkeit, die ihn mehr und mehr von den Menschen absonderte und am Ende sogar von der sinnlichen Auffassung seiner eigenen Werke ausschloß ... Wenn sich Mozarts universelle Anlagen gleicherweise auf Gesang- und Instrumentalmusik erstreckten, so lag bei Beethoven das Übergewicht augenscheinlich auf der letzteren Seite. Nur eine Oper und einzelne Lieder und Gesänge stehen einer ungeheuren

Mehrzahl von Klavier- und Orchesterkompositionen gegenüber. Plastische Ausgestaltung von Charakteren, der gemessene Gesang einer dramatischen Handlung, aber auch die Beschränkung auf die einfache Stimmung eines Liedes war weniger Beethovens Sache, als das ungebundene Wogen und Wühlen in Empfindungen und Gedanken. Und eben für diese Richtung waren auch, statt der einfachen und eng begrenzten Menschenstimme, Orchester oder Klavier vermöge ihres weitern Umfanges und ihrer Mannigfaltigkeit das willkommnere Organ. Was die Instrumentalmusik kann und was sie nicht kann, überhaupt die Grenze der Musik, haben wir erst durch Beethoven in Erfahrung gebracht. Denn durch seine musikalischen Mittel wollte Beethoven nicht immer nur musikalische Ideen ausdrücken. Von Mozart kann man sagen, daß ihm seine Ideen immer schon als musikalische zukamen und daß er, wie der Dichter sagt, in Tönen dachte. Beethoven hatte auch Gedanken, die erst in Musik übersetzt sein wollten. Darum konnte bei Mozart nie der Fall eintreten, daß er der Musik mehr zumutete, als sie leisten kann. Ein Fall, der sich bei Beethoven immer, und mit den Jahren in steigendem Maße, wiederholte. Damit hängt noch ein anderes zusammen. Wenn je ein künstlerischer Genius ein Liebling der Grazien war, so ist es Mozart gewesen. Sie lassen ihn nicht von der Hand; von dem Spiele des leichten Scherzes im Tal bis zu den Höhen und Abstürzen des furchtbarsten Ernstes bleiben sie unbeirrt ihm zur Seite. Mit Beethoven gehen sie wohl eine Strecke, dann aber verliert er sie wieder aus dem Gesicht. Besonders, wenn er seine gewaltsamen Versuche macht, die Musik sagen zu lassen, was sie, wenigstens als reine Musik, nicht sagen kann, wollen sie nichts damit zu schaffen haben. Dies ist ein Mangel, aber sollte man glauben, daß es wohl auch als ein Vorzug erscheint? Wenn ich weiß, daß es das gleiche Gewicht ist, das der eine leicht und wie spielend, der andere schwer und mit Mühe in Bewegung setzt, so werde ich urteilen, daß die Kraft des ersteren die größere sei. Ist mir dagegen das Gewichtsverhältnis der Lasten unbekannt, die der eine und der andere handhabt, so kann ich mir einbilden, der, den ich dabei sehr angestrengt sich gebärden sehe, bewege die größere Last und sei darum stärker als der andere, der mit seinem Gewichte nur zu spielen scheint. Wer bestimmt nun das Gewicht einer musikalischen Idee? Wer sie mühsam und außer Atem daherwälzt, wird die schwerere zu bewegen und der Stärkere zu sein scheinen . . . Niemals, äußerte Beethoven,

wäre er imstande gewesen, einen Text wie Figaro oder Don Juan zu komponieren. So hatte ihm das Leben nicht gelächelt, daß er es so heiter hätte ansehen, es mit den Schwächen der Menschen so leicht nehmen können. Sein Feld war die Nachtseite, nicht sowohl der menschlichen Natur, als der menschlichen Schicksale und Stimmungen. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", sagt man sich, wenn man den Gefangenen-Chor seines Fidelio hört. Dieser ist ein Nachtstück, wie weder Mozart noch Gluck uns eins hätten geben können, in welchem wir aber ein Kleinod unserer Opernmusik gewonnen haben . . . In dem Meere von Wohllaut wie bei einer Mozartschen Oper schwimmt man nicht, aber wie von mächtigen Strömungen fühlt man sich doch umrauscht, und man verläßt das Haus bis ins innerste gerührt und erschüttert; in keiner anderen Oper verbindet sich mit der musikalischen so innig die ethische Wirkung.

Wer heutzutage es wagen wollte, Beethovens 9. Symphonie nicht bedingungslos anzuerkennen und an dieselbe eine scharfe kritische Sonde anzulegen, der würde als Barbar verschrien werden; aber auch schon zu Lebzeiten von Strauß gehörte viel Mut dazu, gegen den Strom zu schwimmen und eine in vielen Punkten von dem Gros der Beethoven-Bewunderer sans phrase abweichende Ansicht auszusprechen. Er tat dies in einer besonderen Schrift, die im Jahre 1862 unter dem Titel „Beethovens 9. Symphonie und ihre Bewunderer. Musikalischer Brief eines beschränkten Kopfes"[1]) erschien. Er führte dort u. a. aus, daß die 9. Symphonie zwar beliebt, ja gewissermaßen populär geworden sei und die Konzertsäle jedesmal fülle. Auch gehen beim Eintreten der Menschenstimme nach $3\,^1/_2$ Vierteilen Instrumentalmusik, wo sich vor zehn Jahren die Haare gesträubt haben, die Herzen auf. Die tiefe Symbolik, welche in diesem Eintritt liegen solle, daß nur im Menschen und mit Menschen Lösung aller Qual blühe (das homo homini Deus Feuerbachs), dies Wort des Rätsels der 9. Symphonie, sei bereits zur Trivialität geworden, die der Jüngling seiner Dame ins Ohr flüstere. Und während unter Fortgeschrittenen längst kein Zweifel mehr darüber sei, daß mit diesem Werke Beethoven sich selbst übertroffen und der Musik neue bis dahin ungeahnte Bahnen geoffenbart habe, rede auch das große

[1]) Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts, Leipzig 1862.

Publikum sich einer besonderen Liebhaberei für dasselbe schon deswegen ein, weil niemand sich von der Zahl der Fortgeschrittenen ausschließen mag . . . „Gott verzeih' es dem Lehrer, der mich auf der Schule den halben Horaz auswendig lernen ließ; denn daher habe ich's doch, daß mir bei dieser Sache immer der Vers im Ohre summt: Humani capiti cervicem pictor equisnam. Und ich mag mich dadurch noch so sehr prostituieren, sagen muß ich's doch: wenn durch jene Formel die Abnormität der 9. Symphonie gerechtfertigt sein soll, so lasse sich meines Erachtens auch der Gott mit dem Hundskopf oder der Stier mit dem Menschenkopf als Kunstwerk rechtfertigen. Denn haben sie nicht auch ihr Teil Symbolik? Und sind sie darum weniger Monstra? Durch Nachweisung einer symbolischen Bedeutsamkeit wird, soviel ich sehe, ein Kunstwerk eben nur als bedeutsam, möglicherweise tiefsinnig, aber immer nicht als schön erwiesen, und Schönheit bleibt doch beim Kunstwerk, das erhabenste nicht ausgenommen, immer das Kunsterfordernis . . . Die reine Instrumentalmusik, im besonderen die Symphonie, geht von der Voraussetzung aus: Der Kreis menschlicher Gefühle und Stimmungen, welche zu einem in sich gegliederten und vollendeten Kunstwerk erforderlich sind, läßt sich darstellen ohne Mitwirkung der menschlichen Stimme, durch das bloße Zusammenwirken verschiedener Instrumente. Wogegen die Vokalmusik von der gegenteiligen Voraussetzung ausgeht: daß, wie das menschliche Empfinden vom Gedanken untrennbar und sein natürliches Organ die menschliche Stimme ist, so auch sein voller musikalischer Ausdruck nur durch die Menschenstimme in Verbindung mit dem Worte möglich sei. Beide Voraussetzungen sind jede an ihrem Orte richtig, und der Musiker kann sich beliebig auf den Boden der einen oder der anderen stellen, er kann in verschiedenen Produktionen zwischen beiden Voraussetzungen wechseln, aber — in einem und demselben Werk darf er das nicht, wenn er nicht dessen Einheit zerstören will. Wenn der Opernkomponist seiner Oper eine Ouvertüre vorausschickt, so sagt er uns gleichsam: seht, was ich euch sofort dramatisch-musikalisch vorführen werde, das kann ich euch schon vor der Hebung des Vorhangs in rein musikalischem Nebelbilde zeigen, aber der eigentliche Körper kommt erst nach. Es verläßt also der Opernkomponist mit der Ouvertüre seinen Standpunkt keineswegs, welcher die Vokalmusik (mit Begleitung) als die wahre voraussetzt. Dagegen stellt sich Beethoven in der 9. Symphonie von vornherein

ganz auf den entgegengesetzten Standpunkt. Er läßt sich mit der Instrumentalmusik so ernstlich, tief und anhaltend ein, als wäre sie das befähigte Organ, allen Inhalt seiner Gefühle in sich aufzunehmen — um sie dann am Ende beiseite zu werfen und nach der menschlichen Stimme als dem allein hierzu ausreichenden Organ zu greifen. Ausreichend, wozu? Zum vollen Ausdruck menschlicher Empfindungen überhaupt? Nein, zum Ausdruck der einen Art von Empfindung findet er sie offenbar ganz ausreichend, des Schmerzes nämlich, in allen seinen Formen und Farben; nur zum Ausdruck der anderen Hauptart von Gefühlen, der freudigen, soll sie nicht ausreichen, sondern dazu die Zuhilfenahme der menschlichen Stimme unerläßlich sein. Diese Behauptung gibt der Menschenstimme in Verbindung mit dem Wort zu viel und zu wenig: nein, nicht bloß die Freude, auch den Schmerz vermag nur sie in seiner ganzen Tiefe und Innigkeit auszudrücken; aber so weit die Instrumentalmusik das eine kann, kann sie auch das andere; einen rein instrumentalisch geschürzten Knoten zu lösen, bedarf es keines vokalen deus ex machina, oder wer vermißt denn einen solchen in desselben Meisters C-Moll- und A-Dur-Symphonie? . . . So oft im 4. Satz der Baß mit seinem Rezitativ einfällt, frage ich mich selbst, bin denn ich toll geworden oder die Musik? Es kommt daher, daß hier mit einem Ruck das Kunstwerk seinen Schwerpunkt verläßt und dadurch auch den Hörer umwerfen zu wollen scheint, und Beethoven vollends, der so unvergleichlich stärker in der Komposition für das Orchester als in der für die menschliche Stimme ist, der insbesondere in dem Schlußchor der 9. Symphonie die Menschenstimme eben nur als Instrument behandelt, wobei er aber das kontrapunktische Mark Händelscher Chöre vermissen läßt, wie mochte er insbesondere sich so in Nachteil setzen, wie die Gefahr einer solchen Antiklimax an der mißlichsten Stelle laufen? Denn mit allem Respekt vor dem auch von mir hochverehrten Meister sei es gesagt: diesen Schlußchor halte ich gerade für das Platteste in der ganzen 9. Symphonie."

Seiner Gewohnheit, seinen Gefühlen und Empfindungen der Liebe, Verehrung und Begeisterung auch dichterischen Ausdruck zu geben, ist David Friedrich Strauß auch den großen Tonmeistern gegenüber treu geblieben. In seinen musikalischen Sonetten[1]) hat er in poeti-

[1]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 110.

schem Gewande ausgesprochen, was er für Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und ihre unsterblichen Werke empfand. Nur einige dieser wertvollen Perlen seien hier zu einer Kette aneinandergereiht. Von Händel heißt es:

Das ist ein Mann! Er gleicht den alten Eichen,
In deren Ästen Gottes Stürme hausen
Und ihre Urweltsmelodien sausen:
Von deutscher Kraft ein unvergänglich Zeichen.

Mag auch die Zeit ihm manche Locke bleichen,
Der Mode Hauch an seinen Arien zausen,
Doch seiner Chöre, seiner Fugen Brausen
Wird bis ans Ende noch der Tage reichen.

Wie lieblich er vom guten Hirten singt!
Wie tief der Schmerz des Mittlers ihn durchdringt!
Wie er der Auferstehung Trost empfindet!

Bis dann des Halleluja Grundgewalt,
Der Preis, der von des Lammes Stuhle schallt,
Sünd', Höll' und Tod allmächtig überwindet.

Von Haydns „Schöpfung" singt er:

Wenn andre sich den Sohn zum Preise nahmen,
So mochtest du es lieber mit dem Alten,
Ich meine, mit Gottvater selber, halten
Und priesest in der Schöpfung seinen Namen.

Erst machst du Licht, dann zeigst du, wie die Samen
Der Dinge sich in seinem Strahl entfalten:
Der Pflanzen wunderwürdige Gestalten,
Die Tiere drauf, die wilden, wie die zahmen.

Und nun das liebe erste Menschenpaar,
Der Mann! das Weib! der erste Liebesblick!
Da geht das Herz dir auf, du guter Alter.

Erzengel bringen Gott ihr Loblied dar,
Doch ihm wie dir ist guter Menschen Glück
Der liebste Ton in seinem großen Psalter.

Von der „Zauberflöte" Mozarts sagt er:

Dem Gotte gleich, der aus den Torenstreichen
Der Menschenkinder Weltgeschicke flicht,
Hast du aus einem närrischen Gedicht
Ein Tönewerk erschaffen sondergleichen.

Schon warst du nahe jenen ernsten Reichen,
Wo jede Lebenstäuschung uns zerbricht;
Das Haupt umstrahlt von jenem reinen Licht,
Vor dem die bunten Erdenfarben bleichen.

Da schien der Menschen Tun dir Kinderspiel,
Du sahst den Haß in ewge Nacht gebannt,
Die Liebe sich zur Weisheit mild verklären.

Dank dir, verklärter Meister! nah dem Ziel,
Hast du uns Liebe noch herabgesandt
Vorklänge von der Harmonie der Sphären.

Unter den Beethoven feiernden Sonetten ist besonders beachtenswert dasjenige über „Fidelio", worin er ja seine Agnese so oft zu bewundern Gelegenheit hatte, also lautend:

Nicht in Sevillas Gärten, wo die Düfte
Von Rosen und Jasmin den Sinn verwirren,
Du führst uns hin, wo nächt'ge Vögel schwirren,
In kalte, moderfeuchte Kerkergrüfte.

Nicht süße Laute füllen hier die Lüfte
Von Mädchenchören, die wie Tauben girren:
Von Grabesseufzern nur und Kettenklirren
Tönt dumpfer Widerhall durch diese Klüfte.

Doch welcher Himmelsklang zerreißt die Nacht?
Ist's Liebe? Nein, das ist die Liebe nicht,
Die um das Schöne flattert, um das Neue.

Die ist's, die Ernst aus eitlem Spiele macht,
Die sich aus Dornen bleiche Rosen bricht,
Die Dulderin, Erlöserin — die Treue.

In den Briefen, die er an seine vertrauten Freunde, mit denen er Jahre bez. Jahrzehnte hindurch in regem Briefwechsel stand, richtete, spielen gleichfalls musikalische Fragen, Berichte über Opernvorstellungen und Konzerte usw., eine bedeutende Rolle. Auch in diesen Zuschriften gibt er wiederholt seiner Verehrung für die klassische Musik beredten Ausdruck, während er die neudeutsche Musik und deren Vertreter gründlich perhorresziert. Mögen hier einige Proben dieser seiner brieflichen Urteile folgen.

Nach der Aufführung einer Bachschen Matthäus-Passion schrieb er aus Darmstadt, 27. März 1869, an Rapp:

„Bachs Matthäus-Passion hat mich mächtig angezogen, es ist ein Kunstwerk strengster, sublimster, edelster Art. Händel schüttet sich voll aus und wirkt daher gewaltiger, Bach hält mehr an sich, will nur sich und der Sache genügen. Nie wird darum eine Bachsche Passion so populär werden wie der Messias, aber man ahnt, daß der Musiker vom ersten noch mehr als vom letzteren lernen mag. Unvergleichlich ist und bleibt das Goethesche Wort: Man darf die Bachsche Musik nicht merken lassen, daß man ihr zuhört, (er ließ sie sich im Bett vorspielen), denn sie spielt für sich selbst."

Wie schon erwähnt, konnte der große Bewunderer auch ein großer Hasser sein. Für Richard Wagner, Franz Liszt und andere Chorführer der neudeutschen Musik hatte er keine Sympathie, und er ergriff jede Gelegenheit, um namentlich über den ersteren mit Gründlichkeit herzuziehen und die Fehler und Schwächen des letzteren scharf zu analysieren. Hierzu kam, daß er, mit dem Komponisten und Kapellmeister Franz Lachner in München sehr befreundet, zu seinem lebhaften Schmerze erleben mußte, daß dieser infolge der „Zukunftsmusik" von seinem Kapellmeisterposten zurücktreten mußte. Er nahm an dessen Schicksal solchen Anteil, daß er sein Empfinden in einigen formvollendeten Sonetten aussprach, die dem genannten Tonkünstler große Freude bereiteten. Hier nur eines derselben:

Den Stab, den lange ruhmvoll du geschwungen,
Mit dem, ein Feldherr, du gebotst den Tönen,
Ihn hat, geschickt im Wühlen, keck im Höhnen,
Dir schnöder Undank aus der Hand gerungen.

Vom hohen Geiste deiner Kunst durchdrungen,
Nahmst du als Ziel dir vor, zum echten Schönen
Die Sinne wie die Herzen zu gewöhnen:
Und dieses Lebenswerk ist dir gelungen.

Abwartest du mit Ernst die trüben Wasser
Der Modekunst, den Schwarm der wirren Geister,
Die uns das Chaos gerne wiederbrächten.

Das schuf dir manchen Neider, manchen Hasser;
Doch eilt die Muse dir dafür, o Meister,
Den vollen Lorbeer in das Haar zu flechten.

Seine Äußerungen über Richard Wagner lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Schon 1851, als das Problem der Zu-

kunstsmusik noch keineswegs ein brennendes war, schreibt er über ihn aus Weimar, 14. Oktober 1851, an Friedrich Vischer:

„Die Musiker hier, deren einen ich kennen lernte, sind alle toll von einem gewissen Wagner, der den Lohengrin usw. komponiert hat und mir aus allem, was ich von ihm weiß, als eine Art von musikalischem Rohmer zuwider ist" (Friedrich Rohmer, 1814—1857, spielte sich als philosophisch-politischen Messias auf und wurde von einer Anzahl seiner unbedingten Anhänger als solcher bewundert.).

Und einige Tage darauf heißt es in einer Zuschrift an Wilhelm Strauß:

„Bei Liszt, der hier Kapellmeister ist, einem Violinquartett beigewohnt und mich dabei von der russischen Fürstin Wittgenstein, die er nächstens heiraten wird, anrauchen lassen — was will man mehr! Das Quartett ist gut, nur sind die Leute etwas rapplig durch einen allerneuesten Komponisten, namens Wagner, der sich hier aufgehalten hat, so daß ihnen Beethoven selbst noch nicht toll genug ist, wenigstens spielen sie seine spätesten krausesten Sachen am liebsten."

Je älter er wurde, desto erbitterter äußerte er sich über den Meister von Bayreuth, der ihm, wie gesagt, auch in seinen menschlichen Eigenschaften großen Widerwillen einflößte. Die Auslassungen sind zum Teil so drastisch, daß deren wörtliche Wiedergabe sich hier verbietet. Die harmloseste ist wohl noch die Bemerkung, die wir in einem Briefe an Rapp — Darmstadt, 21. Januar 1872 — finden. Er erzählt dort von einem Richard-Wagner-Konzert, in welchem Wagner vier Taktstöcke zerschlagen habe, die seine Gemahlin habe mit Inschriften versehen lassen und aufhebe.

Richard Wagner revanchierte sich für die Antipathie, die Strauß für ihn hegte, indem auch er sich über den Verfasser des „Leben Jesu" sehr abfällig äußerte. Dieser fand dies begreiflich, denn er schrieb einmal einem Freunde: „Richard Wagner hat insofern recht, wenn er über mich schimpft, als ich immer jede Gelegenheit ergriffen habe, meinen Abscheu vor ihm als Mensch wie als Musiker nachdrücklich auszusprechen."

Während ihm zwar auch Liszt als Komponist und Anhänger der neudeutschen Richtung antipathisch war, ließ er ihm doch als Virtuosen volle Gerechtigkeit widerfahren. In einem Briefe an Rapp — Sondheim, 13. November 1843 — entwirft er von ihm die nachstehende kurze Charakteristik:

„Franz Liszts Persönlichkeit hat etwas Paganinisches. Der ist und bleibt doch das Original für alle diese Virtuosen. Hager, bleich, scharfe Gesichtszüge, langes Haar, die Bewegungen hastig — übrigens im Umgange gar nicht übel, man sieht ihm zu seinem Vorteil an, daß er kein Norddeutscher ist. Der Ungar steht dem Schwaben weit näher, als der Berliner."

Von den Geigenvirtuosen war ihm Josef Joachim am liebsten; er nennt ihn in einer Zuschrift an Zeller — Darmstadt, 23. November 1865 —: „einen Geiger, dem die heilige Cäcilie ihre goldenen Schuhe schenken dürfte."

Wie über Musik, so hat sich Friedrich Strauß an zahlreichen Stellen seiner Schriften und in vielen Briefen wiederholt über die Schauspielkunst geäußert. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf seine Abhandlungen über Lessings „Nathan den Weisen"[1]), über Karl Immermann[2]), „Der alte Schauspieldirektor"[3]) usw., und auch hier zeigt er sich nicht nur als ein theoretischer, sondern auch als ein praktischer Kenner der Bühne, sowie der namhaftesten und glänzendsten Vertreter der Schauspielkunst in alter und neuer Zeit.

Er ist zwar kein leidenschaftlicher Anhänger der fahrenden Komödiantentruppen, aber immerhin ein Verteidiger derselben. Man brauche nicht so weit in der Romantik zu gehen und werde doch eine Einrichtung, bei der ein Eckhof und Schröder groß geworden, und durch die ein Ludwig Devrient und Karl Seydelmann wenigstens in ihren Anfängen hindurchgegangen seien, in Ehren halten müssen; auch bewähre dieselbe stets von neuem ihre unverwüstliche Lebenskraft: „So wenig ihr früher die stehenden Hof- und Stadttheater den Garaus haben machen können, so wenig ist dies, wie vielfach vermutet wurde, durch die Eisenbahnen geschehen; und in den sogenannten Volkstheatern, die sich neben den Hofbühnen in den meisten größeren Städten auftun, gewinnt das eigenwüchsige, von keiner Intendanz abhängige Schauspielwesen eine neue Zukunft. Noch immer ziehen die stehenden Bühnen manches schöne Talent aus den wandernden Truppen, und auch unter denen, die im Kreise der letzteren verharren, sind höchst ehrenwerte und eigentümliche Kräfte nicht selten."

---

[1]) Gesammelte Schriften, Band 2, Seite 43 ff.

[2]) a. a. O. Seite 159.

[3]) a. a. O. Seite 345.

Vielleicht das Glänzendste und Eindringlichste, was je über Lessings „Nathan den Weisen" geschrieben wurde, rührt aus der Feder von Strauß her. Die aus einem Vortrag hervorgegangene eingehende Abhandlung ist überaus reich an treffenden ästhetischen Urteilen und Betrachtungen. Wir lassen hier die ethischen Gedanken, denen Strauß Ausdruck gibt, beiseite und heben nur hervor, daß er in überaus gelungener Weise dartut, warum dieses didaktische Drama auch auf der Bühne eine so tief empfundene Wirkung erzielen mußte, obschon Lessing, der die Aufführung seines Stückes nicht mehr erlebte, die Meinung ausgesprochen, daß „Nathan der Weise" auf der Szene keinen Effekt hervorrufen werde. Mag aus dem so meisterhaften Essay nur der Schluß auszugsweise aus dem Grunde hier reproduziert werden, weil auch daraus der große und weite Horizont des Verfassers sich erkennen läßt: „Während die dramatische Handlung, die Bezüge und Schicksale der auftretenden Personen die Aufmerksamkeit spannen und das Gemüt in Anspruch nehmen, steigt allmählich der hohe Sinn des Ganzen, wie ein fernes Gebirg vor dem Wanderer, vor dem Geiste auf, und die goldenen Sprüche, dem Zuschauer oft wörtlich oder doch dem Sinne nach längst vertraut, Sprüche, auf denen der ganze sittlich-religiöse Bildungsstand der Gegenwart beruht, geben dem Spiele das sich vor uns abrollt, eine heilige Weihe, dem empfänglichen Zuschauer eine andächtige Stimmung. Dabei vermißt man die stärker packenden Eindrücke eigentlich drastischer Stücke so wenig, als man bei den tiefen Friedensklängen von Mozarts ‚Zauberflöte' die mannigfaltige Charakteristik, und die schäumende Leidenschaft in den Melodien seines ‚Don Juan' vermißt. In beiden Letztlingswerken, dem des Dichters wie des Tonsetzers, so verschiedenartig sie übrigens sein mögen, offenbart sich eine zur Klarheit und zum Frieden mit sich hindurchgedrungener, in sich vollendeter Geist, an den, weil er jede innere Trübung überwunden hat, auch keine Störung von außen mehr ernstlich heranreicht; sie sind Werke, über welche hinaus dem Genius, der sie geschaffen, kein höheres mehr möglich war, Werke, welche das Licht der Verklärung schon umfließt, worein ihre Urheber bald nachher im Tode eingegangen sind. Dergleichen aus einer besseren Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiten, sind uns aber nicht zu tatlosem Genuß, zu bloßer

ästhetischer Anschauung gegeben: vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weiteren oder engeren Kreise, als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."

Als Ästhetiker ersten Ranges zeigt sich Strauß in seinen zahlreichen scharfsinnigen und geistvollen Bemerkungen über die Tonkunst, das Schauspiel, die Malerei und Bildhauerei, sowie die einzelnen hervorragenden Vertreter der hier genannten Künste. Aus der Fülle derselben können wir begreiflicherweise nur das Bemerkenswerteste hier hervorheben:

„Was Vischer von der lyrischen Poesie sagt, daß sie nicht bloß wie die übrigen Künste dem Kriege nachfolgt, von ihm den Stoff und die Stimmung empfängt, sondern mit ihm geht (ich setze hinzu: mitwirkend in ihn eingreift), das gilt auch in höherem Maße von der Musik." (Aus einem Brief an Vischer, Pfingstsonntag, 1872.)

„Wie der, der eine belegte Zunge hat, den Geschmack der Speise nicht spürt, so gibt es auch Zustände, wo Ohr und Herz belegt sind und Musik nicht in sich aufnehmen können."
(Aus einem Brief an den Obigen, München, 31. Januar 1849.)

„H. Grimm schreibt: Dürer sei kein Künstler; er, der das erste und Haupterfordernis des Künstlers, nämlich die Phantasie, in einem Überfluß besitzt, der den Mangel mancher Generationen von Künstlern abhelfen könnte! Was ihm fehlt, ist der Sinn für schöne Formen. Aber wem fehlt denn der nicht unter den deutschen Malern bis auf ihn? Er ist eben ein deutscher, ein nordischer Künstler. Aber dafür ist er auch der deutsche Maler ‚im höchsten Sinne', in dem sich alle Vorzüge und Mängel dieser Nationalitäts- und Geistesart konzentrieren. Dürer kein Künstler! Das soll einer sagen können, der seine zwei Passionen, sein Leben Mariae und besonders seine Apokalypse auch nur durchblättert hat! Wo von allen Seiten Bäche und Ströme der überreichsten, unerschöpflichen Phantasie über uns herstürzen! Und

in den Schranken — wenn nicht der Schönheit, doch der Kunst — gehalten durch die solideste Kenntnis der Gestalten, die fertigste, gründlichste, gewissenhafteste Technik, das tiefste menschliche Gefühl. Aber in diesen Sachen, an Holzschnitten und Radierung, hat man den eigentlichen Dürer zu suchen. Auch in der Ölmalerei leistet er Herrliches, und was er, nachdem sich auch seine Begriffe über einfache Naturschönheit berichtigt, noch hätte leisten können, zeigen seine Evangelisten. — Aber gleich groß war er allerdings als Mensch, und gerade da fand er das einfache, schöne Maß leichter, als auf dem Gebiete der Kunst. Das ist es nun, was dem heutigen Fratzengeschlecht nicht einwill. Was sie als Künstler bewundern, diese R. Wagners, diese Makarts, sind als Menschen solche sybaritische Lumpen oder blasphemische Selbstbewunderer, daß man sich mit Ekel abwenden muß.

(Aus einem Brief an Rapp, Ludwigsburg, 21. Januar 1874.)

„In betreff der Sixtinischen Madonna in der Dresdener Galerie hatte mich Ruhmors Bericht fast ängstlich gemacht, ein Werk von zweifelhafter Antiquität zu finden, allein bei Anschauung fand ich mich einmal wie das andere ganz einfach überwältigt und so, wie mir dies noch bei keinem Kunstwerk begegnet ist. Eine solche Unendlichkeit in einem Blick weiß ich sonst nirgends. Wie vieles möchte ich noch sagen von Holbeins Madonna, mit der Bürgermeisterfamilie, der Tizianischen Venus, den herrlichen Ruysdaels, Correggios Licht, Schatten und zweifelhafter Erscheinung, in anderer Hinsicht von Rembrandts Ganymed, der mich förmlich unglücklich machte und mich durch die nordische Häßlichkeitslust, die er verrät (denn Humor suchte ich vergeblich darin), vollends ganz von diesem Manne, den ich geliebt habe, abwandte — doch das Papier geht zu Ende."

(Aus einem Brief an Vischer, 13. Februar 1851.)

„Giovanni Bellini heißt der Patriarch der venetianischen Malerschule, dessen Madonnen und Christkinder mit den Geigern und blasenden Engelknaben von herber Süßigkeit und grad zum Herzen gehender Wahrheit sind. Von da an geht die Rose rasch in die reichste und glühendste Blätterfülle auseinander, Tizian mit seinen Juno-Madonnen und Venus-Magdalenen, Paul Veronese, der die Hochzeit zu Kana und das Mahl des Levi als venetianische Festmahlzeit be-

handelt, wenn er auch noch nicht so weit geht, wie ein späterer, der bei der Hochzeit zu Kana einen Flügel aufstellte. Die Leute schöpften aus dem reichen Leben ihrer vollen Gegenwart und taten recht daran." (Aus einem Brief an Käferle, München, Trinitatis 1851.)

„Die Venus von Knidos ist ein ebenso hohes Kunstwerk wie die Antigone von Sophokles oder die Iphigenie von Goethe, und zwar nicht bloß quantitativ trefflich, aber in verschiedener Art, sondern auch auf ganz verwandte Weise und wesentlich durch dieselben Mittel wie diese." (Aus einem Briefe an Rapp, 22. Februar 1849.)

Venus von Knidos.

Hieher kommt und empfanget die heilige Weihe der Schönheit,
Die ihr euch lauteren Sinns wisset und reinen Gemüts.
Wehrt auch Profane nicht ab; sie sehn liebreizende Glieder,
Aber die Göttin entzieht sich dem besudelten Blick.

Der Bau des Kölner Domes entstand in erster Linie durch die Frömmigkeit einer Zeit, die auch die Kunst ausschließlich in den Dienst der Religion genommen hatte, die ihren frommen Bedürfnissen nur durch Aufstellung solcher Gebäude, als Sammelpunkte und Symbole ihrer Andacht, zu genügen wußte . . . Hierarchie auf der einen Seite und romantischer Kunstdilettantismus auf der anderen. Der gotische Dom ist der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit des Mittelalters sozusagen auf den Leib zugeschnitten. So wie diese eine Veränderung erfuhr, wie die Menschheit anfing, in den Banden der allbeherrschenden Kirche sich nicht mehr behaglich zu fühlen, erlahmte auch der Trieb, Gebäude hinzustellen, die eben nur dieser Art von Frömmigkeit entsprachen." (Aus „Deutsche Gespräche", unpolitische.)

Daß der Geistesklarheit des Protestantismus nur das helle, ungebrochene Licht farbloser Scheiben, nicht das dämmernde Helldunkel der bunten Fenster angemessen ist, bedarf meines Beweises nicht. Doch will ich den gemalten Fenstern, soweit Reste davon in protestantischen Kirchen noch vorhanden, also wo sie herkömmlich sind, nichts anhaben; nur neue malen und einsetzen zu lassen, halte ich, wenn es nicht versteckte Katholiken sind, die sie stifteten, für ein Handeln solcher, die nicht wissen, was sie tun. (A. a. O.)

Schönes zu bilden, ist schwer, doch wer das Entsetzliche selber
Schön zu gestalten erstrebt, rang um den obersten Kranz.[1])
(Aus „Epigramme aus der Glyptothek".)

Praxiteles.

Ja, du liehst mir das Wort, germanischer Dichter: das Ewig-Weibliche, welches du sangst, hab' ich in Marmor geformt.

Wie der Dichtkunst, so mißt David Friedrich Strauß auch der Musik, der Schauspiel- und bildenden Kunst eine große moralische, ethische, Geist, Herz und Gemüt veredelnde Wirkung bei. In seinem Werk: „Der alte und der neue Glaube" bezeichnet er die unsterblichen Schöpfungen großer und fruchtbarer dichterischer und musikalischer Meister als Ersatzmittel für die Kirche. Während nicht einmal alle Theologen, geschweige denn die Gebildeten und Ungebildeten unter dem Volke, die Bibel verstehen, habe jedermann Verständnis und Empfänglichkeit für die herrlichen Ideen, Gedanken und Empfindungen, die in den Werken unserer klassischen Dichter, unserer großen Musiker und unserer Künstler leben und weben. Sie bieten die beste Nahrung für Geist und Gemüt, indem sie gleichsam naturnotwendig den Beruf haben, die im Gewirre der Erscheinungen sich erhaltende, aus dem Widerstreit der Kräfte sich wiederherstellende Harmonie des Universums in beschränktem Rahmen uns anschauen oder doch ahnen zu lassen. Daher die innige Verbindung, worin wir von jeher bei allen Völkern die Kunst mit der Religion finden. Alle großen Schöpfungen der Kunst wirken deshalb in diesem Sinne religiös. Hier der Weisheit letzter Schluß, den Strauß aus seinen ästhetischen Betrachtungen zieht: „Unser Gott nimmt uns nicht von außen in seinen Arm, aber er eröffnet uns Quellen des Trostes in unserem Innern . . . Er bringt uns zuletzt unvermerkt durch die freundliche Macht der Gewohnheit dahin, auch in minder vollkommenem Zustande, wenn wir einem solchen verfallen, uns anzubequemen und endlich einzusehen, daß unser Befinden von außen her nur seine Form, seinen Gehalt an Glück oder Unglück aber nur aus unserem eigenen Innern empfängt."

[1]) Gesammelte Schriften, Band 12, Seite 95 ff.

VIII.

Strauß über Liebe, Frauen und Ehe

Wir wissen, daß Strauß eine höchst sensitive Natur war, und daß auf seinen empfänglichen Sinn, sein weiches Herz und sein tiefes Gemüt den mächtigsten Einfluß seine von ihm über alles geliebte, ja vergötterte Mutter übte. Kein weibliches Wesen wirkte auf seine geistige Entwicklung und Herzensbildung so nachhaltig, wie gerade sie. In dem schon erwähnten herrlichen Aufsatz, den er zu ihrem Andenken veröffentlichte[1]), bekennt er ausdrücklich, was er alles ihr zu verdanken habe, und welches Glück es ihm bereitete, wenn er in allem, was er tat, den Beifall, die Zustimmung und die Ermunterung seiner Mutter fand. War er doch sowohl in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner ganzen literarisch-wissenschaftlichen Eigenart gleichsam ihr Abbild. Der Sohn rühmt ihren hellen Geist, ihre Freude am Lernen und ihr eisernes Gedächtnis, aber auch ihre freiheitliche und freisinnige Lebens- und Weltanschauung; auch den Umstand hatte er mit ihr gemein, daß theologische bzw. religiöse Fragen sie stets aufs eifrigste beschäftigten. Man glaubt, daß er ein Selbstbekenntnis ablegt, wenn er von der Mutter sagt:[2]) „Das Mittel, wodurch sie für sich aller Kümmernisse, aller Verstimmungen Meister wurde, war unausgesetzte, pflichtmäßige Tätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, welche, sofern nur der Mensch nach Kräften das Seinige tue, zuletzt alles wohl machen werde. Darin bestand im Grunde auch ihre Religion; es war eine Religion des gewissenhaften Handelns auf der einen,

---

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 81 ff.

[2]) a. a. O., Seite 99.

des gläubigen Vertrauens auf der anderen Seite . . . Die Mutter machte sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem er (sein Vater) sich behänge, während ihr Glaube so kurz und einfach beisammen sei. Christus, über dessen göttliche Natur, dessen geheimnisvoll heiligen Namen, dessen welterlösendes Opferblut der Vater sich in düsteren Spekulationen erging, war der Mutter ein weiser, gottgesendeter Lehrer, ein tugendhafter Mensch, dessen Martyrtum uns aber nicht helfen konnte, wenn wir nicht seiner Lehre nachlebten, seinem Beispiele folgten. Bibellesen, Kirchengehen, mit mechanischer Regelmäßigkeit als verdienstliches Werk oder auch nur als vermeintliche Religionspflicht betreiben, waren ihr lächerlich . . . Sie selbst besuchte die Kirche gern, doch nur, wenn sie einen Prediger wußte, der in ihrem Sinn erbaulich, d. h. mit hellem praktischen Geist und zugleich mit Wärme und Gefühl predigte . . . Sie war sich nicht bewußt, daß sie mit ihrer immer frischen Tätigkeit, ihrem reinen, liebreichen, anspruchslosen Sinn, den Himmel schon hier im Busen trug."

Als die kluge, edle und gute Frau im März 1839 im Alter von 67 Jahren starb, hatte ihr Sohn noch nicht jene Ehe mit der berühmten Sängerin Agnese Schebest geschlossen, in der er, der einsame, verfolgte und so furchtbar angefeindete radikale Bibelkritiker, das Glück seines Lebens zu finden glaubte. Er pries die Verstorbene glücklich, daß sie die schlimmen Stürme nicht erlebt, welche wenige Jahre nachher in dieser Liebesehe sein Lebensschiff gegen die Klippen schleuderten, so daß er an irdischem Glück ein für allemal Schiffbruch litt. Daß ein Mann mit solchen tiefen Eindrücken und so herben Erfahrungen auch über das Kapitel: „Liebe, Frauen und Ehe" viel zu sagen hatte, liegt auf der Hand. Er erscheint auf diesem Gebiete als ein Praktiker ersten Ranges, und wenn auch so manche seiner Aussprüche und seiner Ideen eine entschieden subjektive Färbung haben und aus begreiflichen Gründen jene klare Objektivität vermissen lassen, die seine sonstigen Gedanken auszeichnet, so verdienen sie doch besondere Beachtung, denn sie sind in hohem Grade bezeichnend sowohl für den Denker, als für den Menschen.

Betrachten wir zuvörderst den Poeten Strauß, sofern er seine Stimmungen und Eindrücke, das „Ewig-Weibliche" betreffend, in dichterischem Gewande wiedergibt. Sein „Poetisches Gedenkbuch" ist besonders reich an solchen Sentenzen, Maximen und — Para-

doxen; diese schlichten kleinen Lieder sind gleichsam stille Seufzer seines Herzens und Spiegelungen seines Schicksals, für seine liebsten Freunde und Vertrauten bestimmt und ursprünglich nicht in der Absicht geschrieben, veröffentlicht zu werden:

Mädchenstirnen kleiden Kränze schön,
Blumenkronen stehn dem Lenze schön.

O dreimal glücklich, wer gefunden hat,
Wer seiner Liebe sich verbunden hat!
Der, was von ferne sehnend er erstrebt,
Nun zur Erfüllung aller Stunden hat!
Jetzt freut er sich der Hindernisse selbst,
Die er beharrlich überwunden hat,
Der Kämpfe, deren Preis er nun besitzt,
Doch längst verschmerzt die vielen Wunden hat.
Er lacht des Toren, der des Ruhmes Wild
Gehetzt mit atemlosen Hunden hat.
Wie griffe wohl nach faulen Früchten noch,
Wer selbst die vollen und gesunden hat?
Wie lockte den des Augenblickes Lust,
Der Seligkeit einmal empfunden hat?

Den Frauen war ich immer hold,
Sie aber sind mir's nie gewesen.
Was ich von Frauenliebe sang,
Ist eitel Poesie gewesen.
Wohl ist mir freundlich heute die
Und artig morgen die gewesen,
Das Weit're sind Gefühle nur,
Die ich den Schönen lieh, gewesen.
Ein glatt Geschwätz ist glücklicher
Als Geist und Phantasie gewesen,
Oft ist mein Mahnruf an mich selbst
Ein ernstes: Jüngling, flieh! gewesen
Doch immer bin wiederum
Im Netz, ich weiß nicht, wie gewesen.

Ein Eheband zu knüpfen, rede du
Nimmer zu,
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.

Doch wollen Gatten wieder trennen sich,
Da widersprich!
Denn wenn ein Bund sich löst, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel.

Hero und Leander von Schiller.

Griechen, unser Liebespärchen,
Sprößlinge des schönen Volkes,
Das sich leichter Kleidung freute, —
In des deutschen Dichters Liede,
(Eines hochbegabten Dichters,
Und das Lied auch ist vortrefflich),
Welche bauschigen Gewänder,
Krinolinen, Pluderhosen!
Mythologische Redensarten,
Tragen sie auf ihren Leibern,
Immer hat es mich gewundert,
In den bauschigen Gewändern
Luftgeschwollen gleich Ballonen,
Wie sie nur ertrinken konnten!

Daß er das Familienleben als solches in seiner echt deutschen treuen Gesinnung wohl zu schätzen wußte, und daß er für den unermeßlichen Kummer, den er in seiner Ehe erfahren mußte, in seinen beiden Kindern Fritz und Georgine, sowie später in seinen Enkelkindern, Ersatz fand, wissen wir aus seinem eigenen Munde und das verraten auch die zärtlichen, sinnigen und innigen Gedichte, die er an seine Lieben richtete und die von dem tiefen Gemüt des Verfassers Zeugnis ablegen. Man wird diese Kinderlieder im wahren Sinne des Wortes gewiß noch jetzt mit Interesse lesen. Hier einige Proben dieser seiner dichterischen Ergüsse. An seinen Sohn Fritz ist ein längeres Gedicht gerichtet, dem nur die beiden Schlußverse entnommen seien:

Ob die Kräfte mir zerronnen,
Ob das Leben selbst entfloh'n:
Hab' ich doch indes gewonnen
Einen Freund mir in den Sohn.

Nur kein Zagen, nur kein Zittern!
Selbst in Nächten ist's noch hell,
Und zur Seite jedem bittern
Sprudelt auch ein süßer Quell.

Als seine Tochter Georgine einem Zwillingspaar das Leben schenkte, richtete der damals schon schwerkranke, hochbeglückte Vater und Großvater am 20. Oktober 1873 das folgende reizende Poem an sie:

Selt'ne Post klingt mir entgegen
Aus dem fernen lieben Ort:
Gott erbarm sich! welcher Segen
In der engen Wiege dort.
Schnell in Ernst verwandelt haben
Höh're Mächte unsern Scherz,
Und du drückst statt eines Knaben
Zwei ans frohe Mutterherz.

Ja, ans frohe! Keine Sorgen,
Gute Tochter, dir gemacht!
Seinen Rat bringt jeder Morgen,
Ihren Traum hat jede Nacht.
Wie das Kleeblatt deiner Kinder
Treu bis heute du gehegt,
Wird das Zweiblatt auch nicht minder
Froh von dir herangepflegt.

Und wie groß, wie freundlich zeiget
Sie auch hier sich, die Natur.
Weil der Stamm sich dorrend neiget,
Schmückt den Zweig sie reicher nur.
Neu auf seinem letzten Pfühle
Fühlt der Alte sich erfrischt,
Da sich in die Todesschwüle
Jungen Lebens Ahnung mischt.

Gleichzeitig verfaßte er noch ein echtes und rechtes Kindergedicht für seine Zwillingsenkelchen, das ich unbedingt zu den schönsten, weil tief empfundensten Liedern der deutschen Jugendliteratur rechnen möchte. Ein köstlicher Humor prägt sich darin aus. In der Einleitung spricht er von der Storchenbotschaft, die einen Gatten erschrecken könne, wenn zwei Störche ihn wecken, aber auch eine kluge Frau wisse, daß eins gerade genug sei. Wenn dann Zwillinge erscheinen, frage sie: „Lachen oder weinen?" Der alte Großpapa nicht minder seufze in den schlanken Beutel: „Alles eitel, alles eitel!" Und nun schildert er die Entwicklung der Kleinen von der zartesten Kindheit bis in ihr Jünglingsalter:

Nicht an Streichen, nicht an Schwänken
Fehlt es auf der Schule Bänken.
Wenn zur Abwehr grober Alten
Fest die Zwei zusammenhalten.

Ist die Dienstzeit dann erschienen,
Werden sie zusammen dienen,
Und man nennt sie Dioskuren
Gleich an Wuchs, Gesicht, Monturen.

Ob nun weiter hohe Schule,
Ob Kontor und Baumwollspule —
Wenn sie nur sich tüchtig regen,
Ist daran nicht viel gelegen.

Und sie werden's. Glaubt mir heute,
Was ich schaue, was ich deute;
Selbst werd' ich's nicht mehr erleben,
Doch ich seh's in Lüften schweben.

Einst mit Eurem Zwillingsschrecken
Werdet ihr euch selber necken,
An Geburts- und Jubeltagen,
Fröhlich euren Gästen sagen:

Unsre großen Drei in Ehren.
Doch was würden wir entbehren,
Hätten wir die Zwillingsrangen
Nicht als Nachtisch noch empfangen.

Noch in vielen anderen Gelegenheitsdichtungen gibt er der Freude seines Herzens über das Zwillingspärchen Ausdruck. Von seinem Krankenbette aus, todkrank darniederliegend, wünscht er sich noch einmal über den Neckar und Rhein zu wandern und die sieben Berge zu sehen und nach der Stadt zu pilgern, die ihm den liebsten Schatz abgenommen habe. Wie gern möchte er die Straße und das Haus betreten, wo Mutter und Kinder hinausschauen und in Sehnsucht den Großvater erwarten. Dort in der Kammer liegt nun das Zwillingspärchen so wohlig und nett:

Hütet die Äugchen
Hübsch vor dem Licht,
Nur euren Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig schlaft weiter
Nach Kinder Brauch,
Bald schläft der alte
Großvater auch.

Zu Weihnachten 1873 wurde ihm eine unendliche Freude bereitet: Georgine mit ihrem Zwillingspaar erschien bei dem Großvater zum Besuch. Bei den flimmernden Strahlen der Weihnachtskerzen und den frohen Gesichtern gedenkt der Großvater begreiflicherweise mit besonderer Liebe und Zärtlichkeit der Anwesenden und seinen Wünschen und Gaben fügt er auch ein Verslein bei, das schon deshalb auf besonderes Interesse Anspruch machen kann, weil es von der Sprachvirtuosität und der dichterischen Formgewandtheit noch des so schwer Leidenden ein beredtes Zeugnis ablegt:

Ei ihr feinen,
Holden Kleinen,
Das ist schön!
Eure Flügel
Dort vom Hügel
Hört ich weh'n.
Guten Morgen!
Meiner Sorgen
Fühl' ich schon ein Teil zergeh'n.

Frische Helle
Dieser Zelle
Spendet ihr;
Frühlingslüfte,
Himmelsdüfte
Bringt ihr mir.
Engelknaben
Müssen haben,
Pärchen, deine Form und Zier.

Doch schon weichet
Ihr, es bleichet
Euer Licht.
Zu den Euren
Heim zu steuern
Dünkt euch Pflicht.
Eins ermesset
Nur: Vergesset
Ganz den kranken Alten nicht.

Diesen poetischen Ergüssen von Strauß sei noch als Epilog ein Verslein hinzugefügt, worin er die alte, treue, langjährige Dienerin seines Hauses, Caroline, noch kurz vor seinem Abeben besingt, aufs deutlichste bekundend, welche dankbare Gesinnung ihn ausgezeichnet:

Durch drei Geschlechter hast du unverdrossen
Dem Haus gedient, dem du dich angeschlossen,
Großvater, Eltern, Tante wohl verpflegt,
Mit treuer Hand ins Leichentuch gelegt.
Den Bruder drauf, an mir dein Amt noch tu,
Dann winkt auch dir die wohlverdiente Ruh'.

Zu den prosaischen Maximen, Reflexionen und Anschauungen von Strauß über Liebe, Frauen und Ehe übergehend, die sich teils in seinen Werken, teils in seinen Briefen vorfinden, machen wir auch hier die Wahrnehmung, daß der Verfasser im großen und ganzen grau in grau malt, daß aber der ausgesprochene Misogyn im allgemeinen treffliche, gesunde und kernige Ansichten speziell über Ehe und Ehescheidung bekundet.

Ich habe schon erwähnt, daß die Mutter unseres Bibelkritikers einen tiefgehenden und maßgebenden Einfluß auf die geistige und Gemütsentwicklung ihres großen Sohnes ausübte. Er selbst gibt das freilich nicht im vollen Umfange zu, aber er kann doch nicht die Tatsache der Einwirkung in Abrede stellen. Über dieses Moment äußert er sich in interessanter Weise in einer Zuschrift an Rapp (Stuttgart, den 9. April 1839) mit den Worten:

„Aller guten Eigenschaften in mir bin ich mir als meiner Mutter Mitgift bewußt, bis auf den guten Stil, der ist ein bestimmtes Erbstück von meinem Vater. Aber viele gute Eigenschaften, die sie hatte, vermisse ich in mir; so die Fähigkeit für das Große, die sie nicht an der Geschäftigkeit in dem Kleinsten hinderte, daß sie die Kunst verstand, durch gleichmäßig und sozusagen taktfest fortgesetzte Tätigkeit aller Gemütsverstimmungen Meister zu bleiben, alle Schmerzen zu überwinden, und wie geläutert von allem Irdischen war unter lauter irdischer Tätigkeit dieses Gemüt! Sie verschmähte alle Überschwenglichkeit und allen Formendienst in der Religion... Ihr Wahlspruch war ganz eigentlich der, sich nicht dienen zu lassen, sondern zu dienen... Ich bin immer nur zur Hälfte ihr Sohn, nur

halb ihrer wert. Wenn mich etwas erfreut oder sonst Eindruck auf mich macht, so nimmt mein Gemüt noch immer den gewohnten Fluß zur Mutter hin, um sich ihr mitzuteilen".

Von der Frau als solcher, namentlich von der Ehegattin, dachte er sehr hoch, und der Maßstab, den er an sein Ideal anlegte, war ein sehr strenger. Vielleicht geschah es aus diesem Grunde, daß er in der Wirklichkeit, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, sich entnüchtert fand! Als phantasiereicher Schwärmer erscheint er uns in seinen Briefen an vertraute Freunde, so zum Beispiel in demjenigen an Märklin (Stuttgart, den 9. November 1848), wo er bezugnehmend auf seine damals schon von ihm getrennt lebende Gattin, Agnese Schebest, dem Freunde unter anderem schreibt: „Im Bedürfnis, ein Weib liebend im Herzen zu tragen, und gerade an dieses Weib durch die Kinder, durch die Erinnerung schwerer Tage, und durch die bessere Grundlage ihrer Natur besser gebunden, benutze ich die Entfernung von ihr, sie mir so vorzustellen, wie ich sie haben möchte, um dadurch den quälenden Widerspruch zwischen meinem Bedürfnis und ihrer Beschaffenheit wenigstens in der Einbildung auszugleichen."

Wir wissen, daß David Friedrich Strauß in theologischer, philosophischer und naturwissenschaftlicher Beziehung eine allmähliche geistige Entwicklung durchgemacht hat, und daß er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens auch in seinem Urteil in bezug auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander auf dem Standpunkt Arthur Schopenhauers, Charles Darwins, Ernst Haeckels und anderer stand. Speziell in seinem Werk, der alte und der neue Glaube[1]) zeigt er sich hinsichtlich der Metaphysik der Geschlechtsliebe als radikaler Denker. Hören wir zunächst sein Urteil über die Sinnlichkeit im Verhältnis der Geschlechter.[2]) Diese Auslassungen sind um so bemerkenswerter, als sich hier der kritische Theologe und sezierende Kirchenhistoriker äußert:

„Unter den sinnlichen Reizen ist der geschlechtliche einer der stärksten, weswegen man unter Sinnlichkeit nicht selten geradezu dasjenige versteht, was im Menschen mit diesem Triebe zusammenhängt. Zu ihm verhielt sich bekanntlich das Altertum anders als

[1]) Gesammelte Schriften, Band 6.

[2]) a. a. O. Seite 167 ff.

die neuere christliche Zeit. Es betrachtete und behandelte denselben mit einer Unbefangenheit, die uns bisweilen Schamlosigkeit dünken will. Es nahm für ihn das vollste Recht des Daseins und des Wirkens in Anspruch. In den alten Religionen namentlich Vorderasiens finden wir diese Richtung mitunter in ungeheuerlichen Gestalten und Gebräuchen ausgeprägt. Die Griechen wußten während ihrer besseren Zeit dieselbe wenigstens in die Formen des menschlich Schönen zurückzuführen; während die Römer, nach anfänglich größerer Strenge, in der Folge mit den Schätzen des überwundenen Asiens auch alle Wildheit dortigen Sinnentaumels in ihre Hauptstadt verpflanzten. Die Juden hielt ihr Religionshaß gegen ihre syrischen Nachbarn auch von deren Ausschweifung ab; indes Ehe und Kinderzeugung bei ihnen in Ehren standen. Aber wehren konnten sie dem allgemeinen Sittenverderben, das gegen das Ende der römischen Republik und mit dem Anfang des Kaiserreichs über die alte Welt hereinbrach, und worin die Entartung der geschlechtlichen Verhältnisse eine Hauptrolle spielte, nicht. Die Menschen waren mit Genüssen allerart übersättigt; es überkam sie ein Übelbefinden, eine Stimmung ging durch die Welt, wie es im west-östlichen Divan heißt:

Perser nennen's bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

„Man hatte sich in der Sinnlichkeit übernommen; jetzt fing man an, sich an ihr zu ekeln, sie zu verabscheuen. Da und dort im römischen Weltreiche traten dualistische Ideen und asketische Richtungen zutage. Schon bei den sogenannten Neupythagoreern ist eine Abkehr von der Sinnenwelt zu bemerken; jetzt trat selbst unter dem ehe- und kinderfrohen Judenvolke die Sekte der Essener auf, die in ihrer strengeren Observanz die Ehe, samt Fleisch- und Weingenuß verwarfen. Auch in die Anfänge des Christentums, dessen Zusammenhang mit dem Essenismus eine ebenso unabweisliche wie unerweisliche Voraussetzung bleibt, sehen wir diese Richtung hineinspielen. In dem Apostel Paulus, ja in Jesus selbst, ist insbesondere auch in bezug auf das Verhältnis der beiden Geschlechter ein asketischer Zug nicht zu verkennen. Der Heidenapostel läßt die Ehe nur als das geringere Übel der wilden Brunst gegenüber gelten, während er das ehelose Leben für das einzige hält, worin man Gott ganz

und ungeteilt dienen könne. Von der Ansicht, urteilt sein aufrichtiger Verehrer Baur, daß die Ehe nicht bloß ein natürliches, sondern auch ein sittliches Verhältnis sei, war der Apostel weit entfernt. Und auf dem gleichen Standpunkt erscheint auch Jesus, bei aller Milde gegen Sünderinnen wie gegen Sünder, vornehmlich in dem Geheimspruch von solchen, die um des Himmelsreichs willen sich selber verschnitten haben. Entschieden jedenfalls ist in der kirchlichen Ansicht vom Menschen die Sinnlichkeit in der Bedeutung, wie wir hier von ihr reden, etwas, das eigentlich nicht sein sollte, das erst durch den Sündenfall in die Welt gekommen ist. Im Paradiese sollte das erste Menschenpaar der althebräischen Erzählung nach zwar auch schon fruchtbar sein und sich mehren; aber, meinten die christlichen Kirchenväter, ohne sinnliche Begierde und Lust; wobei begreiflich die Menschheit ausgestorben wäre, wie sie verhungern würde, wenn Essen nicht wohl und Hungern nicht weh täte."

Nach einer solchen geschichtlich-theologischen Erörterung sagt er, die Widersinnigkeit der kirchlichen Auffassung klarlegend, daß die sinnliche Regung durchaus in der normalen Einrichtung der menschlichen Natur liege, weil sie überhaupt in den Gesetzen des animalischen Lebens, dem der Mensch angehöre, begriffen sei. Nur soll sie beim Menschen nicht wie beim Tiere das Ganze der Erregung ausmachen, sondern menschlich veredelt sein. Schon das ästhetische Moment, der Schönheitssinn, der dabei nach dem Maße der Bildung des einzelnen Menschen ins Spiel komme, sei eines dieser veredelnden Momente. Aber es sei für sich noch nicht genug. In keinem Volke sei der Schönheitssinn gerade auch in betreff des Verhältnisses der Geschlechter entwickelter als bei den Griechen gewesen, und doch sei es bei ihnen zuletzt aufs äußerste entartet. Es habe an dem gemütlich-sittlichen Moment, wie es sich in der Ehe entfalten soll, gefehlt. Von der griechischen Ehe seien uns aus der Heroenzeit ein paar schöne dichterische Bilder überliefert, aber gerade während der Zeit der politischen und Kulturblüte dieses Volkes trete die fast orientalisch abgeschlossene Ehefrau gegen die gebildete Hetäre zurück. Bei den Römern habe die Matrone anfangs mehr gegolten, aber die Härte des römischen Wesens habe sich auch in diesem Verhältnis gezeigt, und so sei es denn in der späteren Zeit zur äußersten Zügellosigkeit auseinander gegangen.

Der Verfasser wirft dann die Frage auf, ob es das Christentum oder das Germanentum gewesen, das die Ehe gemütlich veredelt und dadurch dem Verhältnis der Geschlechter die höhere sittliche Weihe gegeben habe; und er beantwortet sie dahin, daß allerdings mit dem Eintreten des Christentums in den sich ihm zuwendenden heidnischen Kreisen die Überwucherung des Sinnlichen weggeschnitten und das eheliche Verhältnis, überhaupt das häusliche Leben, inniger geworden sei, daß sich jedoch das asketische Wesen eingestellt habe und heuchlerische Scheinheiligkeiten nicht lange ausgeblieben sei. Erst durch den gesunden germanischen Geist sei eine Wandlung zum Bessern eingetreten, doch nicht sogleich, sondern erst dann, als er, durch die antike Denkweise im Humanismus unterstützt, in der Reformation die Askese abzuwerfen imstande gewesen sei, ohne jedoch, weil die verkehrte Grundanschauung vom Sinnlichen geblieben sei, sich der Heuchelei und des Muckertums gründlich entledigen zu können.

In demselben Kapitel spricht sich Strauß über Monogamie und Polygamie, Eheschließung und Ehescheidung in wahrhaft erleuchteter und abgeklärter Weise aus. Es geschieht dies mit folgenden Worten:

„Die Monogamie fand das Christentum in dem Kreise seiner ersten Verbreitung fast allenthalben, namentlich auch bei den germanischen Völkern, vor; und dieselbe hat sich seitdem der Polygamie gegenüber, die der Islam von neuem in Schwung brachte, dadurch als die höhere Form erwiesen, daß die polygamischen Völkerschaften, selbst nach vielversprechenden Anläufen, sich doch schließlich durchaus auf untergeordneten Kulturstufen festgehalten sahen. Nur gegenseitig können sich die beiden Geschlechter zur Humanität erziehen. Diese Gegenseitigkeit erfordert aber eine Gleichstellung, wie sie zwar in der Monogamie noch nicht von selbst gegeben, in der Polygamie aber schlechterdings unmöglich ist, die auch der sittlichen Erziehung der Kinder unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Der Vielweiberei haftet durchaus etwas Tierisches an. Die Grundlage alles wahrhaft menschlichen Zusammenlebens wird immer der heilige Zirkel bleiben, den Mann, Frau und Kind, gleichsam das sittliche Universum im kleinen, die unmittelbarste Gegenwart des Göttlichen der Menschenwelt, miteinander bilden.

Dem unter den Juden seinerzeit herrschend gewordenen Mißbrauch gegenüber, wonach der Ehemann seine Frau ganz willkürlich fortschicken konnte, stellte sich Jesus als Idealist auf die Seite des

andern Extrems, indem er das eheliche Band mit alleiniger Ausnahme des von der einen Seite begangenen Ehebruchs für moralisch unauflöslich erklärte. Allein die Ehescheidungsfrage ist eine so verwickelt praktische Aufgabe, daß sie sich nur aus reicher Erfahrung, nicht aus dem bloßen, wenn auch noch so hoch gestimmten Gefühl oder einem allgemeinen Grundsatz heraus lösen läßt . . . Zu dem Ehebruch, der als Scheidungsgrund für rohere Zeiten und Verhältnisse genügen mochte, haben sich mit dem Fortschreiten der Bildung eine Menge feiner Differenzen gesellt, die eine gedeihliche Fortsetzung des ehelichen Zusammenlebens ebenso unmöglich machen können, wie jener. Die Aufgabe der Ehegesetzgebung ist nur durch ein Kompromiß zu lösen. Es gilt einerseits der Willkür zu wehren, die Ehe als Sache nicht bloß des sinnlichen Begehrens oder ästhetischen Wohlgefallens, sondern eines vernünftigen Wollens, einer sittlichen Verpflichtung, aufrecht zu erhalten. Insbesondere auch um der Kinder willen, deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein die jedesmalige Sachlage wesentlich verändert, ohne doch anderseits, sobald längerer Erfahrung und einsichtigerer Prüfung die Unmöglichkeit ersprießlichen Zusammenlebens zweier Gatten sich herausgestellt hat, die Lösung des Bandes allzusehr zu erschweren."

In bezug auf den Ehebruch dachte Strauß, wie man schon aus dem hier Mitgeteilten ersehen kann, sehr streng und ließ in dieser Beziehung kein Kompromiß irgendwelcher Art gelten. Seine Ansichten darüber hat er auch bei verschiedenen anderen Anlässen ausgesprochen. So sagte er einmal: „Wo die innere Auflösung des ehelichen Bandes unzweideutig sich kundgibt, da hat der Staat auch ohne Aufforderung von seiten des einen oder anderen der Eheleute einzuschreiten und die Ehe zu trennen. Im Falle des Ehebruchs aber darf der Staat eine Fortsetzung der Ehe selbst dann nicht zugeben, wenn der unschuldige Teil dazu bereit ist, weil dadurch (wie Christian Märklin sagt) ‚die sittliche Würde des unschuldigen Teils und der Ehe an sich verletzt werden würde'."

Gelehrte Frauen waren ihm ein Greuel, und mit manchen sarkastischen Bemerkungen hat er sie gegeißelt. So schreibt er er einmal an Märklin (Stuttgart, den 15. Mai 1836): „Ich mag gelehrte Frauen nicht und sage mit Gutzkow: eine gelehrte Frau, die alles, was ich weiß, auch weiß, ist ein Hut, den ich suche und in der Hand habe." Er verurteilt die Pantoffelhelden,

die in jeder Beziehung sich nach dem Urteil, den Aussprüchen und Launen der Damen richten. So heißt es in einem Briefe an Rapp (Stuttgart, den 3. Februar 1839): „Das brauchen die Weiber unserer Zeit vollends, daß die Männer sie zu Kritikerinnen über sich machen. Sie bringen uns schon durch ihr reflektiertes Wesen zur Verzweiflung und geben uns vermehrten Durst statt frischen Wassers, und dieses Brüten über sich selbst macht auch die Männer untüchtig und führt sie dem Pietismus und was sonst noch in die Arme."

Dieses Kapitel sei hier mit einem Ausspruch von David Friedrich Strauß, der den Kern seines Wesens in bezug auf das Ewig-Weibliche kurz, aber treffend charakterisiert und sich in einem Briefe an Märklin (Stuttgart, den 2. Mai 1842) findet, beschlossen: „Das Auflehnen gegen moralische Rücksichten gehört zu meiner polemischen Natur, geht mehr vom Kopf als vom Herzen aus und es ist nur gegen Borniertheit und Pharisäismus, nie gegen den wahrhaft sittlichen Kern der Sitte gerichtet. In der Liebe insbesondere ist mir der Leichtsinn eine natürliche Unmöglichkeit, ich habe sie immer zu ernst, als eine Art von Kultus betrieben."

IX.

David Friedrich Strauß' Humor

Der sachliche, gründliche Forscher, der streng kritische und grüblerische Philosoph, der in der Wissenschaft wie im Leben alles sehr ernst nahm und sich seiner Verantwortlichkeit in allen Lagen seiner Wirksamkeit, bei jedem Buche, das er herausgab, und bei jeder Rede, die er hielt, voll bewußt war, verfügte über einen köstlichen, frisch sprudelnden und eigenartigen Humor, der unter seinen so hervorragenden Geistesgaben einen nicht geringen Platz einnahm. Dieser Humor freilich war ihm ursprünglich nicht angeboren, sondern entwickelte sich erst mit der Zeit, als er so viele bittere Enttäuschungen und schlimme Erfahrungen als Gelehrter sowohl wie als Mensch durchzumachen hatte. Er bediente sich dieser Fähigkeit gleichsam wie die Biene ihres Stachels und so sehen wir denn, wie sich von Jahr zu Jahr immer mehr die Milch seiner frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt und wie der heitere unbefangene Scherz zum Sarkasmus, zur ätzenden, kaustischen Satire wird.

Im übrigen machte er von all den verschiedenen Arten des Humors, des Witzes und der Satire nur cum grano salis Gebrauch, aber gerade weil die Anwendung dieser Waffen bei ihm nicht allzu häufig ist, wirkt das Schellengeklapper des Schalkes um so eindringlicher und die Würze des attischen Salzes verleiht seinen Schriften einen eigenartigen, zuweilen pikanten Beigeschmack.

Besonders graziös scherzt und tändelt oder gar sticht, kratzt und schneidet der Straußsche Humor, wenn unser Schriftsteller den Pegasus besteigt und in poetischem Gewande sich einhertummelt. Namentlich sein „Poetisches Gedenkbuch" birgt zahlreiche blitzende und glitzernde Geschmeide dieser seiner humoristischen Eigenart. Bei einigen dieser Scherze ist die Einwirkung Heinrich Heines mit dessen verblüffenden Pointen und überraschenden Schlußfolgerungen un-

verkennbar. Man lese nur die Dichtung: „Elegie“ [1]), worin er, als er in Weimar lebte, seiner Sehnsucht nach dem Münchener Bier in ergötzlicher Weise Ausdruck gibt. Er führt darin aus, daß er aus der klassischen Musenstadt mit umflortem Blick nach dem Strande der Isar zurückschaue; man möge ihn immerhin verspotten, aber er könne nicht anders, wie mit Schmerz zu gestehen, daß eine dortige braune Schöne sein Herz in Fesseln geschlagen habe. Dort habe er ein Liebchen gefunden, das ihm zu allen Zeiten freundlich hold geblieben sei:

Morgens mild und labend,
Frisch mittags und klar,
Und am stillen Abend
Zum Entzücken gar.

Schon wenn man ihr nahegestanden, habe das Herz höher geschlagen, sah man ihr aber ins Auge, habe das Blut gewallt und wenn sich erst die Lippen berührten, da sei es um ihn geschehen gewesen:

Nein, im Land der Blonden
Halt' ein andrer Haus,
Ich, in wenig Monden,
Wandre wieder aus!
Dann, mit welchen Launen
Mir das Glück auch droht,
Trennt vom lieben braunen
Bier mich nur der Tod.

Nicht so harmlos, heiter und naiv sind jene humoristischen Verse, worin er die Qualen des Lebens und die Tragik unseres Daseins, die ganze Rast und Unruhe hienieden mit launigen Worten schildert. Besonders anmutig ist das Poem: „Der Magister“. [2]) Der Verfasser führt uns dort einen Magister, der auf dem Markte im dritten Stock wohnt, vor. Er ist mit einem Buche oft am Fenster zu sehen, im braunen Rock; doch er hält den Lärm und das Treiben auf dem Platze auf die Dauer nicht aus, denn er muß zu seinen Arbeiten Ruhe haben und ist unglücklich, daß er kein stilles Haus finden kann. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als einen Wechsel

[1]) Poetisches Gedenkbuch, S. 126 ff.
[2]) Poetisches Gedenkbuch, S. 137 ff.

vorzunehmen und sich bei einem Tischler einzumieten, der in einem abgelegenen Gäßchen wohnt. Da kommt aber der Ärmste vom Regen in die Traufe: das Pochen, Hobeln und Sägen in der Werkstatt treibt ihn auch von dort fort. Endlich glaubt er bei einem Schneider, der doch ein stiller Mann ist, die beste Unterkunft zu finden. Aber ach — auch dort hat er keine Ruhe: er trifft fünf ungezogene Kinder an, ihr Heulen und Schreien auf Treppen und Gängen stört ihn im Denken und Grübeln; aufs neue zieht er aus und wieder schwebt auf seinen Lippen die bange Frage, wo er doch endlich ein stilles Haus fände?

Doch schon im nächsten Vierteljahre
Entnimmt der Tod ihn jedem Leid,
Der Tischler hobelt ihm die Bahre,
Der Schneider näht sein Totenkleid.
Zur Ruhstatt vor dem Tore tragen
Die schwarzen Männer ihn hinaus:
Nun fand er ja, was er mit Klagen
Solang' gesucht: — ein stilles Haus.

Ad vocem Schneider hat David Friedrich Strauß in dem humoristischen Gedicht: „Der ewige Schneider"[1]) seinen Freund, den wiederholt genannten Ästhetiker und Dichter Friedrich Vischer, weidlich gehänselt. Er erzählt uns von einem ewigen Schneider, der noch viel übler daran sei, wie der ewige Jude. Statt edlen Römern und schlanken Griechen wie in der klassischen Zeit müsse er, der unglückselige Meister von der Elle, jetzt „verhockten Schwaben und siechen Berlinern" die Kleider anmessen. Während zur Zeit des Perikles der Schneider einen Mantel mit dem kühnen Flug, den auch Zeus in seiner Götter Mitte trug, zuschnitt, müsse der Schneider der Gegenwart einen Paletot, diesen plumpen Sack, schaffen, und wenn sich die Herren köstlich kleiden wollen, so sei es der gottverdammte Frack. Einst habe er Purpurgewänder gemacht, doch dieses traurige Jahrhundert liebe nur schwarze, graue oder braune Farben:

Und viel zu schlecht zum unterschlagen
Sind diese Zeuge, dieses Tuch:
Hätt' Juno Wollmuss'lin getragen,
So lastete auf mir kein Fluch.

[1]) Poetisches Gedenkbuch, S. 16 ff.

Doch mir die Kunden zu erhalten,
Befleiß' ich mich in stiller Wut:
Die Hosen werfen keine Falten,
Und meine Fräcke sitzen gut.

Der einzige, der nicht immer mit ihm zufrieden sei, sei der Prof. Vischer, sonst sein bester Kunde, was aber nicht ohne Grund sei:

Ja, ihm verhunz' ich seine Kleider
Nach einem tiefen Schicksalsplan,
Weil er allein den ew'gen Schneider
Von seinem Fluch erlösen kann.

Er soll der Welt den Frack verleiden,
Darum verleid' ich ihm den Frack,
Er soll der Hosen sie entkleiden,
Drum näh' ich ihn in einen Sack.

Doch wenn die letzten Hosen fallen,
Dann drück' ich ihn verklärt ans Herz,
Wenn unsre Brüderseelen wallen
In Fustanellen himmelwärts.

Auch andere Freunde und Freundinnen von ihm, wie z. B. Märklin und dessen Frau, werden in allerlei Scherzgedichten, die zumeist kleinere oder größere fröhliche Ereignisse in deren Familien zum Gegenstand der Darstellung haben, glossiert. Sehr lustig ist z. B. ein längerer Vers, den der Famulus Dörr an die Frau Professor Märklin richtet. Diese Dame war zur Erholung einmal in Calw, während der Herr Eheliebste, seines Zeichens Gymnasiallehrer in Ludwigsburg, dort zurückgeblieben war. Nun berichtet ihr der Famulus über Verschiedenes, was sich während ihrer Abwesenheit zu Hause zugetragen habe. Wolle sie auch keine Botschaft hören, die ihre Zufriedenheit störe, so erachte er es doch für seine Pflicht, der Herrin zu schreiben, damit sie nicht ewig ausbleibe und bald wieder Ordnung im Hause sei. Da sei z. B. am letzten Sonntag ein Omnibus voller Herren mit dem Professor wie besessen davongefahren, um sich in Schwabach zu amüsieren. Ein Fäßchen 46er Ausstich haben sie dort bis auf die Hefe geleert; auch der schlimme Dr. David Friedrich Strauß sei dabei gewesen, was besonders in hohem Grade bedenklich sei:

Ich gehöre im mindesten nicht zu den Frommen,
Auch besorg' ich selber dem Herren sein Holz,
Und muß sagen, er ist durchaus nicht stolz.
Man unterhält sich mit ihm nicht übel,
Allein er glaubt ja an keine Bibel.
Und dieser Freigeist ist jetzt — Gott bess'r's!
Der wahre Schatten des Herrn Professers.
Was glauben Sie, was da gesprochen wird?
Und doch habe ich mich auch da noch geirrt,
Vom lieben Herrgott, dacht' ich mir schon,
Sprechen die Herren ohne Subordination.
Allein die Sach' ist noch viel schlimmer:
Es handelt' sich um ein paar Frauenzimmer.
Ich sag' nicht: werden Sie eifersüchtig,
Ich sag' nur so viel: Es ist nicht richtig.
Ich ging kürzlich einmal an ihnen vorbei,
Da sagte der Doktor zum Herrn Liebsten: „Ei,
Was wohl die Livia[1]) machen mag."
„O ich hab' mich den ganzen Nachmittag,"
War die Antwort, „mit ihr abgegeben.
Und komme jetzt von ihr her soeben,
Sie läßt mir Tag und Nacht keine Ruh'
Und morgen kommt auch noch die Julia dazu."
Nicht wahr, das ist eine bittre Pill'?
Drum, was ich eigentlich sagen will,
Kommen Sie recht bald zu uns zurück,
Noch ist nicht alles verloren zum Glück.
Nein, Frau Professorin, ich glaub' und weiß,
Sie bringen den Herrn Liebsten wieder ins Gleis!

Die Sage vom „ewigen Juden", die David Friedrich Strauß wissenschaftlich beschäftigte, war seiner Seele auch im Scherze gegenwärtig. So spricht er z. B. in einem Gedicht über „Kellner und Kellnerinnen"[2]) den Gedanken aus, daß der „ewige Jude" ein Oberkellner gewesen sei; denn vor den Gasthof sei eines Abends der Herr wie immer zu Fuß gekommen, da habe der Oberkellner dem Ärmsten ein Zimmer versagt. Als der Kellner jedoch dem Kämmerer des Herodes ein ganzes Stockwerk zur Verfügung gestellt, sei Gott ergrimmt worden und habe ihn des letzten Trostes, des Todes, beraubt:

[1]) Märklin war damals mit seiner Rede über Livia, die Gemahlin des Kaisers Augustus, beschäftigt.

[2]) Poetisches Gedenkbuch, Seite 57.

Seit der Zeit geruh'n die Kellner
Wandrern, die zu Fuße reisen,
Gnädig über sieben Treppen
Noch ein Stübchen anzuweisen.

Sei nun der „ewige Jude" ein Kellner gewesen, so sei diejenige, von der die Bibel erzählt, daß ihr Weinen den Herrn gerührt habe, sicherlich eine Kellnerin gewesen: es sei ja bei der Tafel geschehen, daß sie seine Füße netzte und sie dann wieder mit ihren schönen Haaren ins Trockne setzte:

Und der Spruch: „Wer viel geliebet,
Diesem wird auch viel erlassen",
Scheint besonders doch auf eine
Hübsche Kellnerin zu passen.

Drum erfreut mit Trank und Liebe
Kecklich uns, ihr muntern Schönen,
Sicher sind ja eure Seelen
In dem Schutz von Magdalenen.

Wie alle wahrhaft hervorragenden Humoristen und Satiriker von großem und weitem Horizont machte er sich auch zuweilen über sich selbst lustig, von der Ansicht ausgehend, daß, wer sich nicht selbst zum besten haben könnte, nicht die Berechtigung habe, sich über andere zu mokieren. Drastisch geschieht dies z. B. in dem kleinen Poem, das er zu seinem 40. Geburtstag geschrieben. [1])

Bekanntlich treten die Schwaben mit dem 40. Jahre in das sogenannte „Schwabenalter", bzw. nehmen Vernunft an. Er, der Schwabe, meint nun, indem er sich selbst apostrophiert:

Heut also trittst du in das Schwabenalter;
Nun gilt's einmal, Verstand zu haben, Alter.
Was du bis jetzt Unkluges vorgenommen,
Das übersah man deinem Knabenalter.
Fortan jedoch wirst du kein Nesselager
Mehr wählen, dich mit Ruh zu laben, Alter;
Noch wirst du deinen Gaumen netzen wollen
Mit Schierling, statt mit Honigwaben, Alter.
Erfreu' auch du dich endlich der gesunden
Auch dir bereiten Gottesgaben, Alter.
Du sagst: es sei zu spät! Das ist ein andres,
Dann laß' dich eben bald begraben, Alter.

[1]) a. a. O., Seite 36.

Die kleine Glosse entstand im Jahre 1848, zur Zeit, als die politischen Wogen hochgingen und bekanntlich auch Strauß in den Strudel des politischen und parlamentarischen Lebens gerissen wurde. In jenen trüben Jahren war seine satirische Muse sehr fruchtbar, und die vielen bitteren Erlebnisse, die er durchmachen mußte, spiegeln sich in mehreren Stachelreimen wider. Hier nur einige Proben dieser seiner Stimmung:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"
Gut!
Doch wer's tut?
Wer Weiber liebt, der wird zum Narren,
Die Sänger haben ihren Sparren,
Und gar der Wein, wie allbekannt,
Bringt seine Leute vom Verstand.
Drum, du guter
Doktor Luther,
Es treib es einer, wie er woll,
Wir bleiben samt und sonders toll!

Geradezu nervös machten ihn damals, als er sich einmal in ein stilles Tal zurückgezogen hatte, um den Aufregungen des öffentlichen Lebens zu entgehen, die ihm in sein buen retiro nachgesandten Zeitungen Er will endlich Ruhe haben, nun kommen die verwünschten Blätter und versetzen aufs neue seine Lebensgeister in Aufruhr. In jener schweren Not der Zeit seufzt er denn verzweifelt: Was habt ihr hier zu suchen, ihr grauen, schlecht bedruckten Bogen? Macht, daß ihr fortkommt!

Hier, wo uns an ihren vollen
Brüsten tränket die Natur,
Wer wird da sich laben wollen
An dem Schwäbischen Merkur?

Nicht aus stummen, stumpfen Lettern,
Grübelt hier der trübe Blick —
Aus des Waldes grünen Blättern
Rauschet uns der Welt Geschick.

In der Zurückgezogenheit des Landlebens sei ihm gar nichts daran gelegen, wie man im Frankfurter Parlament tage; dort drehe sich nicht die Frage um Kaisertum und Verfassung, sondern nur

um Regen und Sonnenschein, dort erkenne man unwandelbar als König den Adler an, und aus tausendtönigen Büschen spreche zu ihm sein Parlament. Dort lenke die Liebe als Königin immer noch die Herzen und schenke in jedem Frühling allem, was da lebe, junge Triebe.

Ihrer mütterlichen Leitung
Laß' auch uns empfohlen sein,
Lieber Freund, und keine Zeitung
Laß' in unser Tal hinein.

Unwillkürlich muß man, wenn man diese vielen neckischen, schalkhaften, drolligen und lustigen Scherzgedichte liest, die Strauß an seine Freunde und Freundinnen gerichtet hat, an den Ausspruch Heinrich Heines denken, daß man die Beengten, die geistig Eingeschränkten niemals necken dürfe, daß aber große und kluge Herzen auch in unseren Scherzen Liebe und Freundschaft entdecken können. Wie amüsant ist nicht z. B. der Spott von Strauß über den Bart seines intimen Freundes, des Pfarrers Ernst Rapp! Dieser selbständige und freisinnige Geistliche unterschied sich von seinen Amtsgenossen auch darin, daß er eine Zeitlang während seines Aufenthaltes in einem Kurort einen Schnurrbart trug und diese Zierde des Mannes auf dem Altar des Glaubens zu opfern sich lange Zeit weigerte. Dieser Umstand gab Strauß Veranlassung, den Bart des Pfarrers in folgendem Vers zu besingen.[1])

Sie streiten, sprach man sonst, um des Kaisers Bart;
Wir streiten nicht, wir Freunde, wir scherzen bloß;
Und fragt der Badegast: ei worüber?
Sagt man ihm: über den Bart des Pfarrers.

Den Bart des Pfarrers? Aber ein Pfarrer hat
Ja keinen Bart, er wäre denn schlecht rasiert.
Doch unser Pfarrherr trägt zum grauen
Haar den vollen melierten Schnurrbart.

Drum hebt vor ihm zur Mütze die Finger auf
Soldat und Zollschutzwächter, und ob Major,
Ob Oberstleutnant außer Diensten,
Streiten bei Tisch die Offiziere.

Freund, wenn zum Abmarsch einst die Trompete ruft,
Wohl dir, wenn auch St. Peter getäuscht dich dann
Zum Hauptmann von Kapernaum weist,
Statt zu dem Priester und dem Leviten.

[1]) a. a. O. Seite 173.

Dieser Rappsche Bart spielt in dem Briefwechsel, den Strauß mit seinem Freunde unterhielt, gleichfalls eine Rolle und gibt mir zugleich Veranlassung, auf den Humor unseres Schriftstellers auch in Prosa näher einzugehen. Der genannte Pfarrer, der, um allen Hänseleien und allem Ärger zu entgehen, sich schließlich doch den Schnurrbart abnehmen ließ, fragte brieflich bei seinem Freund, der damals in Darmstadt wohnte, an, wie er eigentlich über die Bartfrage denke, und die Antwort nun, die Strauß an ihn aus Darmstadt, den 20. April 1870, richtete, ist ein wahres Kabinettstück des Humors. Es heißt darin unter anderem: „Meine Freude über Deinen Schnurrbart ging zunächst von rein ästhetischem Interesse aus. Ich fand, daß er dir vortrefflich stand, Deine ganze Gesichtsbildung scheint mir auf diesen Schmuck berechnet zu sein. Zu dem ästhetischen Interesse gesellte sich das humoristische. Die Mißverständnisse, die sich immer von neuem an Deinen Bart knüpften, gehörten ja zu den besten unserer Kurbelustigungen. Nun hat diese Sache allerdings ihre zweite Seite. Ein ernster Mann und seine noch ernsteren Angehörigen können es unpassend finden, durch den Kontrast von Bart und wenn auch nur ehemaligem Amt immer wieder komisch zu wirken; indessen mit Zeit und Gewöhnung würde sich dieser Reiz allmählich abgestumpft, man würde in einer Zeit wie der unsrigen es am Ende natürlich gefunden haben, daß ein emeritierter miles ecclesiae (Soldat der Kirche) wie ein anderer miles emeritus (verabschiedeter Soldat) einen Bart trägt. Drittens, was nun ferner die Rücksicht auf die Verhältnisse betrifft, so ist es meine Pflicht, zu gestehen, daß ich in diesem Fache nicht der Ratgeber bin, den man zu Rate ziehen muß. Wer so außerhalb der Gesellschaft steht, wie ich, wer so wenig Anlaß und Neigung hat, bei seinem Tun und Lassen zu fragen, was die Leute dazu sagen werden, der wird in diesem Stück etwas schwerhörig. Daß die Prälaten und Konsistorialräte, wenn sie Dich mit dem Barte sehen, innerlich Gift und Galle speien, dacht ich wohl, allein, da Du nichts mehr bei ihnen zu suchen hast, dachte ich, müssen sie die Galle schlucken. Amtlich Dir den Bart absprechen, werden sie nicht wollen und wenn ja, Du verlörest doch immer nur den Bart, doch nicht die Pension. Das ungefähr waren meine Gedanken, solange der Bart noch stand, dum stabat Troja (so lange Troja stand). So wenig es mir eingefallen wäre, Dir zu sagen: ei, laß Dir doch einen Schnurrbart wachsen, so gern akzeptierte ich denselben, nachdem

er als Tatsache gegeben war. Nun ist er aber aus der Welt der vorhandenen Tatsachen verschwunden und das verändert die Sachlage doch. Nachdem Troja zerstört war, wollte auch Freund Horaz nicht, daß es wieder aufgebaut würde. Lies nur seine Ode III, 3 und wende sie auf den vorliegenden Fall an. Hättest Du trotz allem Kopfschütteln der Leute Deinen Bart aufrecht erhalten, so mußte man den ‚Mann, der gerecht auf seinem Beschlusse bleibt', anerkennen. Aber so, erst zurückweichen, dann von neuem, vorgehen, gäbe weit mehr den Eindruck des Unbestandes, als das einmal Aufgegebene aufgegeben lassen. Ter si resurgat murus aheneus (Höbe auch dreimal neu sich der Wall von Erz), d. h. der Schnurrbart, als Mauer um den Mund gedacht, ter pereat meis excisus Argivis (Stürzten doch dreimal ihn meine Argiver um), wobei es Dir überlassen bleibt, unter den Argivi das Rasiermesser oder die Prälaten zu verstehen, wie unter der redenden Juno das Konsistorium oder die öffentliche Meinung."

Wie in seinen Briefen, so sprudelt der Humor von Strauß reich, frisch und originell auch in vielen Prosaarbeiten. Hat er doch sogar zwei längere selbständige Humoresken geschrieben, die seinen Beruf als Humorist glänzend dartun. Ich meine die Novellen: „Der Papierreisende" und „Die Göttin im Gefängnis".[1]) Hier eine kurze Analyse dieser beiden fröhlichen Kinder der Laune ihres Verfassers.

In der 1856 geschriebenen ersteren Novelle erzählt der Autor, wie einst ein ihm sehr befreundet gewesener Papierreisender und Autographensammler, den er seit Jahren nicht gesehen hatte, in sein Zimmer gestürzt sei und ihm viele herzliche Grüße von seinem Freunde, dem Professor X. in Z., überbracht habe. Beide unterhielten sich sehr angeregt, namentlich über ihren gemeinsamen Freund, den Professor X. Der Papierreisende erzählte, wie gastfreundlich der Professor und seine Gemahlin gewesen seien, er habe zum Nachtessen dort bleiben müssen, und man wollte ihn gar nicht fort lassen. Auch ein Abenteuer habe er erlebt.

— Wie? Ein Abenteuer über Tisch? fragte Strauß.

— Stellen Sie sich vor, lieber Doktor, es war gewiß schon einhalb zehn, als es im Hause schellte und bald darauf die Magd ins Zimmer tritt, es sei ein Fremder draußen, der den Herrn Professor zu sprechen wünsche. Unser lieber Professor — ich sah's ihm an —

[1]) Gesammelte Schriften, Band 2, Seite 83 ff. und 367 ff.

war verdrießlich über die späte Störung und würde den Mann wohl auf morgen beschieden haben, ich aber, gestehe ich Ihnen, war doch neugierig, was es sein möchte, und da auch die Magd berichtete, der Herr habe ihr aufgegeben, er werde nur einen Augenblick zur Last fallen, so wurde ihm der Eintritt gestattet.

— Nun, und wer war 's?

Der Reisende beantwortete diese Frage dahin, daß der fremde Gast, als er eintrat, eine Verbeugung machte, ohne jedoch den langen Mantel, der seine hagere, etwas gebeugte Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte, auseinanderzuschlagen. Er stellte sich nicht vor, sondern fragte nur den Professor, daß er wohl nicht die Ehre habe, von ihm gekannt zu sein, worauf dieser meinte, er könne sich nicht auf ihn besinnen, doch glaube er ihn schon irgendwo gesehen zu haben.

— Gesehen haben Sie mich gewiß, und nicht bloß einmal, entgegnete der Fremde, aber niemals nähere Bekanntschaft mit mir machen, niemals meine Dienste in Anspruch nehmen mögen. Das eben ist es, was mich schmerzt und weswegen ich längst vorhatte, Ihnen aufzuwarten, um das Mißverständnis aufzuklären, das hier notwendig obwalten muß, denn sonst würden Sie gewiß schon längst wie so mancher andere Schriftsteller, die es nicht zu bereuen hatten, mit mir in Verbindung getreten sein.

Natürlich glaubte der Professor X., daß es ein Verleger sei, den er vor sich habe, doch meinte auf eine diesbezügliche Frage der sonderbare Gast, daß er kein Verleger sei, auch habe der Schriftsteller ihn lange vorher nötig, ehe er sich an den Verleger wenden könne.

— Richtig, ein Papierfabrikant, meinte der Professor, doch — auch hier hatte er nicht das Richtige getroffen; statt zu antworten, lächelte der Fremde nur geheimnisvoll, zog ein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnet es und legte aus demselben eine Reihe von unterzeichneten Blättern auf den Tisch.

— Also ein Autographensammler!

Diese Kollegenschaft wurde abgelehnt, und der Professor versuchte, die Zeugnisse zu durchblättern, die von namhaften Schriftstellern herrührten. Es waren dies in der Tat höchst schätzbare Testimonien, eigenhändig von Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, kurz verfaßt von Großen unserer Literatur, dem Unbekannten aus-

gestellt. Dieser habe alt und gebrechlich ausgesehen, so daß man an sein Uralter ganz gut glauben konnte. Die Gestalt sei in der Mitte wie geknickt gewesen, obwohl man wegen des faltigen Mantels nur ungefähre Umrisse habe wahrnehmen können.

Der Professor, ihn kritisch betrachtend, fragte ihn:

— Haben Sie Lessing denn noch gekannt?

— Ob ich ihn gekannt habe? erwiderte der Fremde, und es schien sich seiner eine ordentliche Rührung zu bemächtigen, unseren herrlichen, einzigen, unvergeßlichen Lessing? Man sagt, Kleist sei sein Busenfreund gewesen, Mendelssohn sein Vertrauter, aber ich — denken Sie von mir, wie Sie wollen, wahr ist es doch —, ich war sein anderes Selbst. Bei seiner Schriftstellerei war ich ihm unentbehrlich. Seine Abhandlungen von Geist und Scharfsinn, seine Streitschriften mit ihren schlagenden Deduktionen, seine Gespräche und Dramen voll lebendiger Dialektik, keines von allen hätte er ohne mich zustande bringen können.

Unwillkürlich schwebte dem Professor die Frage auf den Lippen, ob sein Gast in jungen Jahren etwa der Famulus von Lessing gewesen sei, dem er diktiert habe?

— Sein Liebling war ich, rief der Gast mit Selbstgefühl aus, o, du Zeit Lessings, goldene Zeit der deutschen Literatur und meine, wo bist du hin? Welchem eisernen Zeitalter blieb ich aufgespart?

Auch die klassische Zeit Schillers und Goethes wolle er noch gelten lassen, aber bei den modernen Dichtern und Schriftstellern sehe es unordentlich aus, was man ihren Büchern auch gleich ansehe, und zwar deshalb, weil sie seine, des Fremden, Dienste verschmäht haben.

— Welche Dienste? Sagen Sie uns doch gütigst einmal, worin dieselben eigentlich bestehen?

— Meine Dienste beziehen sich auf den Stil.

— Nun also Ihre stilistische Unentbehrlichkeit?

— Sie halten doch, fragte ihn mit sonderbarem Absprung der andere, Sie halten doch auch etwas auf Taille?

— Eigentlich, versetzte lächelnd der Professor, wäre das eine Frage an meinen Freund Vischer — den Ästhetiker —, doch kann ich in seinem Namen immerhin mit ja antworten.

— Und Taille, fuhr der Unbekannte fort, hat doch nicht nur ein Mensch, sondern auch ein Satz, nicht bloß der Körper, sondern

auch der Periodenbau. Er könne sie aber nicht haben ohne mich. Sehen Sie, das ist es eben, ein Schriftsteller meint, auch ohne mich auskommen zu können. Gut, es geht schon, warum nicht? Kopf und Fuß, Anfang und Ende haben seine Perioden wohl, auch Falten im Kleid, oft nur zu viel, aber keine Taille. Das wußte niemand besser als eben Lessing, darum sind auch seine Sätze so schlank und wohlgewachsen, weil er kaum eine Schrift ohne mich verfaßte.

Der Professor verlor die Geduld, denn seine Neugierde war geradezu auf die Folter gespannt.

— Und Sie, seltsamer maître tailleur, fragte er heftig, werden wir endlich erfahren, wer Sie sind?

— Ich, erwiderte er, ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden? Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand, ich bin — das Semikolon . . .

Die „Göttin im Gefängnis" — 1865 geschrieben — ist hochpoetisch und beweist, welche geläuterte und edle Kunstanschauungen Strauß hatte. Er geißelt darin das Muckertum mit seinen widernatürlichen und widerwärtigen Verfolgungen des Nackten in der Kunst. Der Verfasser erzählt, daß er nach Jahren wieder einmal in München die Glyptothek besucht und dort die Venusstatuen, die ihn sonst entzückten, vermißt habe. Auf die Frage an den Aufseher, wohin sie gekommen seien, habe er die Antwort erhalten, daß sie abgeformt werden. Aber auch die Postamente seien ja mit den Büsten verschwunden? Darauf habe der Aufseher die Achsel gezuckt und dem zudringlichen Frager den Rücken zugekehrt.

Natürlich war die Auskunft des Aufsehers nur eine Notlüge, vielmehr waren es sittliche Gründe, die die Verwaltung der Glyptothek veranlaßten, die nackten Frauengestalten dem öffentlichen Anblick zu entziehen. So wurde denn den Pietisten der Wille getan, die geltend machten, daß, wenn unter Hunderttausenden nur einer in der Glyptothek durch den Anblick der Venusgestalten in seiner Sittlichkeit verletzt werden könnte, der Anblick der nackten Göttinen vergiftend wirken müßte. Spöttisch bemerkt David Friedrich Strauß in bezug auf diese Heuchelei und Scheinheiligkeit: „Hat sich was in unseren Tagen und in unseren Residenzen mit Vergiftung der Phantasie! Wo einer nur ins Ballett zu gehen braucht, um in der Bewegung des Lebens, mit dem Reize einer, wenn auch guten Teils erlogenen Farbe, im Wechsel koketter Bedeckung und zudringlicher

Entblößung alles dasjenige zu sehen, was die ruhende, farblose, in sich versunkene Statue so wenig preis gibt als verhüllt."

Seitdem die Praxitelische Venus aus der Glyptothek entfernt worden war, die früher im weiten, reich geschmückten Saale im klaren Tageslicht unter Göttern und Heroen heiter und huldreich stand, erschien unserem Strauß in jener herrlichen Kunsthalle alles verödet, und die Göttin kam ihm nicht aus dem Sinn mehr. Sie erschien ihm als eine Gefangene, und er erachtete es, da die Befreiung derselben vorderhand unmöglich war, als seine Menschen- und Christenpflicht, ihr wenigstens einen Besuch abzustatten. Er wollte nicht eher München verlassen, bevor er nicht der Herrlichen, der er so viel milden Trost und so viele sanfte Erhebungen zu verdanken hatte, seine Huldigung darbrachte.

Nach langem Suchen kam er auf die Spur des Aufenthaltes der Gefangenen. Sie war interniert im unteren Stockwerk auf der nordwestlichen Ecke; doch vergebens versuchte er da Zutritt zu erhalten, weil der gemessene Befehl des königlichen Eigentümers jede Annäherung streng verbot. Mit Hilfe einer Strickleiter und eines Dienstmannes gelang es ihm jedoch, eine halbe Stunde nach Mitternacht ungefährdet in ihren Kerker zu kommen. Kein Mensch war weit und breit auf dem öden Platz zu erblicken. Der Mond stand am Himmel, aber durch dichtes Gewölk versteckt. Als der Verehrer der Göttin bei dem grauen Dämmerschein in das Gemach blickte, gewahrte er zu seiner Freude, daß es kein enges und dumpfes Verlies war, wie seine erregte Phantasie es sich eingebildet hatte, sondern ein hohes, luftiges Zimmer mit drei großen Fenstern, aber kahl und unwirtlich, keine Gardinen vor den Fenstern, und kein Ruhesitz an den Wänden.

Welche Gefühle bewegten die Seele des Verehrers der Göttin, als er sie inmitten ihrer zwei kleineren Ebenbilder unter allerlei Gerümpelwerk, das an dem Boden und in den Ecken wüst durcheinander lag, erschaute! Leider konnte er ihre Züge nicht deutlich unterscheiden; schließlich gelang es ihm jedoch, an den klassischen Linien ihrer erhabenen Schönheit sein Auge zu weiden. Plötzlich geschah ein Mirakel; und der Mann, der an kein Wunder glaubte, glaubte diesmal ein Wunder wahrzunehmen, denn es war ihm wie ein Traum, wie ein Gesicht, es war ihm ungewiß, ob er laut sprach oder die Worte bloß dachte. Siehe da, die Göttin, die sich nur zu-

weilen, als wartete sie auf jemand, umzublicken schien, antwortete ihrem Anbeter. Nun entspann sich zwischen beiden ein Gespräch, dessen er sich zwar im einzelnen nicht mehr entsann, das ihm aber die reinste, wenn auch schmerzlichste Wonne gewährte. Jetzt erhellte sich auf einmal das Dunkel im Gemach, der Mond war aus den Wolken getreten und schien durch das Fenster; in diesem Augenblick konnte er nicht allein die Umrisse, sondern auch die ganze Gestalt der Göttin klar sehen, sie stand hehr und lächelnd da wie in früheren Tagen, als sie noch den Hauptanziehungspunkt der Glyptothek bildete. Der Kerker hatte der Stirne keine Falten, dem Mund keinen Leidenszug gebracht, in reinem, ungebrochenem Schwunge flossen die Linien des ambrosischen Leibes von der sanft gewölbten Schulter bis zu der leicht gehobenen Sohle hinab. „Und je heller und kräftiger das sich entwölkende Mondlicht in das Zimmer fiel" (so schreibt Strauß), „desto heiterer schien die Göttin zu lächeln, desto inniger die schönen Augen dem willkommenen Schimmer entgegenzuwenden. Und nun mag man mich einen Träumer schelten, aber ich sah durch das geöffnete Fenster einen leichten Nebel eindringen, und wie der Mondstrahl in den Nebel fiel, zog sich dieser zu einer Gestalt zusammen, schimmernd zwischen Marmor- und Silberweiße, immer feiner, immer schöner sich ausgestaltend. Ja, ich konnte nicht länger zweifeln, es war Luna mit der leuchtenden Stirne, es war die hochgeschürzte Diana, welche die gefangene Schwester zu besuchen kam."

Ungemein reizvoll ist die Betrachtung, die der Verfasser zum Schluß seiner symbolischen Humoreske „Die Göttin im Gefängnis" zum besten gibt. Mag dieselbe diese feine Skizze des grandiosesten Humors krönen: „Wie sich die göttlichen Schwestern begrüßten, was sie zusammen sprachen, das hier zu wiederholen würde ich für Frevel halten; nur so viel sei erwähnt, daß Luna der Schwester nach so und so vielen Umläufen (die Zahl flüsterte sie so leise, daß ich sie nicht verstehen konnte) Befreiung aus dem Kerker und Wiederherstellung in ihre Ehren vorausverkündigte. Überhaupt waren beide Göttinnen getrosten Mutes. Die Nacht der Barbarei, die ihnen Schmach und Verstoßung gebracht, sahen sie als nahezu abgelaufen an und atmeten gehobenen Busens die Morgenluft einer neueren besseren Zeit, wo der Mensch wieder wagen würde, Mensch zu sein und im Einklang mit einer tieferen Erkenntnis der Natur und seiner selbst sich der Herrlichkeit der Welt, der Hoheit und Schönheit seines eignen Wesens zu

freuen. Die Schwester nahm Abschied und hüllte sich wieder in den schwarzen Wolkenschleier; ich aber benutzte die eingebrochene Dunkelheit, um nach kurzem Lebewohl unentdeckt aus dem Fenster von der Leiter und vom Platze zu kommen — still beseligt und noch bis auf diese Stunde beglückt, daß ich meinem Herzen genügt und den Besuch bei der gefangenen Göttin trotz so mächtiger Hindernisse ausgeführt hatte."

Als Satiriker pur sang zeigt sich David Friedrich Strauß namentlich in seinen politisch-geschichtlichen Werken, wie z. B. in seiner erwähnten berühmten Schrift „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren, in seinen „Deutschen Gesprächen" (Der Hohenstaufe, der Kölner Dom, die Todesstrafe sowie „Krieg und Frieden"). Nachdem wir Strauß in seiner Eigenschaft als Politiker und Parlamentarier und Parlamentsredner bereits eingehend gewürdigt haben, bleibt uns hier nur übrig, seiner noch als humoristisch-satirischen Publizisten Erwähnung zu tun. Die geistreiche Art und Weise, wie er seinen von ihm sonst hochgeschätzten Gesinungsgenossen und Mitarbeiter an der religiösen Aufklärung der Völker, den Verfasser des französischen „Leben Jesu", Ernst Renan, wegen dessen übertriebenen Chauvinismus abführt, ist eine satirische Bravourleistung ersten Ranges. Sie zeigt im Gegensatz zu Renan ihn, den Deutschen, als einen Schriftsteller von echtem Pariser Esprit und sprühender Frohlaune. Den Vorschlag Renans, Deutschland solle nach seinem ruhmreichen Siege über Frankreich 1870—71 Saarlouis und Landau mit ihren Gebieten, die Deutschland erst 1815 in Besitz genommen, wieder herausgeben, fertigt er aufs schlagendste mit den Worten ab: „Das sollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen aber blutigen Siege sein!.. Allerdings um einen Vorschlag dieser Art dem siegreichen Deutschland annehmlich zu machen, bedürfte es übernatürlicher Beweggründe, und es ist insofern ganz in der Ordnung, daß Sie uns am Schluß Ihres Schreibens die Seligpreisungen in der Bergpredigt zu Gemüte führen . . . Vor dem Spruche: ‚So dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Wange, dem biete auch die andere dar', haben wir gewiß alle Hochachtung. Aber wer möchte einen Sohn haben, der sich wirklich nach diesem Spruche behandeln ließe, oder wer einen Schwiegersohn, der nach dem anderen Spruche der Bergrede: ‚Sorget nicht für den anderen Morgen' usw. seine Wirtschaft einrichtete? . . .

Übrigens ist es eigen und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt, ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu tun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwerte umzuschmieden, und mit diesem Schwerte hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Verteidigungsrede Ciceros zu lesen bekam, wie dieser es nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk umgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: ‚Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen'. Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden: ‚Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken.'"

In der Dialogform ist Strauß besonders glücklich, wenn es gilt, feindliche Angriffe auf sich und seine Schriften abzuwehren, den Gegner aufs Haupt zu schlagen und diese oder jene nach seiner Ansicht irrige Anschauung lächerlich zu machen. So sind die bereits genannten „Deutschen Gespräche" in Dialogform geschrieben, und wenn auch manches darin Vorgebrachte nicht mehr stichhaltig und vom Strom der Zeit bereits weggeschwemmt ist, so wird man doch diese an die Polemiken Lessings erinnernden scharfsinnigen dialektischen Ausführungen gewiß noch immer mit lebhaftem Interesse lesen.

Man vergleiche nur den amüsanten Dialog über die 1862 geplante, aber nicht zustande gekommene Errichtung einer Hohenstaufenburg auf dem Hohenstaufenberg seitens des damaligen Hohenstaufenvereins. Hier nur ein Pröbchen daraus:[1])

Er: Die Hohenstaufen — —

Ich: Gott hab' sie selig, eine wackere Dynastie.

---

[1]) Gesammelte Schriften, Band 1, Seite 275.

Er: Aber wie ehrt man sie unter uns!

Ich: Wie kann man. Standbilder errichtet man ihnen keine, weil man nicht mehr weiß, wie sie ausgesehen haben, Feste feiert man ihnen nicht, weil sie nicht mehr in lebendigen Wirkungen fortdauern; aber man studiert ihre Geschichte, erhebt sich an ihrer Größe und belehrt sich an ihren Fehlern, man singt ihnen Lieder, betrachtet ihren Berg mit Nachdenken und besteigt ihn mit Andacht.

Er: Und was findet man oben?

Ich: Nichts, wie billig!

Er: Wie billig? Kein Schutzdach für den Wanderer, keine Halle für den Sänger, kein Denkmal, das fremden Völkern zeige, daß Deutschland seine große Vorzeit zu ehren weiß . . . Wenn das deutsche Volk jetzt seine Schuldigkeit tut, werden Mittel zusammenkommen, um die verschwundene Kaiserburg in ihrer mutmaßlichen Urgestalt wiederherzustellen.

Ich: Und wenn ihr ein Ding wie den Turm zu Babel hinaufbaut, wird es sich winzig ausnehmen in Vergleichung mit dem, was der kahle Berg uns jetzt zu denken gibt.

Er: Zu denken, ja; aber das Auge will auch etwas sehen.

Ich: Hast du je im Tacitus die Geschichte von der Leiche der alten Junia gelesen?

Er: Der alten Junia? Was du für Einfälle hast . . .

Ich: Sie war des Marcus Brutus Schwester, Cajus Cassius, des letzten Römers, Gattin gewesen. Das Leichenbegängnis war prächtig, die Ahnenbilder von zwanzig der vornehmsten Familien Roms wurden vorangetragen, doch vor allem, fügt Tacitus hinzu, glänzten Cassius und Brutus hervor, gerade dadurch, daß ihre Bilder nicht zu sehen waren.

Er: Das glaube ich, unter Tiberius.

Ich: Nun und wenn sich die Bilder hätten zeigen dürfen, wäre dann der Eindruck etwa größer gewesen? Gerade daran, daß sie fehlten, ermaß der Römer, wie sich die Zeiten geändert hatten.

Er: Aber etwas ist doch immer mehr als nichts.

Ich: Im Gegenteil, hier wäre es weniger als nichts; an der Kluft, wie sie vor dem jetzigen Nichts auf dem Hohenstaufenberg bis zu der Kaisermacht seiner ehemaligen Herren zu durchfliegen hat, ermißt die Phantasie die Größe des untergegangenen Hauses.

Er: Aber dürfen wir denn nichts tun, dessen Andenken zu ehren?

Ich: Was wir tun sollen im Andenken an unsere großen Kaiser, das steht auf einem anderen Blatte, was aber ihren Berg betrifft, sollen wir das Walten des Schicksals verehren, das ihn kahl gemacht hat, und die große geschichtliche Tragödie, die uns der öde Berggipfel vor's Auge stellt, nicht in ein elendes Rührstück verwandeln...

In den Streitschriften, in denen Strauß sich mit seinen Gegnern, d. h. den theologischen und philosophischen Widersachern seines „Leben Jesu" und seiner anderen historisch-kritisch-theologischen Arbeiten, auseinandersetzt, bewährt er sich als ein Meister der Politik, indem er mit souveräner Beherrschung der Formen des Humors, der Ironie, der Satire und des Sarkasmus, alle die großen und kleinen Kläffer, die ihn anbellten, sich zu erwehren weiß. Nicht minder sind manche Einleitungen zu seinen Schriften wahre Juwele humoristisch-satirischer Abschlachtung. Schenkel, Hengstenberg e tutti quanti wurden von den Rutenstreichen, womit er sie züchtigte, so getroffen und derart der Lächerlichkeit preisgegeben, daß sie keine Lust mehr hatten, mit ihm noch einmal anzubinden. Ohne Zweifel hat Apollo den Marsyas nicht gründlicher geschunden, wie hier Strauß den badischen Kirchenrat Schenkel, natürlich nicht physisch, sondern moralisch. Der hochmütige Kirchenrat hatte im „Schwäbischen Merkur" erklärt, daß er sich weder mündlich, noch brieflich, noch in einer Druckschrift jemals ihm zu nähern versucht habe. Darauf erwiderte Strauß mit wahrhaft vernichtender und im hohen Grade überlegener Ironie: „Wie wenig muß er auf die Proben von Klugheit gebaut haben, die er schon gegeben, wenn er meinte, es könnte irgendwer, der von ihm und seinem Tun auch nur oberflächlich Notiz genommen, ihm eine so unkluge Handlungsweise zutrauen, als die gewesen wäre, mit mir eine Verbindung zu suchen? Er, der „Doktor und ordentliche Professor der Theologie, der badische Kirchenrat, Seminardirektor und erste Universitätsprediger", sich mündlich, brieflich oder gedruckt einem Manne nähern, der nichts ist, nicht einmal der Huttensche Niemand, weil er doch in jungen Jahren die Schwachheit gehabt, den Titel eines Doktors der Philosophie sich zu erwerben! Doch wäre es noch um die Herablassung, wenn nur nicht dieser Niemand es auf sich hätte, in den Abgrund seines Nichts wider seinen Willen auch

[1]) Gesammelte Schriften, Band 5, „Gegen Schenkel", Seite 153 ff.

andere, die sich ihm nähern, hinabzuziehen! Diesen Stand der Dinge haben sich aufstrebende Theologen schon seit einem Menschenalter wohl gemerkt. Gerade solche, die von mir eine Anregung empfangen hatten, und die sich nun einerseits zwar auf einen wissenschaftlich freieren Standpunkt stellen, andererseits aber doch auch ihre kirchliche oder akademische Stellung nicht verlieren wollten, suchten dies in der Regel dadurch zu erreichen, daß sie in ihren Schriften erst über mich (was kann man sich nicht gegen einen Niemand erlauben!) mit einigen Fußtritten hinwegschritten, dann nach so gelöstem Freibrief ihe eigenern Wagnisse um so getroster zu Markte brachten, und die Berechnung hat fast niemals getäuscht. Von dieser verständigen und so offenbar zweckdienlichen Taktik sollte irgend jemand Herrn Schenkel das Gegenteil zugetraut haben? Ihm, der zum Besten der Kirche und der Wissenschaft sich ‚möglich', ja wirklich zu erhalten suchen muß, zugetraut, mit dem notorisch Unmöglichen, dem Verfasser des kritisch bearbeiteten ‚Leben Jesu', eine Verbindung gesucht zu haben? Das hat ihm niemand zugetraut, und er selbst kann nicht im Ernste geglaubt haben, daß es ihm jemand zutrauen würde."

Wenn sich auch unsere zünftigen Kritiker und unsere nüchternen Literaturhistoriker über meinen Ausspruch entsetzen sollten, so muß doch hier ausdrücklich betont werden, daß die zahlreichen literarhistorischen Arbeiten von Strauß gerade dadurch so interessant und fesselnd sind, daß er den strengen und ernsten Gang der wissenschaftlichen Ausführungen durch humoristische und satirische Zwischenbemerkungen unterbricht. Zum Schluß dieses Kapitels über den Humoristen Strauß mag daher eine Probe dieser Eigenart des Literarhistorikers, nämlich eine Bemerkung von ihm aus dem Artikel: „Barthold Heinrich Brockes und Hermann Samuel Reimarus", mitgeteilt werden:[1])

Es heißt von Salomo, er habe geredet über die Gewächse, von der Zeder bis zum Ysop, über Vieh und Vögel, Fische und Gewürm, ebenso hat Brockes über alle diese und noch dazu über Sonne und Regen, Feuer und Wasser, Luft und Erde, Stein und Metall, die

[1]) Vergleiche „Kleine Schriften biographischen, literatur- und kunstgeschichtlichen Inhalts von David Friedrich Strauß", Leipzig 1862, und „Gesammelte Schriften", Band 2, Seite 3 ff.

fünf Sinne und die vier Jahreszeiten Reime gemacht ... Der Nutzen der einzelnen Naturwesen für die Menschheit ist diejenige Seite, in deren Ausführung der behagliche Senator sich am liebsten ergeht. So z. B. das Schwein, das so uneigennützig ist, Teile zu haben, die lediglich auf die Menschen berechnet seien. Seine Ohren, Schinken, Rüssel, Zunge und Füße liefern uns nebst den Würsten so manches zum Gericht.

Gestehe jeder voll Erkenntlichkeit mit mir
So von wild- als zahmen Schweinen, es sei gar ein nutzbar Tier,
Und erheb' und ehr' und preise den, der sie uns schenkt, dafür.

Selbst die wilden Raubtiere, wie z. B. der Marder, macht den Schaden, den er in unserem Hühnerstall anrichtet, durch seinen trefflichen Pelz wieder gut. Und daß demselben zum scheinbaren Überfluß auch noch Kollega Iltis beigegeben wurde, rechtfertigt sich dadurch:

Daß sein Balg viel schlechter, und im schlechtern Preise nur
Insgemein verkaufet wird; wodurch denn auch armen Leuten
In dem Frost geholfen ist, allerlei sich zu bereiten.
Um sich von der strengen Kälte zu bedecken und zu schützen,
Können also Iltiss' auch den verlass'nen Armen nützen.

Doch außer dem leiblichen Nutzen weiß unser wohlmeinender Dichter bei manchen Tierarten auch geistige Lehre und Erbauung zu holen. So scheint ihm das Schaf neben der Nutzbarkeit aller seiner Teile überdies.

Ein belehrend Tier, ein Bild der Frömmigkeit zu sein.
Wer etwa meint, dies sei zu viel, der darf nur Hirtenlieder lesen,
Man wird befinden, daß sogar durch Bilder von der Schäferei
Man froh und gleichsam ruhig werde und inniglich gerühret sei.

Der Dichter war nämlich zugleich Gemäldekenner und hatte seine Zimmer mit zierlichen Bildern im Geschmack Watteaus ausgeschmückt.

X.

Persönliches, Lebensgrundsätze und Maximen

David Friedrich Strauß war eine durchaus komplizierte Natur. Mit der Objektivität, Gründlichkeit und Nüchternheit des strengen und unerbittlichen Forschers und Kritikers ging bei ihm Hand in Hand ein stark ausgeprägtes Empfinden und Fühlen. Die Schärfe des Verstandes war gepaart mit einer beweglichen Einbildungskraft, einem außerordentlich feinen künstlerischen Verständnis und der lebhaftesten Empfänglichkeit für das Ästhetische, das Große und Bleibende in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Bei einem solchen Genius haben daher nicht allein seine Schriften, die die Summe seines Wissens, seiner Forschungen und seiner Studien enthalten, sondern auch seine persönlichen Stimmungen und „Sentiments" einen hohen Reiz und bedeutsamen Wert, zumal dieser klare Kopf und lichtvolle Schriftsteller über die Eigenart seines Wesens selbst nicht im Dunkeln tappte, sondern sich davon eine durchaus ungetrübte Vorstellung machte und dieser seiner Auffassung auch wiederholt einen ebenso beredten wie bezeichnenden Ausdruck zu geben wußte.

Das Lebens-, Charakter- und geistige Bild von David Friedrich Strauß wird daher erst dann vollständig abgerundet sein, wenn wir hier auch noch einiges Persönliche mit seinen eigenen Worten mitteilen, sowie auch von dem Denker, Lehrer und Erzieher der Menschheit so manche Lebensgrundsätze und Maximen, die sich gleichsam wie ein roter Faden durch seine ganze Ideenwelt hindurchziehen, zusammenstellen.

Hören wir zunächst, wie er über sich selbst urteilt. In den „Literarischen Denkwürdigkeiten", die er am 2. Februar 1866 zu

schreiben angefangen und am 27. Dezember 1872 abgeschlossen hat, sowie in seinen sonstigen Schriften und in zahlreichen Briefen an Freunde und Freundinnen entrollt er uns ein so zutreffendes autobiographisches Bild, wie es kein anderer besser und getreuer hätte entwerfen können:

Mir haben bei allem natürlichen Verlangen nach den Freuden des Lebens doch immer die rechten Organe gefehlt, mich derselben zu bemächtigen; ich habe mich zum Leben eigentlich immer nur sentimental und elegisch verhalten, die rechte Lebenslust und Lebensfreude nie gehabt; gerade deswegen tat mir die Betrachtung und Darstellung von Naturen wohl, die sich zum Leben so frisch, so naiv verhielten, seiner Güter sich so ohne weiteres zu bemeistern, seinen Freudenbecher so keck zu lehren wußten; gingen sie daran auch schließlich zugrunde, so konnten sie sich doch sagen, daß sie gelebt hatten. (Literarische Denkwürdigkeiten).

Nicht war was ich geschafft
Allwege gut,
Ach, bald gebrach's an Kraft
Und bald an Mut.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt,
Dort hab ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

(An Rapp, Ludwigsburg, den 27. November 1873.)

Meinen mich oft übermannenden Lebensekel halte ich für nichts Gesundes, er ist mehr Stimmung als Gesinnung; auch ist er nur dann mächtig in mir, wenn es sonst nicht richtig ist; wenn es ganz gut steht, weicht er. (An Rapp, Darmstadt, den 28. Mai 1872.)

Das Schicksal verfährt mit Ihrem Freund nach einer unerbittlich strengen Regel. Alles Geistige, alles, was mit seiner literarischen Stellung zusammenhängt, gewährt es ihm vollauf, sein bloßer Name genügt, daß an jedem Ort die gebildetsten und besten Menschen sich beeifern, ihm Dienste zu leisten; eine Fülle von neuen Kunstanschauungen und Ideen streben ihm zu, ein Schatz, an dem er den ganzen Rest seines Lebens hindurch zu zehren haben wird, aber alles behagliche Glück anderer Menschenkinder, woran auch er seinen

Teil haben möchte, das versagt ihm sein Schicksal mit eiserner, ja höhnischer Folgerichtigkeit.

(An Emilie Siegel, Dresden, den 4. Mai 1849.)

Ich sollte zwar eigentlich ein Kopf sein, aber die Natur des Stimmungsartigen in mir verdirbt den Kopf. Der Kopf läßt die Natur nicht aufkommen, die Natur verkümmert den Charakter, und dieser knebelt wieder die Natur. So kommt gar nichts heraus.

(An Rapp, München, 23. Januar 1851.)

Ich bin ein Epigone jener Periode der Individualbildung, deren Typus Goethe bezeichnet, und kann weder noch will ich aus diesen Schranken heraus. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. Odi profanum vulgus et arceo ist und bleibt mein Wahlspruch . . . und wenn man mir das allgemeine Beste entgegenhält, beharre ich auf diesem Individualprinzip und sage nur, was und wo mir wohl ist, wo ich mir genüge, kann ich der Welt genügen und wohltun.

(An Vischer, Heilbronn, den 13. April 1848.)

Es ist schade für mein formelles Talent, daß es so unbenutzt bleiben soll. Erfinden kann ich wenig, aber ordnen, gruppieren, darstellen wohl.

(An Vischer, Stuttgart, den 4. Januar 1842.)

In meinem Leben habe ich viel mehr durch Kleinmut gefehlt und verloren, als durch Stolz.

(An Rapp, Stuttgart, den 15. März 1842.)

Ich bin ein Künstler, freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunsttrieb und Formsinn, aber die Phantasie nicht gab, jene Form voll zu gießen, so nehme ich den Inhalt aus der Wissenschaft.

(An Rapp, Heilbronn, den 7. Juli 1848.)

Ich wollte reisen, nun verreis' ich nicht,
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher,
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder,
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht,
Ein Weib verstieß ich, ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben,
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör ich, nennen mich die Leute,
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

(Poetisches Gedenkbuch.)

O Heidekraut, o Heidekraut!
Wie gern auf dich mein Auge schaut,
Du treibest keine stolzen Ranken,
Wie Rosen, die im Winde schwanken,
Du lebst dem niedern Moos vertraut;
O Heidekraut!

O Heidekraut, o Heidekraut!
Wie fühlt sich dir mein Herz vertraut,
Du schickst nicht buhlerische Düfte,
Wie volle Nelken, durch die Lüfte,
Bist eine züchtig-stille Braut,
O Heidekraut!

(A. a. O.)

Für mich war die Abschweifung auf das biographische Gebiet ein Bedürfnis meiner Natur. In meinen früheren theologischen Arbeiten war der Poet in mir, so manche seiner Gaben er auch hatte verwerten können, doch noch nicht ganz zu seinem Rechte gekommen. Oft hatte ich in früheren Zeiten gedacht: Wenn ich nur einen Roman schreiben könnte, ein schlechter sollte es gewiß nicht werden, den ich schriebe. Allein das Üble war: ich konnte überhaupt keinen schreiben. Hier, in der Biographie, war nun der Roman, wie ich ihn schreiben konnte, gefunden. Was ich nicht leisten konnte, die Erfindung, war mir hier erspart: die Fabel, die Personen mit ihren Charakteren und Schicksalen, war geschichtlich gegeben. Was

mir aber zu Gebote stand: die Gabe der lebhaften Vergegenwärtigung, des warmen Gefühls, der plastischen, Gemüt und Phantasie des Lesers anregenden Darstellung, das konnte hier noch ganz anders als bei meinen theologischen Arbeiten zur Anwendung kommen. Und was ich bei diesen geübt hatte: die Fertigkeit der kritischen Sichtung, der immanenten dialektischen Abwicklung des Stoffs, davon war auch im biographischen Fache gar wohl Gebrauch zu machen.

(Literarische Denkwürdigkeiten.)

Zur künstlerischen Bearbeitung gehört eigentlich auch ein künstlerischer, von der Phantasie geschaffener Stoff. Künstlerische Bearbeitung der Wissenschaft ist das Belegen eines Esels durch ein Pferd; deswegen wird der so wie ich Angelegte notwendig bisweilen den Trieb zu ganz künstlerischer Produktion empfinden, was aber, da die Phantasie fehlt, eine umarmende Wolke statt der Juno, mithin ganz fruchtlos, ist. Kann daher aus diesem Treiben nie etwas Selbständiges werden, und ist es daher sehr streng zu beschneiden, so wird es doch in diesen Schranken gehalten durch Verfeinerung des Formsinnes und auch für die künstlerisch wissenschaftliche Tätigkeit nicht ohne Nutzen sein. (An Vischer, München, den 24. Febr. 1849.)

Vor Fürsten wie im Volksgedränge hab ich mich immer strack gehalten.
Nie hab' ich von der Joppe viel, nie mehr von Ordensfrack gehalten;
Stets war des weisen Meisters Spruch für mich von zwingendem Gewicht;
Doch gar nichts hab' ich immer auf des Publikums Geschmack gehalten.
Ein Gläschen Wein, ein traulich Wort mit einem Freunde tauscht' ich gern;
Den großen Zirkeln hat mich fern der Lärm und der Tabak gehalten.
Die Menschheit hielt ich immer hoch, und manchen Menschen liebt' ich auch,
Die Mehrzahl aber hab' ich stets, verzeih' mir's Gott, für Pack gehalten.
Noch blinkt des Mondes Silberkahn, der Sonne goldnes Schiff wie neu;
Doch diesen Erdball hab' ich oft schon für ein altes Wrack gehalten.

(Poetisches Gedenkbuch.)

Etwas Gründliches kann ich nur in der Theologie leisten. In allem anderen bin ich bloß Dilettant, und ein solcher hat kein Recht zum Schreiben — ich habe es auch schon getan (wer unterliegt jetzt der Versuchung nicht?), aber mit keinem guten Gewissen. Allein die theologischen Fragen interessieren mich nicht mehr stark genug; alle meine theologische Schriftstellerei bezweckte doch nur, mich aus den

Falten des schwarzen Rockes herauszuwickeln, und dies ist vollständig geschehen. Ruf habe ich mir auch so viel gemacht, als bei meiner Art von Talent möglich war. Dazu ist jetzt so viel Persönlichkeit, Neid usw. auf diesem Felde, daß man am besten tut, sich zurückzuziehen.

(An Wilhelm Strauß, Sontheim, den 1. Oktober 1843.)

Mein Feld kann nicht das Unbestimmte der Literatur überhaupt sein, sondern ich war berufen, vom philosophischen Gesichtspunkte aus und in allgemein genießbarer, ästhetischer Form, aber doch ein bestimmtes Feld zu bebauen. Daß dies gerade die Theologie wurde, war ein Unglück, da mir die unter den Händen zerging . . . Zur Philosophie als solcher habe ich kein Talent. Die Politik, wenn ich nur daran denke, setzt mich aus allem produktiven Humor heraus.

(An Vischer, München, den 13. Oktober 1850.)

Die Kunst im weitesten Sinne, mit eingeschlossen noch die menschliche biographische Seite der Geschichte, ist noch das einzige, was mich anzieht und glücklich macht. Auch hätte ich es vielleicht in diesem Felde der literarischen Tätigkeit zu etwas bringen können, wenn ich es zeitig als Fach betrieben hätte, obwohl mir die Schwäche des Hauptsinnes für Kunstanschauung immer im Wege gestanden wäre. Nun aber bin ich auf diesem Felde bloßer Dilettant geblieben, der wohl hier und da einen richtigen Blick, einen guten Gedanken hat, aber dem es an zusammenhängender Ein- und Übersicht, sowohl in historischer als in philosophischer Hinsicht, fehlt, und mit dem Bewußtsein des Dilettantismus kann man doch höchstens ein Aufsätzchen, eine Rezension unternehmen, aber nicht eine größere Arbeit, von der man Befriedigung hofft. Eine solche hält man doch nur dann aus, wenn man sich bewußt ist, daß sie kein anderer, wenigstens dermalen, so zu machen imstande wäre. Stellte sich mir eine Aufgabe unter diesem Gesichtspunkte dar, so habe ich sie jedesmal am Kopf genommen . . . Ein weiteres ist, daß ich, um eine größere Arbeit über mich zu nehmen, durchaus einen pathologischen Antrieb brauche, die pathologischen Antriebe meines jetzigen Lebens aber für die wissenschaftlichen Arbeiten, die ich doch allein machen kann, nicht zu gebrauchen sind. (An Vischer, München, den 13. Oktober 1850.)

Wir können nur um gut Wetter bitten, aber keines machen, auch das innere nicht, ich wenigstens nicht.

(Brief an Wilhelm Strauß, Stuttgart, den 15. Mai 1838.)

Ich hasse Erörterungen zwischen Freunden, man ist selten in ihnen wahr, und selten machen sie die Sache klarer; doch gibt es Fälle, wo sie nicht zu umgehen sind. Wenn eine Brunnenröhre sich verstopft hat, muß man sie aufgraben und wenn man noch so ungern im Schlamm wühlt.

(Brief an Rapp, Stuttgart, den 3. Februar 1839.)

Freie Geistesschöpfungen! Nun einige der Art, so gut ich's eben konnte, habe ich ja während meiner Mußezeit geliefert. Aber zu freien Geistesschöpfungen im eigentlichen Sinne ist unsereiner eben nicht der Mann. So stetig und nachhaltig quoll es nicht in mir, daß ich auch ohne Anlaß von außen immerfort hätte schaffen, und wiederum auch den geduldigen Gelehrtengeist hatte ich nicht, daß ich auch ohne Rücksicht auf das Schaffen immerfort hätte arbeiten können. Dazu — meine alte Klage — das Zweiseitige, Unzusammenhängende meiner geistigen Begabung. Ganz paßte zu dieser mein anfänglicher theologischer Beruf zwar auch nicht; aber hätte man mich in diesem gelassen, so glaube ich sicher, daß es mir gelungen wäre, nach und nach alle Quelladern meines Talentes in jenes Bett zu leiten, auch die ästhetisch-poetische Seite meiner Natur für die akademische Tätigkeit fruchtbar zu machen. Nun aber stieß man mich aus dieser Laufbahn, benahm mir bald jede Hoffnung, in dieselbe zurückzukehren: und so schön war die spröde Gebieterin denn doch nicht, daß ich mich hätte bewogen fühlen sollen, auch ihre verschlossene Pforte noch zu belagern. (Literarische Denkwürdigkeiten.)

Zu einem eigentlichen Gelehrten bin ich nicht gemacht, ich bin zuviel von der Stimmung abhängig, habe zuviel mit mir selbst zu schaffen, auch ist an meinen Arbeiten immer die Form das Beste, was ins Gebiet der Kunst einschlägt. Andererseits aber gehört es zu meinen klarsten und wohlerworbensten Einsichten, daß ich zur Kunst als solcher noch weit weniger begabt bin, vermöge des Übergewichts der Reflexion über die Phantasie. Es ist daher viel-

leicht nur ein verirrter Lebenstrieb, was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig machte. (Brief an Rapp, Stuttgart, 7. Mai 1837.)

Eine Gelehrtennatur bin ich auch in meiner wissenschaftlichsten Zeit nicht gewesen, dazu habe ich mit Stimmungen, Empfindungen usw. zuviel zu schaffen, nicht Objektivität, Abstraktion von mir selbst, Versenkungsfähigkeit in die Gegenständlichkeit genug; ich habe auch das Wissenschaftliche, was ich gearbeitet habe, immer aus Leidenschaft gearbeitet und ohne Leidenschaft, Besessensein, kann ich gar nichts. Von dieser Seite bin ich ein Poet, in der Tat aber bin ich dies noch weniger als ein Gelehrter, weil mir dazu die Produktivität der Phantasie und die schöpferischen Kräfte durchaus fehlen. Ich las in der Rahel ein Urteil von ihr über Veit, das ich ganz auf mich anwende. Es heißt: „Er war nicht reich, seine Natur nicht ergiebig genug, nicht saftig, nicht üppig, nicht genug mit unwillkürlichen Einfällen begabt; ein Sichgehenlassen konnte bei ihm kein Schönes werden — —; er hatte aber große Gaben, Gaben des Lernens und des Sichtens — und war sehr gebildet, wußte, was ihm abging und konnte es oft fühlen — und darum war ich ihm so lieb und notwendig."

(Brief an Rapp, Stuttgart, 5. April 1838.)

Es wäre Affektation, wenn ich leugnen wollte, daß mir der Beifall, den meine Schriften über Ulrich v. Hutten und Voltaire in den weitesten Kreisen fanden, die warme Zustimmung, die meinen Briefen an Ernst Renau aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes entgegenkam, innig wohl getan, daß es mir eine tiefe Befriedigung gewährt hat, für meine alten Tage noch mit der Mehrheit meiner Zeit- und Volksgenossen in das harmonische Verhältnis zu kommen, das am Ende doch das Ziel jedes besseren schriftstellerischen Bemühens ist; dennoch (man mag es mir glauben oder nicht, übrigens bezeugt es ja der Erfolg) trug ich ja immer den Merck[1]) in mir, der mir zurief: „Solchen Quark mußt du nicht mehr machen, das können die anderen auch." Es fällt mir nicht ein, von jenen Schriften, die mir so viele und werte Sympathien eingetragen,

---

[1]) Bekanntlich Goethes vertrauter Jugendfreund.

gering zu denken. Es wäre auch Undank gegen meinen Genius, wollte ich mich nicht freuen, daß mir neben der Gabe der schonungslos zersetzenden Kritik zugleich die harmlose Freude am künstlerischen Gestalten verliehen ward: aber mein eigentümlicher Beruf liegt auf dem letzteren Gebiete nicht und wenn ich durch die Rückkehr auf das andere jene Sympathien wieder verscherzt haben sollte, so müßte ich das auf mich nehmen im Bewußtsein, nur getan zu haben, was meines Amtes war. Es ist freilich ein mißliebiges undankbares Amt, der Welt gerade das zu sagen, was sie am wenigsten hören mag. Sie wirtschaftet gern aus dem Vollen, wie große Herren, nimmt ein und gibt aus, solange sie etwas auszugeben hat, aber wenn nun einer die Posten zusammenrechnet und ihr sorglich die Bilanz vorlegt, so betrachtet sie den als einen Störenfried, und eben dazu hat mich von jeher meine Gemüts- und Geistesart getrieben. (Aus „Der alte und der neue Glaube".)

Wir? Das heißt nur ein Ich, und zwar ein solches, das ohne Verbindung, ohne Ahnung, eine möglichst vereinzelte Stellung einnimmt. O, weniger noch als das; er hat nicht mal eine Stellung, dieses Ich, und Geltung nur so viel, als man sein Wort ebenfalls will gelten lassen, und zwar das geschriebene und gedruckte Wort, da er zum Redner in Versammlungen, zum wandernden Missionär seiner Überzeugungen weder begabt noch aufgelegt ist. Aber man kann ohne Stellung sein und doch nicht am Boden liegen, ohne Verbindung sein und doch nicht allein stehen. Wenn ich Wir sage, so weiß ich, daß ich ein Recht dazu habe. Meine Wir zählen nicht mehr bloß nach Tausenden. Eine Kirche, eine Gemeinde, selbst einen Verein bilden wir nicht, aber wir wissen auch warum. Nicht zu zählen ist jedenfalls die Menge derer, die von dem alten Glauben, der alten Kirche, sei es evangelische oder katholische, sich nicht mehr befriedigt finden; die den Widerspruch teils dunkel fühlen, teils klar erkennen, worin beide immer mehr mit den Erkenntnissen, der Welt- und Lebensanschauung, den geselligen und staatlichen Bildungen der Gegenwart gekommen sind und hier eine Änderung, eine Abhilfe, für ein dringendes Bedürfnis halten.

(Aus „Der alte und der neue Glaube".)

Ich hört als Knab' ein Narrenwort,
Das noch den Mann erbaut:
Es hustet in der Predigt einst
Die Närrin überlaut.
Ei, hust' sie doch so widrig nicht!
Fuhr sie der Pfarrer an;
Herr Pfarrer, gab sie ihm zurück,
Ich huste, wie ich kann.

Daß schlecht zum Nachtigallgesang
Der Frösche Quacken stimmt,
Das hab' ich oft genug erprobt,
Und war darob ergrimmt.
Doch sucht ich Steine, war es mir,
Als rief der Frosch mich an:
Was willst du, ungerechter Mensch?
Ich huste, wie ich kann.

Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Auch leider manchen Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Die ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wörtlein an:
Wohl jedem, den kein Husten plagt!
Ich huste, wie ich kann.

Auch diese Verse, weiß ich wohl,
Sind nicht vom besten Schlag;
Doch hilft mir oft ein kleines Lied
Durch einen trüben Tag.
Nicht maß' ich ja der Nachtigall,
Der Lerche Ruhm mir an:
Nur eines bitt' ich, Leute, laßt
Mich husten, wie ich kann.

(Poetisches Gedenkbuch.)

Nachdem wir die persönlichen Momente und Stimmungen im Leben und in der Gedankenwelt von Strauß in großen Zügen veranschaulicht haben, mögen nur noch einige seiner bedeutsamsten und inhaltlich wie formell gleich beachtenswertesten Lebensgrundsätze und Maximen ein Plätzchen finden. Auch diese sind im großen Ganzen subjektiv gefärbt, doch begegnen wir einzelnen Sentenzen, die selbst losgelöst von allen Beziehungen, die sie mit dem Autor, der Zeit

und dem Gegenstande verknüpfen, an und für sich eine bleibende Bedeutung beanspruchen und gleichsam als ein Schatz für ewige Zeiten gelten können.

An Vischer schreibt Strauß einmal, Stuttgart den 3. Dezember 1840:

Ich muß lachen, wenn ich an mir erwäge, wie der Mensch ein zähes Leben hat. Ich meine immer, ich sei hin und bin es auch und doch geht es Tag und Tag immer wieder mit Leben und Arbeiten, und meint man, die Existenz nicht mehr ertragen zu können, so muß man's halt.

Auch sonstige Aussprüche in Briefen an die ihm Nahestehenden sind voll Weisheit, Geist, Witz, aber auch zuweilen sehr paradox, wie z. B. der folgende:

Lieber die Perlen vor die Säue geworfen als vor Affen und Pfaue. (An Rapp, Stuttgart, den 21. Oktober 1841.)

In betreff der freien, durch kein bestimmtes Verhältnis gebotenen Produktion verhält sich der Geist wie die Eiche, welche Eicheln herabwirft, wenn Boden und Wetter sie begünstigen, aber ganz ohne Rücksicht auf die liebe Schweinheit, die unten herumläuft. (An Vischer, den 24. Oktober 1852.)

Frei gelebt und losgebunden,
Dann sitzt man nicht dumpf zu Haus,
Schaut nicht lange, trübe Stunden
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

Schließe auf der Seele Schranken,
Laß die wilden Geister frei,
Ob's Begehren, Liebeskranken,
Oder Lust der Sinne sei.

Freudig werden sie am Himmel
Dann mit Luft und Winde ziehn,
Mit dem fröhlichen Gewimmel
Bunter Wolken weiter fliehn.

Werden sich im Regen baden,
Schwärmen in des Mondes Schein,
Selbst Natur, sind sie geladen
Mit Natur zum Lustverein.

Aber hältst du sie gebunden,
Dann verkümmerst du zu Haus;
Schaust die langen, öden Stunden
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

(Aus einem Brief an Rapp, Ludwigsburg, den 1. Dezember 1837.)

Ich glaube, daß im Grunde der Mensch selbst seines Schicksals Schmied ist und daß uns im großen wenigstens nichts widerfährt, was uns ganz fremdartig wäre.

(An Käferle, München, den 30. Mai 1850.)

Es ist schlimm, an einen neuen Ort versetzt zu werden, wenn man sich nicht auch imstande fühlt, ein neues Leben zu beginnen.

(Gesammelte Schriften, Band I, Seite 59.)

Das Andenken guter Menschen bleibt nicht bloß im Segen, sondern es spendet auch Segen fort und fort, aber gleich dem Wasserquell will es gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern. (A. a. O. Seite 104.)

In dem reichen, vielfachen Orgelwerke des Menschenlebens hat das Schicksal auch ein Register gezogen, auf welchem mit großen schwarzen Buchstaben: Entsagung! geschrieben steht. Ach, das ist ein trübseliges Register für ein gewöhnliches Menschenohr, das volleren Klang, bunten Reiz, raschen Wechsel begehrt. Aber es ist ein Register, das auch seinen Meister verlangt, sich seinen Meister bildet. Es lassen sich mittelst desselben Töne hervorbringen, so tief und innig, wie kein anderes Register sie kennt. Wer die ihm auferlegte Entsagung recht als seinen Beruf auf sich nimmt, der kann mittelst ihrer eine Gemütsverfassung sich erringen, um welche Glücklichere ihn beneiden dürfen. (A. a. O. Seite 113 ff.)

Erfrornem Laube kommt, Sonne, dein Blick zu spät,
Wer elend starb, dem lächelt das Glück zu spät.

(Aus „Poetisches Gedenkbuch".)

Echo des Geists ist das Geschicke,
Wie der hinausruft, schallt's zurücke.

(A. a. O.)

Nicht jeder Wein wird mit den Jahren
Gedieg'ner als er anfangs war,
Nicht viele sind in grauen Haaren
Mehr wert noch als im braunen Haar.

(A. a. O.)

Es läßt der Sturm der Leidenschaft
Das Alter ungerührt,
Der starker Jugend volle Kraft
Gewaltsam mit sich führt.

(A. a. O.)

„Es kommt bei einer Idee weniger auf ihre innere Fülle, als auf die Zeitgemäßheit an, um sie wirksam zu machen."

(Aus einem Briefe an Käferle, Heidelberg, 10. März 1855.)

„Eine Einsicht durchzusetzen, wenn sie einmal allgemein im Volke ist, geht nach Umständen schnell, aber die Einsicht erst zu schaffen, die Leute gescheit zu machen, dazu braucht's Zeit und Schaden, noch mehr Schaden, ohne den die Menschen einmal nicht klug werden."

(Aus einem Briefe an Meyer, Heilbronn, 18. Oktober 1862.)

„Wer den Monatsrettich gern ißt, darf auf das Mistbeet nicht schelten, worauf er gewachsen ist."

(Aus einem Briefe an Rapp, Heidelberg, 1. April 1859.)

„Ein gemeines, aber lenksames und seine Straße fortgehendes Landpferd ist am Ende besser, als ein Rassepferd, das hartnäckig

und störrisch bald stehen bleibt, wenn ich fort will, bald rechts läuft, wenn ich links ziehe."

„Mündlich und im Briefe mag man einen Gedanken versuchsweise in einem Satz ausdrücken, der noch nicht ganz klar, dem Gedanken nicht angemessen ist, es tut nichts. Man versucht es in einem zweiten Satz, und ist der nicht wieder ganz adäquat, in einem dritten und so fort. Auch spricht und schreibt man ja an einen Bekannten, der unsere Sinnesart kennt, mithin unserem Ausdruck mit seinem Verständnis nachzuhelfen, das von uns nicht Ausgesprochene zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ferner ist das Briefschreiben wie das mündliche Gespräch ein Sich-Ergehen, Hinschlendern, wo man auch mehr einmal stehen bleibt oder zurückgeht, um auf einem Punkt sich noch einmal umzusehen, ein liegengelassenes Schnupftuch, Stöckchen usw. zu holen. Wie gesagt, dies Herumdrehen und Durcheinanderwurscheln der Gedanken ist im Brief an seiner Stelle, begründet selbst einen Teil vom Reize des Briefstils, aber ins gedruckte Buch gehört es nicht. Hier muß jeder Satz seinen Gedanken klar und vollständig ausdrücken und alle zusammen müssen einen geordneten Fortschritt bilden. Kann nun zwar von letzterer Forderung je nach der Form eines Buches (z. B. wenn ich etwas in Briefform abfasse, bis auf einen gewissen Punkt Digression eintreten, so findet doch von der ersten keine statt."
(Aus einem Briefe an Klapp, Stuttgart, 22. September 1841.)

„Das Salz hört erst dann auf zu beißen, wenn es dumm geworden."
(Aus einem Briefe an Klapp, Darmstadt, 20. September 1872.)

„Der Trieb der Mutterliebe, das Individuum, das mit einem seinesgleichen andere seinesgleichen hervorbringt, in diesen anderen sich selber liebt und ihnen am Ende dem seinen Platz auf der Bühne des Lebens überläßt, das ist die innerste Kraft der Natur, die Seele der Welt." (Ges. Schriften, Bd. II, S. 22 ff.)

Frisch gewagt, ist halb gewonnen!
Aber manches, froh begonnen,
Ward in Traurigkeit vollbracht.
War der Morgen noch so labend,
Trübe wird vielleicht der Abend,
Und Gewitter bringt die Nacht.

Bande knüpfen, Bande lösen
Ist der Wechseltausch gewesen
Seit dies Erdenrund sich dreht,
Knüpfen ist oft nicht gedeihlich,
Aber lösen nie erfreulich
Sei es früher, sei es spät . . .

Nach dem Scheiden kommt das Meiden,
Und was bittrer sei von beiden,
Weiß nur der, der es erlebt.

(Poetisches Gedenkbuch.)

Das Publikum ist eine Kuh,
Die grast und grast nur immerzu,
Kommt eine Blum' ihr vor die Nas',
Die nimmt sie mit und fragt nicht: was?
Ist ihr wie andres Futter auch,
Beschäftigt das Maul und füllt den Bauch.

(A. a. O.)

„Naturen, Charaktere und Persönlichkeiten haben das gemein, daß sie mehr *sind* als ihre Bücher, wenn sie solche schreiben, enthalten. Bei Köpfen ist's umgekehrt, die sind weniger als ihre Bücher. Persönlichkeiten imponieren oft, ohne besonders achtungswert oder liebenswürdig zu sein. Naturen ziehen an, ohne zu imponieren, oft selbst, ohne daß man sie achten muß. Charaktere nötigen uns Achtung ab, auch wenn sie uns nicht imponieren und oft auch nicht liebenswürdig sind."

(An Rapp, Heilbronn, den 30. August 1843.)

„Das Allereinfachste begreifen die Menschen in der Regel zu allerletzt." (Gesammelte Schriften, Band I, Seite 278.)

„Ich las einmal irgendwo, man sollte jeden Brief gleich nach Empfang beantworten, solange er noch ganz frisch wirkt; wenn's freilich alle so machen wollten, würde sich das Leben in Briefen auflösen." (Aus einem Briefe an Vischer, Weimar, 25. April 1852.)

„Es ist uns eine lebendige Mahnung, in den Kämpfen und Gefechten des Lebens der Duldung nicht zu vergessen, im Streite nur den Frieden zu suchen und den Haß niemals Meister werden zu lassen. Was Menschen menschlich und gottähnlich macht, ist die Liebe."

Freundschaft reift in langen Jahren;
In Gefahren
Gibt sie ihre sichern Proben.
Aber loben
Soll man die auch, die in Stunden
Rasch empfunden,
In beglückten Umgangstagen
Angetragen,
Während schöner Sommerwochen
Ausgesprochen,
Sich als gut fürs ganze Leben
Kundgegeben.

(Poetisches Gedenkbuch.)

Wer weiß zu leben? der zu leiden weiß,
Wer zu genießen? der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? der sich beim Ertrag
Des eig'nen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? der den herben Ernst
Stets in ein heit'res Wort zu kleiden weiß.
Wer ist der Weise? der das falsche Gold
Vom echten schnell zu unterscheiden weiß.
Und wer der Fromme? der von Menschen wohl,
Doch nichts von Christen oder Heiden weiß.

(A. a. O.)

Wenn du um eine Geistestat,
So von der Mitwelt wirst geschmäht,
Daß selbst der Freund, der Kamerad
Dir schaudernd aus dem Wege geht,

Dann hoch das Haupt und hoch den Sinn!
Dann lache der gelehrten Herrn!
Denn über alle hoch dahin,
Geht leuchtend deines Geistes Stern.

Doch wenn's sich wendet, wenn's nun heißt,
Man tat dem Mann zu viel der Schmach!
Dann eingezogen! Es beweist:
Nun kommen dir auch andre nach.

Und wenn man endlich Ruh dir gönnt,
Und noch ein Stückchen Ruhm dazu:
Dann, Alter, hat's mit dir ein End,
Dann ist die Welt so klug wie du!

(A. a. O.)

DATE DUE

United Theological Seminary Library
MAIN B3342.K63 1908
Kohut, Adolph David Friedrich Straus :
3 0645 0006 2818 6